This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

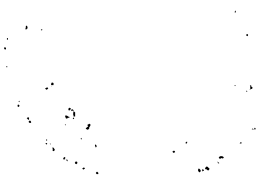
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Archiv

Ludwig Gabillon.

1855

Biechingi

Ludwig Gabillon.

Tagebuchblätter – Briefe – Erinnerungen.

Gesammelt und herausgegeben

von

Helene Bettelheim-Gabillon.

Mit 6 Porträts und 7 Abbildungen.

Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1900.

Alle Rechte vorbehalten.

Ch. Reißer & M. Werthner, Wien.

Vorwort.

Länger als ein halbes Jahrhundert war Ludwig Gabillon Schauspieler, über 42 Jahre stand er, immer in vorderster Reihe, im Verbande des Wiener Burgtheaters. In der Geschichte der deutschen Schauspielkunst bleibt ihm ein dauerndes Andenken gewiß — schon als dem berufensten Darsteller von Hebbel's „Hagen". Der gleichen Erinnerung werth ist aber auch der Mann. So untrennbar griffen bei ihm Kunst und Leben ineinander, daß das Eigenste, was der Künstler gab, nur ein Ausstrahlen seiner starken Persönlichkeit war. Bei seiner angeborenen Gabe, sich mitzutheilen, verstand es kaum Jemand besser, als er selbst, von seinen reichbewegten Schicksalen zu erzählen. Darum hat er in diesem Buche, das ein Bild seines Lebenslaufes geben will, immer dort, wo sich eine Zeile seiner Hand einschließen ließ, das erste Wort; und mit seinen Kindheitserinnerungen — die seinem Willen entsprechend herausgegeben werden — eröffnet er nun seine Biographie. Er schrieb jene Blätter in den Ferien 1881 und sie blieben dann, nur von Wenigen gekannt, in seinem Schreibtische liegen. Wohl hatte er sich vorgenommen noch Manches, wie er zu sagen pflegte, „für die Enkel" aufzuzeichnen, aber die vielbeschäftigte, lebendige Gegenwart ließ ihn nicht dazu kommen, der Vergangenheit eingehend zu gedenken. — So sind es nur etliche Bruchstücke, die er uns hinterlassen. Auch ein Sammler von Briefen, Theaterzetteln und Recensionen ist er nie gewesen — was sich nach dieser Richtung hin erhalten hat, ist nur vom Zufalle gerettet worden. Um so dankbarer begrüßte ich die Sorgfalt einiger Freunde meines Vaters, die eine Reihe seiner Briefe bewahrt und wieder in meine Hand gelegt haben. Seine Correspondenz mit Betty Paoli, die mehr als vier Decennien umspannt, ist nach dem Tode der greisen Freundin in meinen Besitz gelangt, sie bildet neben den Briefen an meine Mutter und manchen Auszügen aus seinen Tagebüchern die Grundlage der Biographie. Diese rückhaltlosen Aeußerungen wirken so unmittel-

bar wie photographische Momentaufnahmen, unschätzbar dadurch, daß sie streng und richtig die Contouren des Geschauten bringen; dagegen entwickeln sie oftmals nur die hellen Lichter und die tiefen Schatten, während sie die ruhigen Mitteltöne vermissen lassen.

Um dieses authentische, aber leider ziemlich lückenhafte Material möglichst zu vervollständigen, wandte ich mich an Altersgenossen, Collegen und Freunde meines Vaters, in seiner mecklenburgischen und seiner Burgtheater-Heimat, mit der Bitte, mir Kunde zu geben zumal von jenen ganz fernen Tagen, aus denen nur hie und da eine vergilbte Zeitungskritik oder eine schon zur Legende gewordene Anekdote aus dem Dunkel zu mir emportauchte! — Und wirklich — ich fand im hohen Norden einen alten Collegen, Albert Ellmenreich, und eine Collegin, Friederike Gehe, die Beide vor mehr als 50 Jahren mit ihm auf denselben Brettern gewirkt, und deren Berichten die Verse vorangehen könnten:

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf — —

Welch große Rolle spielte aber auch die Freundschaft in seinem Leben! Von Friedrich Bodenstedt, den er 1850 in Cassel kennen gelernt, bis auf Hermann Schöne, der wenige Monate nach meines Vaters Tod u. A. an mich schrieb: „... Gabillon wird nur ganz verständlich, wenn er in volles Licht gestellt wird, wenn er nicht im Halbdunkel gelassen oder gar durch bengalische Flammen beleuchtet werden soll. Tageslicht braucht der Prachtmensch, und er wird in den Augen derjenigen, die ihn oberflächlich kannten, wachsen und erklärt werden. Nur Wenigen hat er Einblick in sein Inneres gestattet, und die sollen dafür sorgen, daß der Wahrheit ihr Recht werde!" — Daß der Wahrheit ihr Recht werde, nach diesem Grundsatze war auch ich bestrebt vorzugehen, nur — kritische Schärfe wird wohl kein Unbefangener gerade von der Tochter fordern und erwarten. Ich will in diesem Buche, da wo ich selber einsetze — berathen und gefördert von meinem Manne — auch weiter nichts, als in dem Texte meines Vaters und seiner Freunde dort die Fäden wieder anknüpfen, wo ich sie jäh abgerissen vorgefunden. Nicht anders, neben ihm in seinem Schatten wandelnd, wie dereinst, da er noch unter uns war, und es mir von Kindheit an vergönnt gewesen, an seiner Seite durch den sommerlichen Wald zu streifen, zu früher Osterzeit in glückseliger Ferienstimmung mit ihm den zugefrorenen Grundlsee zu überschreiten, und beim heißen Studium ihm die Rollen zu „verhören". Dabei ward mir

von seinem Sinn und Wesen um so Vieles mehr offenbar, als jedem Anderen, der noch lebt, daß ich — nur in dem Bewußtsein — den Muth gefunden, zu Allem, was mein Vater an Selbstgeschriebenem hinterlassen, noch Blatt um Blatt hinzuzufügen. Seine Tagebücher und Briefe sind so sehr von der Wucht und Kraft seiner Persönlichkeit durchsetzt, daß es mir mehr als einmal war, während ich mich beim Lesen darein vertieft hatte — als hörte ich seine Hunde anschlagen, und als sähe ich ihn leibhaftig ins Zimmer treten, mit einem lauten, fröhlichen Gruß und dem kräftigen Winken seiner Rechten. — Und nun, da ich dies Buch in die Welt hinaussende, habe ich nur den einen Wunsch, es möge Allen, die es lesen, ein wenig so ergehen wie mir: auch für sie möge sein Gruß lebendig werden, und auch zu ihnen möge der tiefe Glockenton seiner markigen Stimme noch voll hinüberklingen!

Helene Bettelheim-Gabillon.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Buch. Von Güstrow nach Wien 1
Erstes Capitel. Kindheit 3
Zweites Capitel. Der Vater 21
Drittes Capitel. Vom Gymnasium zur Wandertruppe 29
Viertes Capitel. Hofschauspieler und Ehemann 40
Fünftes Capitel. Cassel und Hannover 48

Zweites Buch. Zweiundvierzig Jahre Burgtheater 73
Erstes Capitel. Bei der jungen Garde Laube's 75
Zweites Capitel. Der Hagen des Burgtheaters 102
Drittes Capitel. Vom Sturze Laube's bis zum 25jährigen Burgtheater-Jubiläum 148
Viertes Capitel. Von der Direction Wilbrandt bis zum Tode Zerlinens . 191
Fünftes Capitel. Jubiläum und Ende 261

Rollen-Verzeichniß (1844—1895) 299

Quellen und Anmerkungen 305

Namen-Verzeichniß 309

Erſtes Buch.

Von Güſtrow nach Wien.

(1825—1853.)

Ik will di vertellen
Von olle Kamellen,
Von olle Geſchichten
Will ik di berichten.

Fritz Reuter.

Die Stadt Güſtrow (1827).

Erſtes Capitel.

Kindheit.

Ich erinnere mich an einen regneriſchen Abend. Ich ſtehe am Fenſter und ſtarre durch die kleinen Scheiben auf eine weite, weite Fläche hinaus. Es war der Weideplatz für Pferd und Rind. Ich ſehe ganz deutlich die ſtarken Hörner der Ochſen, die ſich von dem grauen dämmrigen Horizont abheben, und höre das klagende Gebrüll. Ich ſehe auch die Mähnen und die Schweife der Pferde, die in Folge der Näſſe an Hals und Schenkel ſchlaff niederhängen. — Ich denke mir, warum müſſen eigentlich dieſe Pferde und Ochſen Nacht und Tag auf der naſſen Weide bleiben, da doch unſer Pferd und unſere Ochſen im Stalle ſtehen. — In der Ofenecke ſteht ein ſchwarzlederner Großvaterſtuhl, und drinnen ſitzt eine alte Frau, die leicht eingenickt iſt: „Mutting, warum kommt unſer Pferd und unſere Ochſen in den Stall und die nicht?“ Die Alte fährt etwas unwillig über die Störung auf und ſagt: „Du dumm' Jung, das weißt du noch nicht? Die auf der Weide draußen ſind keine Pferde, das ſind nur Fohlen, und unſere Ochſen ſind ja Kühe.“ Nun war ich wohl ebenſo klug als vorher, aber wie viel Raum zum Nachdenken! Dann klopfte eine Nachbarin ans Fenſter. Die Alte öffnete: „Nachbarin Harms,“ fragt die Stimme, „gehſt du morgen Früh auch mit? Dann holen wir dich ab. Mein Mann kennt den Gensdarm, wir kriegen einen guten Platz. Du kannſt auch den Jungen mitnehmen.“ — „O nein, wie werd' ich denn, der iſt ja noch zu klein. Der iſt ja noch nicht mal ſechs.“ — „Ach was,“ meinte die Nachbarin, „ich war ein Jahr jünger und

habe zwei köpfen sehen, der wird ja man bloß gehängt!" — „Nein, ich laß ihn zu Haus, ich mache den Caro von der Kette los, mit dem kann er spielen." — „Na," meinte die Nachbarin, „mich geht's ja nichts an, aber man soll Kindern auch was gönnen; so'n Kerl von Pferdedieb ist nichts Bessers werth." Dann wurde die Oellampe angezündet, und die Alte ging hinaus, um die Fensterladen zu schließen. Ich fürchtete mich, ich faßte ihren Rock und ging mit. Im Zimmer bei der kleinen rauchigen Lampe erklärte sie mir dann auf meine eifrigen Fragen das Köpfen und das Hängen. — Wie der Kopf mit einem blanken Schwert ganz rein vom Hals abgeschnitten wurde, und das Blut viel höher als unsere Stubendecke spritzte, und wie der Gehenkte ganz blau im Gesicht die Zunge weit ausstreckte. Dann ward ich zu Bett gebracht, betete mein Vaterunser: „Mutting, kann ich morgen nicht mit?" — „Nein, nein, du bist noch zu klein, du ängstigst dich, und dann kommt dir im Schlaf der Gehenkte und streckt dir seine Zunge aus." — Am nächsten Tag spielte ich im Hof mit meinem treuen Freund Caro, fäbelte mit einem Stück Holz an seinem Hals herum und wollte ihn veranlassen, die Zunge auszustrecken. Caro ließ sich Alles gefallen, höchstens wehrte er mich mit der Pfote ab, wenn ich ihm allzu wehe that. Wir waren ja miteinander aufgewachsen und liebten uns zärtlich. — Das sind meine ersten Erinnerungen, die ich mühsam zusammensuchen mußte, alles, was folgt, steht scharf und klar, als wäre es gestern geschehen, vor meiner Seele!

Eines Morgens wurde ich mit einem wollenen Lappen und Seife von Kopf bis Fuß abgerieben und mein dickes Flachshaar mit einem alten, in Wasser getauchten Hornkamm — trotz energischen Widerstandes gründlich bearbeitet. Die Alte zog mir meine Sonntagskleider an, nahm mich auf den Schoß, küßte mich und weinte bitterlich. „Heute Nachmittag holen sie dich, mein liebes Jüngelchen, und bringen dich zu deiner Mutter!" — Ich starrte sie an. — „Ich bin ja gar nicht deine Mutter. Deine Mutter ist in der Stadt, du warst nur bei mir in Kost. Unser Herrgott weiß, ob ich dich nochmals wiedersehe." Und nun weinten wir Beide, und ich herzte und streichelte die runzlige Wange meiner alten Pflegerin mit all der Liebe, wie sie nur ein so junges Gemüth in sich hat.

Am Nachmittag kam eine robuste, rothbackige Person, musterte mich und mein Bündel, das die Alte sorgsam am Morgen gepackt, nahm mich bei der Hand und sagte: „So, nun gehen wir zu Mutting." Ich schrie jämmerlich und wollte mich losreißen. Sie hielt mich aber eisenfest, ich biß sie in die Hand, daß sie blutete — sie ließ mich erschrocken los, und ich flog zur Thür hinaus in den Hof zu Caro. — Ich umklammerte seinen

Hals und schrie fortwährend: „Caro, steh' mir bei, steh' mir bei!" Caro spitzte die Ohren und leckte mich. Dann rannte die Rothbackige in voller Wuth herbei und wollte mich fassen, aber Caro knurrte und wies drohend die Zähne. „O du Racker, komm du man nach Haus, das sag ich deiner Mutting, du bist ja wie 'n wildes Thier. Du hast hier schöne Sachen gelernt." Meine Pflegerin legte sich ins Mittel, beruhigte Caro, nahm mich bei der Hand und übergab mich der Rothbackigen, die mich hin und her schüttelte, daß mir die Augen übergingen. Die Alte sagte: „Thun Sie ihm nichts, er ist man weich und ist das nicht gewohnt, er ist ganz gehorsam." — Das waren die letzten lieben und guten Worte, die ich für lange, lange Zeit hörte. — Leb' wohl, Mutter Harms, leb' wohl, Caro! Ich hab' euch nicht wiedergesehen. Mutter Harms starb noch im selben Jahre, und Caro hat wohl einen anderen Herrn bekommen. Im Sturmschritt zog mich die Rothbackige fort. Mein lautes Weinen vermischte sich mit dem Heulen Caros.

Müde, traurig und außer Athem kam ich mit meiner Begleiterin, die mir unterwegs alle möglichen Strafen in Aussicht gestellt, bei „Mutting" an. Die glänzenden Augen, die finsteren, harten Züge der Frau erschreckten mich. Sie war krank, sie hatte seit Monaten das Zimmer nicht verlassen. Sie sah mich lange an, dann schob sie mich beiseite und sagte: „Nicht wahr, Marieken, er sieht ihm ganz ähnlich!" — „Jawohl, Madame, Art läßt nicht von Art. Er wird ebenso wie sein Vater, da sehen Sie mal, er hat mich in die Hand gebissen, als ich ihm sagte: wir wollten zu Mutting gehen." — „Na, das werden wir ihm schon abgewöhnen. Marieken, gib ihm sein Abendbrot und bring' ihn dann zu Bett." Ich konnte nichts essen, die Kehle steckte mir voll Thränen; ich wagte nicht laut zu weinen, ich schluchzte und sah immer gegen meinen Willen nach der finsteren Frau, die meine Mutting sein sollte. „So — komm her — sag' mir gute Nacht." — „Gute Nacht!" — „So heißt es nicht. Sag: gute Nacht, lieb' Mutting." — „Gut' Nacht, lieb' Mutting!" sagte ich mit einem Thränenstrom, ich meinte aber die andere Mutter! — Ich wurde in einen dunklen Alkoven geführt, kroch unter die Bettdecke und betete inbrünstig, aber ganz leise mein Vaterunser.

Am nächsten Morgen wurde ich in die Schule gebracht. Mamsell Jünke, ein altes, knochiges Fräulein mit mächtiger Haube und noch mächtigeren Händen — wie oft habe ich sie gefühlt — nahm mich in Empfang. Die Rothbackige — ich wußte jetzt, daß sie Marieken heiße — entwarf eine gefährliche Charakterschilderung von mir: „Das ist ein böser, obstinatscher Junge, da sparen Sie man keine Schläge, Mamsell. Denken Sie sich,

Mamselling, er hat mich in die Hand gebissen." — „Na, das werden wir ihm hier schon abgewöhnen." — Es waren dieselben Worte, die ich bei meiner Ankunft von meiner Mutter gehört! Ich sah mit scheuer Neugierde zu Mamselling auf und fand eine Aehnlichkeit zwischen ihr und Mutting. — Dieselben finsteren Augen, derselbe scharfe Blick. Dann versank ich in ein tiefes Nachdenken; ich suchte zu ergründen, was man nun wohl mit mir beginnen werde. Eine kräftige Ohrfeige weckte mich aus meinem Sinnen. „Junge, sei nicht so verstockt, das hilft dir hier nichts." Verstockt war für mich wieder ein neuer Begriff; ich wußte nicht, was das war, und hatte schon gute Lust, aufs Neue nachzudenken, aber zum Glück ließ mir Mamsell Jünke keine Zeit. Sie zog mich zu ihrem Lehnstuhl am Fenster und fing sofort an, mich in die Mysterien des A-B-C einzuweihen. Sie schlug die Fibel auf. Vorne war ein großer Hahn mit rothem Kamm und ebensolchen Schwanzfedern und unter ihm war ein Nest mit Eiern. Mein Antlitz leuchtete: endlich etwas Bekanntes, für mich Faßbares. So sah draußen bei meiner anderen lieben Mutting unser Hahn aus. „Was ist das?" fragte Mamsell Jünke. „Unser Hahn," antwortete ich frisch und vergnügt. „Ach, warum nicht gar, das ist überhaupt ein Hahn. Und was ist das?" „Das sind Eier. Aber der Hahn darf nicht darauf, das leidet Mutting nicht. Er brütet sie nicht aus, er ist dazu viel zu hochnasig, sagt Mutting, das muß die Henn'." Und nun kam ich in Zug und fing an, meine ökonomischen Kenntnisse auszukramen, wie viele Eier unsere Hühner gelegt und wie aus den Eiern Küken werden u. s. w. Mamsell Jünke fuhr mir mit den knochigen Fingern möglichst leicht durch mein struppiges Haar und sagte: „Na, Jung', du bist am Ende gar nicht so böse, sei nur fleißig und lerne was, dann werden wir uns schon vertragen." Und wir vertrugen uns später auch ganz gut, und wenn es auch hie und da eine Ohrfeige setzte, wenn ich einen Klecks machte und beim Buchstabiren eigenthümliche neue Worte erfand, die Ohrfeigen von Mamsell Jünke thaten nicht halb so weh als die von Mutting.

Am Mittag wurde ich von Marieken abgeholt; die Sonne schien hell, das Straßenpflaster blendete mich, ich war fast schwindlig. Ich hatte mich übermäßig angestrengt und war nicht gewöhnt, so lange in der Stube zu sitzen.

Mutting war heute besonders leidend und verdrießlich und wurde noch verdrießlicher, als Marieken erzählte, Mamsell Jünke hätte mir gleich eine Ohrfeige gegeben und gesagt, ich sei ein verstockter Junge. Ich aß mit scheuer Hast, fortwährend von Mutting zurechtgewiesen. „Du ißt wie ein Ferkel, man muß sich ja schämen." Das veranlaßte mich wieder zum Nachdenken. Die Ferkel, die ich kannte, fraßen aus einem hölzernen Trog und

hatten weder Löffel noch Gabel. Ich war froh, als ich aufstehen durfte. „So, nun geh' vor die Hausthüre und spiele. Mache aber keinen Lärm, ich will schlafen."

O du liebe, alte Hausthür, noch sehe ich dich deutlich vor mir. Du warst grün angestrichen, klobig und fest, hattest in der Mitte einen eisernen Ring, den ein genialer Schlosser mit allerlei Schnörkeln und Zierat geschmückt. Du warst drei Stufen erhaben über dem Straßenpflaster, und links und rechts stand ein roh zugehauener steinerner Pfeiler, oben flach, so daß man darauf sitzen konnte. Diese Stufen und Pfeiler waren jahrelang mein Spielplatz. Und wie jauchzte ich innerlich, wenn ich die Stube hinter mir hatte, über den Flur lief, um zu meiner Hausthür und meinen geliebten Stufen zu gelangen. Die Straße war für mich eine neue Welt. Ich setzte mich auf die obere Stufe und sah mir die lange Häuserreihe an. Ich hatte bei Tisch ein Stück Brot zu mir gesteckt, das zog ich nun hervor und biß gedankenlos hinein. Plötzlich berührte etwas Kaltes und doch Bekanntes meine Hand. Ich höre ein Schnüffeln, wende mich um und sehe einen Hund der mit seiner kalten Schnauze meine Hand stupfte, die das Brot hielt. Ich streichle ihn, umarme ihn leidenschaftlich, während der Köter gierig an meinem Brote nagt; ich zerbröckle es, werfe es ihm zu und rufe fortwährend: „Iß nur, mein lieber Caro, iß nur." Da tönte eine Stimme: „Nee, er heißt nicht Caro, er heißt Polly." Aus einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses guckte ein Junge in meinem Alter, der an einem mächtigen Butterbrote arbeitete. „Polly," fuhr er fort, „ist ein Schafskopf, er lernt gar nichts, er kann noch nicht einmal sitzen und Pfote geben und ist schon über ein halbes Jahr. Ich hab' ihn vom Fuhrmann Jenning, der sagte auch, mit die Künste würde er sich nicht auszeichnen, er hätte aber ein gutes Herz. Ich mag ihn nicht leiden, er ist so häßlich."

Häßlich war Polly allerdings. Er hatte keine bestimmte Farbe. Er machte den Eindruck, als hätte ein Maler seine schmutzige Palette an ihm abgewischt. Er war klein und entsetzlich mager. Die Pfoten dick, der Kopf ziemlich spitz, das rechte Ohr stand aufrecht, das linke fiel schlaff nach vorne und deckte dann und wann einen Theil des linken Auges, das in Folge dieser andauernden Belästigung furchtsam blinzelte. Aber ich fuhr nichtsdestoweniger mit meinen Liebkosungen fort, und Polly, an solche Zärtlichkeit nicht gewöhnt, wedelte vergnügt und leckte mir dankbar die Hand. „Wohnst du da?" fuhr mein Vis-à-vis fort. — „Ja." — „Wie heißt du?" — „Ludwig." — „Ich heiße Carl, und mein Vater ist Advocat. Was ist dein Vater?" — Ich weiß nicht." — „Hahaha! du weißt nicht mal, was dein

Vater ist?" — „Nein, ich bin bei meiner Mutter." — „Carl!" tönte plötzlich eine scharfe Frauenstimme aus dem Innern der Stube, „geh du vom Fenster weg."

Am nächsten Morgen traf ich Carl in der Schule. Ich nickte ihm freundlich zu, er erwiderte meinen Gruß nicht und wandte sich ab. Um zehn Uhr durften wir eine Viertelstunde auf dem geräumigen Hofe spielen und das mitgebrachte Frühstück verzehren. Ich sah Carl recht traurig an, ich dachte, er wäre mir böse, weil ich Polly gestreichelt. Trotzdem hob ich von meinem Butterbrot ein Stück für Polly auf und überlegte, wie ich ihm das heimlich zustecken könnte. Die Viertelstunde war vorüber, und Mamsell Jünke zeigte uns das mit den einladenden Worten an: „Nun man wieder herein, Jungens." Carl ging an mir vorüber und sagte kurz: „Mutting will nicht, daß ich mit dir umgehe, aber spiele du man mit Polly, ich mag ihn so nicht leiden, er ist so häßlich." Meine Mutter fragte mich während des Essens, wie es mir in der Schule ergangen. Ich erzählte ihr zögernd meine Erlebnisse. Sie machte ein bitterböses Gesicht und murmelte: „Elendes Volk." Dann sagte sie laut: „Bleib du nur für dich allein, ich habe auch niemand." Nachmittag saß ich mit einem ziemlichen Brotvorrath wieder auf den Stufen und erwartete Polly. Er ließ nicht lange auf sich warten. Er kam wedelnd herangesprungen und begrüßte mich wie einen alten Bekannten.

Am folgenden Tag war Sonntag. Während ich meine Milch trank, sprach meine Mutter leise und eindringlich mit Marieken. Sie schien ihr einen Auftrag zu geben, schließlich verließ sie weinend, ohne mich anzusehen, das Zimmer. Marieken putzte mich nun mit aller Sorgfalt heraus, schmierte mir sogar eine wohlriechende Pomade ins Haar, nahm mich bei der Hand und ging schweigend mit mir zum Hause hinaus. Dann begann sie, ich möge nun recht artig sein, ich ginge zu meinem Vater. Ich war aufs höchste verblüfft — ja, fuhr sie fort, das ist so! Vating und Mutting vertragen sich nicht gut, und da wohnen sie nicht zusammen. Das waren nun freilich böhmische Dörfer für mich. Ich fing wieder an nachzudenken und hörte kaum, was Marieken mir über meine Familienverhältnisse mittheilte. Wie im Traum trat ich in ein großes Haus, stieg eine breite Treppe empor, und plötzlich stand vor mir ein hoher, starker Mann in einem bunten Schlafrock. Ich weiß nicht mehr, was Marieken sagte, was der Mann sagte, ich suchte mir mit aller Anstrengung mein Verhältniß zu dem Manne klarzumachen, der ja mein Vater war, wie Marieken sagte. Ich schwieg beharrlich auf alle Fragen, die er an mich richtete, und betrachtete staunend die vielen Bücher und die mächtigen Actenstöße, die auf einem runden, mit grünem Tuch

überzogenen Tische lagen. „Junge, kannst du nicht antworten?" — Mein Vater hatte eine laute, helle Stimme. — Er faßte mich bei der Schulter und schüttelte mich leicht. Ich sah erschrocken zu dem großen Manne auf. „O Herr," meinte Marieken, „er ist man bloß verstockt, Mamsell Jünke sagt's auch." — Plötzlich nahm mich mein Vater auf den Arm, bedeckte mich mit Küssen und sagte sehr laut zu Marieken: „Das ist ein gutes Kind, er ist nicht verstockt. Er kommt vom Land und ist noch ein bißchen dumm." Dann küßte er mich wieder, führte mich zum runden Tisch, zog unter den Acten eine große Schachtel hervor, öffnete sie und packte eine Masse Herrlichkeiten aus, Häuser, Bäume, Pferde, Kühe, Bauern mit rothen Westen u. s. w. „So das gehört dir, spiele damit zu Haus." Er warf dann Alles mit einem Strich wieder in die Schachtel, küßte mich flüchtig, faßte mich bei der Hand, führte mich zur Thür: „Geh nun zu Mutting, grüße sie, ich werde nächstens kommen." Dann gab er Marieken ein Geldstück, kniff ihr die rothen Backen und schob uns Beide hinaus.

Auf der Straße zankte Marieken mich tüchtig aus: „Ludwig, du hast dich nicht einmal bedankt. Herrgott, wenn ich 'nen solchen lieben Vater hätte, wie wollte ich meinem Schöpfer jeden Morgen auf meinen bloßen Knien danken!" Auf mich wirkte das nicht. Ich dachte nur an meine Schachtel und hoffte, Karl würde mich beneiden, wenn ich vor der Hausthür all die schönen Sache auspackte. Mein Vater hatte mir gar nicht gefallen. Mit dem feinen Instinct der Kinder fühlte ich das Oberflächliche, das nicht Echte der Liebkosungen heraus.

Meine Mutter fand ich mit rothgeweinten Augen. Marieken berichtete umständlich, wie mein Vater mich empfangen und wie kalt ich das aufgenommen und schloß: „Madame, der Herr mag nun sein, wie er will, aber es war zu süß, wie er ihn auf'n Arm genommen und geküßt hat. Eins lasse ich mir nicht nehmen, ich will gerne dereinst Unrecht haben, Ludwig ist verstockt. Er hat sich nicht einmal bedankt."

Meine Mutter sah mich mit ihren glänzenden Augen durchdringend an. Dann zog sie mich langsam zu sich und küßte mich. Es war der erste Kuß, den ich von ihr erhielt. Ihre Lippen waren kalt wie Eis.

Wie oft schüttle ich heute verwundert den Kopf, wenn ich ganz gescheite Leute die Harmlosigkeit und Naivetät ihrer Kinder rühmen höre. Ich denke, haben denn diese Menschen nie einen Rückblick auf ihre eigene Kindheit gethan? Es gibt nichts Schlaueres, nichts Verschmitzteres als ein Kind. Instinctiv, wie der junge Fuchs ein Loch im Hühnerstall, findet das Kind sofort alle Schwächen und Blößen der Eltern. Es stellt mit erschreckender

Logik aus halben Worten, die dem feinen immer lauernden Ohr nicht entgehen, die volle Thatsache zusammen. Meistens trifft es das Richtige, verbirgt aber immer seinen Fund.

Ich wußte jetzt, daß ich meiner Mutter gegenüber gewonnenes Spiel haben würde, wenn ich meinem Vater keine Liebe zeigte. Sie fragte mich hastig und unruhig nach allen Einzelheiten, und ich sagte ihr mit der unschuldigsten Miene von der Welt — nicht weil es die Wahrheit, sondern nur, um ihr zu gefallen — Polly sei mir lieber als der Vater. „Wer ist Polly?" — „Polly ist Carl sein Hund." — „Du sollst nicht mit Carl verkehren." — „Nein, Polly kommt so zu mir, ganz allein, wenn ich vor der Hausthür sitze." Meine Mutter schwieg, und mir galt das als Erlaubniß, meinen Freundschaftsbund mit Polly aufrecht erhalten zu dürfen. Nach dem Essen nahm ich offen ein Stück Brot vom Tisch und ging dann, ohne zu fragen, mit meiner Schachtel vor die Hausthür. Meine Mutter hatte bereits ein gut Theil ihrer Macht verloren.

Ich packte auf den Stufen meine Herrlichkeiten aus und war außer mir vor Entzücken. So etwas hatte ich noch nicht gesehen. Polly sogar mußte warten, bis ich seine Liebkosungen erwiderte. Ich hörte, wie drüben das Fenster langsam geöffnet wurde. Carl räusperte sich mehreremale und pfiff, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ich war aber durch meinen Reichthum stolz geworden und spielte ohne aufzusehen ruhig weiter. „Du, Ludwig," rief er endlich, „ist heute dein Geburtstag?" — „Nein, das habe ich von meinem Vater." — „Ich weiß nun auch, was dein Vater ist. Dein Vater ist Steuerrath, und die Schachtel ist vom Kaufmann Behm. Ich habe eine eben solche zu meinem Geburtstag gekriegt, aber das hält nicht lange, das ist man so gemacht. Komm ein bischen zu mir herüber, mein Vater und meine Mutter sind bei Warnows zum Kaffee; wir gehen auf den Boden und spielen da." — Ich ließ mich nicht lange bitten. Wie sehnsüchtig hatte ich in der freien Viertelstunde dem Spiele meiner Schulgenossen zugesehen. Jetzt sollte auch ich spielen. Wir schlichen auf den Boden, bauten dort aus meiner Schachtel die Häuser auf, gruppirten die Menschen und Thiere, der Eine wollte es immer besser können als der Andere. Wir rissen uns die Pferde und Ochsen gegenseitig aus den Händen. Carl hatte Recht, die Sachen waren bloß so gemacht. In kurzer Zeit war der größte Theil meiner Herrlichkeiten caput.

Dann spielten wir Verstecken, krochen hinter den Schornstein, kletterten auf den Holzstößen herum und schrien aus voller Kehle. Polly betheiligte sich natürlich lebhaft, hielt aber immer zu mir. Plötzlich erschien Carls

Mutter. Sie gab ihrem Sohn eine derbe Ohrfeige, nahm mich ziemlich unsanft beim Arm, zog mich die Treppe herunter und setzte mich auf die Straße. Marieken stand in unserer Hausthür, ängstlich nach allen Seiten ausschauend. „O du böser Junge, komm du man zu Mutting, sie ist ganz krank, so hat sie sich geängstigt." Ich wurde mit aller Hast ins Haus geschoben und trat bang und zögernd ins Zimmer. Meine Mutter war feuerroth, auf dem Tische vor ihr lag ein gelber Rohrstock. „Wo bist du gewesen?" — „Ich habe mit Carl auf'm Boden gespielt." — „Was habe ich dir verboten?" Und nun faßte sie mich in namenloser Wuth, riß mich bei den Haaren, schlug blind auf mich los, bis sie erschöpft und keuchend in ihren Lehnstuhl sank. Ich hatte kaum die Schläge gespürt. Ich starrte voll Entsetzen und Grauen auf die rasende Frau. Vor Schreck konnte ich nicht weinen. Im Bette fühlte ich erst die Schläge, der ganze Körper brannte wie Feuer. Als Marieken mich am andern Morgen wusch, schrie ich ein paarmal laut auf vor Schmerz.

Von dieser Stunde an, hatte ich meiner Mutter gegenüber nur ein Gefühl: Furcht! Beim Frühstücken, beim Speisen saß ich ihr gegenüber. Ich gab mir dann Mühe, den Blick von ihr abzuwenden, aber die glänzenden Augen zogen mich an mit magischer Gewalt, ich mußte sie ansehen! Wie manche Ohrfeige bekam ich, wenn ich bei solchem Anstarren Suppe verschüttete. Ich sah diese Augen überall. In der Schule guckten sie über die Schulter in mein Buch. Sollte ich lesen, so stotterte ich unter dem Bann dieser Augen. Lag ich im Bett und schloß meine Augen noch so fest, die glänzenden Punkte drangen durch meine zugekniffenen Lider, bis die Stirn mir brannte und die Schläfen pochten. Meine Stufen waren meine Freistatt, da verließ mich die Angst, da liebte ich und wurde geliebt. Da saß, lange bevor ich kam, Polly links auf dem Pfeiler meiner wartend, er winselte vor Freude, wenn er mich sah, und ich hielt ihm das Maul zu, damit meine Mutter es nicht hörte. Ich hatte das instinctive Gefühl, sie würde mich bei der geringsten Gelegenheit von meinem einzigen Freunde trennen.

So vergingen Monate! Manchmal kam mein Vater. Dann gab es heftige Auftritte. Meine Mutter zankte, schrie und weinte, ich wurde hinausgeschickt und hörte draußen auf den Stufen drohende Worte. Mein Vater verließ dann ärgerlich pfeifend das Haus, fuhr mir im Vorbeigehen mit der Hand durch die Haare, warf mir auch wohl eine kleine Münze zu, für die ich heimlich in der freien Viertelstunde von einem Hökerweib, dem Restaurant unserer Schule, eine feine Semmel kaufte, die ich aber immer redlich mit Polly theilte. Von allen meinen Mitschülern war Carl der einzige, der freundlich mit mir verkehrte. Ich that, was ich ihm an den Augen absehen

konnte, und der Schlingel nahm das mit souveräner Hoheit als selbstverständlich hin. Er war mein Lehnsherr, das Lehen, das ich von ihm hatte, war Polly. Seine Eltern hätten das kleine häßliche Thier wohl längst beseitigt, aber Carl hielt ihm die Stange. Der gute Junge fühlte wohl, wie unentbehrlich mir Polly war. Ich hatte mir nach und nach eine Art Raison geschaffen. Die täglichen Schläge und Püffe — ich wurde für die kleinste Unachtsamkeit bestraft — machten mich wild und trotzig. Wenn meine Mutter nach dem Rohrstock griff, so biß ich die Zähne zusammen und hielt ruhig die Prügel aus, ohne zu weinen. Marieken hatte Recht, ich war verstockt.

So kam Weihnachten heran. Ich konnte nicht mehr auf den Stufen sitzen, draußen lag Schnee. Ich spielte mit Polly auf dem Hausflur, aber leise, ganz leise, das Thier schien zu wissen, daß es sich dort nicht bemerkbar machen dürfte. War das Wetter günstig, und lief ich auf der Straße umher, so sprang er bellend und wedelnd um mich herum. Eines Tages sagte Carl — wir fanden uns gewöhnlich auf dem Wege zur Schule, wir gingen seit längerer Zeit ohne Begleitung —: „Du, Ludwig, Polly muß weg. Mein Vater sagt, wenn ihn niemand haben will, bind't man ihm'n Stein an den Hals, und er wird ersäuft." Meine Mappe fiel mir aus der Hand. Polly ersäuft? Die hellen Thränen stürzten mir aus den Augen, Carl weinte fast mit. „Aber, Ludwig, bitt' doch deine Mutter, daß sie ihn nimmt, ich geb' ihn dir gleich." — „Ich bitt' meine Mutter nicht, sie haut mich." — „Ach was, bitt' sie man und streichle ihr über die Backen, ich mach's immer so, wenn ich was haben will. Weißt du was? Uebermorgen ist Weihnacht? Laß ihn dir zu Weihnacht schenken." Ich schwieg und dachte fortwährend nach, wie man es wohl anstellte, seiner Mutter über die Backen zu streicheln. Während des Unterrichtes ging es mir schlecht. Ich konnte nicht lesen. In jedem großen Buchstaben sah ich Polly mit'm Stein um den Hals. In der Schreibstunde machte ich verschiedene Kleckse, für jeden Klecks eine Ohrfeige, so war es Brauch bei Mamsell Jünke. Ich kam nach Haus, setzte mich zu Tisch, konnte aber nichts essen. Ich senkte den Kopf auf den Teller, um die Thränen nicht zu zeigen, die mir in den Augen standen. „Was hast du?" sagte meine Mutter. Ich schwieg. „Nun, wirst du sprechen? Hast du in der Schule was angestellt?" Ich schwieg noch immer. Meine Mutter fährt auf und sucht den Rohrstock. Ich aber stürze auf sie zu und, unter Thränenströmen, streichle ich ihr den Arm — das Gesicht konnte ich nicht erreichen — sie war eine große Frau — und schrie: „Polly kriegt'n Stein an'n Hals und wird ersäuft!" Ein entsetzlicher Jammer muß aus meiner Stimme geklungen haben. Sie läßt den Stock sinken und

sieht mich verdutzt an. Ein eigenthümliches Licht flog über ihre harten Züge, die Augen glänzten nicht. „Schenk' ihn mir zu Weihnacht, Carl gibt ihn mir gleich, er hat's gesagt." Sie stellte langsam den Stock in die Ecke. „Setz dich und iß." Der nächste Tag war endlos. So oft ich unbemerkt entwischen konnte, lief ich zur Hausthür, schaute sehnsüchtig auf das gegenüberliegende Haus, die Thüre war geschlossen. — Endlich kam der Nachmittag, und mit ihm Polly. Ich erzählte ihm Alles. Er sah mich verständnißinnig an, schüttelte sich das Ohr aus dem Auge und blinzelte sehr weise. Meinen Freund Carl konnte ich nicht sprechen, es waren Weihnachtsferien. Alle Kameraden warteten klopfenden Herzens der Dinge, die da kommen sollten. Mir klopfte auch das Herz — aber in banger Angst und Verzweiflung.

Der Weihnachtsabend kam, die Straßen wurden hell, die Tannenbäume warfen ihr Licht durch die Fenster. Schon hörte man hie und da das alte, nordische Julklapp. Mit diesem Ruf werden Geschenke von Gebern, die nicht gekannt sein oder überraschen wollen, auf den Flur geworfen. Marieken brachte die Lampe und einen Teller mit Pfeffernüssen und Aepfeln. Sie sah mich sonderbar lächelnd an, nickte mir zu und ging kichernd hinaus. Meine Mutter sagte milder als gewöhnlich: „Nimm dir Nüsse und Aepfel." — Und jetzt wurde die Thür halb geöffnet, Marieken rief: „Julklapp," und in der Thür stand mein Polly, ängstlich schnuppernd und blinzelnd. „Polly!" ruf' ich, und mit einem Satz ist er in meinen Armen. Ich will auf meine Mutter zuspringen, ich hätte sie geküßt — da tritt mein Vater ins Zimmer. Die Augen meiner Mutter wurden sofort glänzend, die Züge hart, ich wich scheu zurück.

Er zog aus einem großen Mantel eine Schachtel und mehrere Bücher für mich, meiner Mutter gab er ein Paket, das sie, ohne es zu öffnen, in die Ecke warf. Mein Vater wollte sprechen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen — wieder überkam sie die rasende Wuth wie damals, als sie mich so unbarmherzig schlug. Sie schrie mit gellender Stimme eine Menge Dinge, die ich nicht verstand. Ich kroch zitternd und weinend mit Polly, der Schutz bei mir suchte, in die fernsten Winkel. Als endlich meine Mutter keuchend und hustend schwieg, lachte mein Vater ingrimmig, stieß ein Schimpfwort aus, ging und warf die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten. Das war mein erster Weihnachtsabend, dessen ich mich erinnere. — Marieken war heute besonders barmherzig, ich schien sie zu dauern; sie richtete mein Bett, legte vor dasselbe ein altes Wolltuch für Polly und flüsterte mir beruhigende Worte zu: ich dürfe Polly immer behalten, Carl hätt' ihn ihr selbst gegeben, und morgen dürfe ich mit Polly spazieren gehen. Ich streckte meinen Arm aus dem Bett, streichelte Polly und schlief bald trotz allen Aufregungen ruhig und fest bis zum hellen Morgen.

Am nächsten Tage ging ich wirklich mit Polly spazieren, so vergnügt, so selig, als wäre ich der glücklichste, der beneidenswertheste Junge der Stadt. Wo ich mehreren Menschen begegnete, rief ich laut und befehlend: „Polly," um zu zeigen, daß das mein Hund sei.

Polly war ein außerordentlich verständiges Thier. Die Schule des Lebens hatte seine Fähigkeiten herausgebildet, ihm eine Art Weltklugheit gegeben. Er wußte, daß er häßlich sei. Es war ihm ja stündlich mit erläuternden Fußtritten von seinem früheren Herrn gesagt worden. Er zeigte sich stets demüthig, entgegenkommend, ein hartes Wort verscheuchte ihn, ein freundliches machte ihn glücklich. Er gewann meine Mutter durch seine Bescheidenheit; er bettelte beim Speisen mit einer reizenden Liebenswürdigkeit. Uebermannte ihn der Duft gebratenen Fleisches, so blinzelte er so innig, so selig trunken, daß das halbversteckte Auge Thränen vergoß. Die rechte Vorderpfote schwebte so lange in der Luft, bis ihm meine Mutter einen Bissen zuwarf. Sie streichelte ihn manchmal. Er begleitete mich jeden Morgen zur Schule. War das Wetter nicht gar zu schlecht, so fand ich ihn vor dem Schulhause meiner wartend. In der ersten Zeit verhöhnten meine Kameraden den häßlichen Hund, warfen ihn wohl auch mit Schneeballen. Da war's aus mit meiner Scheu und Zurückhaltung. Ich schlug mit einem Ernste, mit einem Ingrimm auf die Spötter los, daß sie bald den entschiedensten Respect vor mir hatten. Carl stand mir bei diesen Kämpfen treu zur Seite. Es war sein Hund gewesen, und die Beleidigung traf auch ihn.

So wurde ich zehn Jahre alt. Ich besaß für mein Alter starke Fäuste, war kühn und raufluſtig. Dann und wann suchten mich meine Schulgenossen, wenn es sich um eine Prügelei handelte. Jede Partei wollte mich auf ihrer Seite haben. Ich kam jetzt in die sogenannte große Schule. Ich declinirte „mensa" und erhielt regelrechten Religionsunterricht. Da hörte ich denn jeden Tag, daß Alles, was auf der Welt vorgehe, vom lieben Gott gesehen würde und Alles nach seinem weisen Rathschluß und göttlichen Willen gelenkt würde. Herr Candidat Prahl schloß gewöhnlich seinen Vortrag mit den donnernden Worten: „Und wenn der Himmel auch noch so hoch ist und wenn wir den lieben Gott auch nicht sehen, er sieht doch uns, denn er ist allwissend und allmächtig!" Saß ich dann Nachmittags mit dem Katechismus auf den Knien vor der Hausthür, so dachte ich über das Gesagte nach, statt mein Pensum auswendig zu lernen. — Wo wohnt der liebe Gott? Woher kennt man ihn? War Jemand oben bei ihm? War er einmal auf der Erde? Als ich diese Fragen eines Tages unter dem Gelächter der übrigen Schüler Herrn Prahl vorlegte, griff er in staunender Ent-

rüstung nach dem Rohrstock, und bei jedem Schlage rief er mit heiligem Eifer: „Glauben mußt du, mein Junge, glauben, auch wenn der liebe Gott dich nicht zum Kaffee ladet oder mit dir Ball spielt." Das war nun allerdings nicht die richtige Art, meinen wankenden Glauben zu stützen und zu kräftigen, im Gegentheil: ich wurde mißtrauisch gegen Bibel und Katechismus. Vollends verwirrt und verzweifelt machte mich das „ohn' Anfang und ohn' Ende". Wie war das zu deuten? Sollten die Schläge zu Hause und in der Schule nie aufhören? Selbst wenn ich todt war, ging es mir schlecht; man hatte mir gesagt, wer nicht fromm sei, käme in die Hölle und müsse in alle Ewigkeit, von den Teufeln gepeinigt und gemartert, — braten!

Marieken hatte mir zu Anfang des Winters ein Paar grünwollene Faust-Handschuhe gestrickt, die ich auf Befehl meiner Mutter im Freien tragen sollte. Sie konnte meine blaurothen Hände nicht leiden. — Die ihrigen waren gelbweiß wie alter Alabaster. — Ich hatte einmal den rechten, das anderemal den linken Fäustling verloren. Marieken hatte unter Schelten das Paar immer wieder vervollständigt, meine Mutter mir die üblichen Ohrfeigen verabreicht und alle möglichen Strafen in Aussicht gestellt, wenn ich jetzt nicht besser Acht gäbe. Eines Abends wurde ich in die Apotheke geschickt. Ich zitterte an Händen und Füßen, mein Vater war dagewesen, und eine jener Scenen, die mich mit Grauen und Schauder erfüllten und noch tagelang nachher alle Nerven in mir beben machten, hatte sich wieder abgespielt. Der Apotheker reicht mir die Flasche und das Recept, und plötzlich merke ich, daß mir der rechte Handschuh fehlt. Das fuhr mir wie ein Schlag durch alle Knochen. „Na, was hast du denn, Junge?" — „Ich habe meinen Handschuh verloren." — „In dem hohen Schnee findest du den wohl nicht wieder." — „Nein, aber es ist der dritte." — „Na, da wird Mutting böse sein." — „Ja, das wird sie wohl," sagte ich halb abwesend und ging. In all dem Jammer und der furchtbaren Erregung fehlte mir überdies mein Freund, mein Polly. Er hatte sich wohl vor dem Lärm verkrochen und war nicht mit mir gelaufen. Ich guckte rathlos zum Himmel auf. Ich fürchtete heute mehr als je die Schläge. Ich wußte auch, meine Mutter werde in solcher Stimmung eine Veranlassung suchen, ihre Wuth an mir auslassen zu können. Ich sehe heute noch ganz deutlich, wie ich die Medicinflasche, mit dem großen Recept umwickelt, in der rothen Hand hielt, wie ich bei sternenklarem Himmel durch den glitzernden Schnee stapfe, der unter meinen Füßen knirscht. Ich war so elend, wie ein Kind nur sein konnte. Da war mir's plötzlich, als hörte ich eine Stimme: „Glaube, glaube!" Ich betete halb zweifelnd, halb glaubend. Ich sagte mir, der liebe

Gott kann dir doch jetzt keinen Handschuh geben. — Aber er kann machen, daß du ihn gar nicht verloren hast. „Lieber Gott, wenn du Alles siehst, was hier auf Erden vorgeht, so laß mich heute Abend nur ruhig zu Bette gehen. Nicht wahr, lieber Gott, wenn ich nach Hause komme, so liegt der Handschuh auf dem großen Tisch in der anderen Stube. Da hab' ich gesessen. Zeig' mir, daß du auch einmal an mich denkst. Nicht wahr? Der Handschuh liegt auf dem Tisch in der anderen Stube." Ich hatte jetzt eine Art Stütze. Wenn's einen Gott gibt, sagte ich mir, so muß ich meinen Handschuh wiederfinden, denn er weiß ja, wie viele Schläge ich kriege; finde ich ihn nicht, dann hat Prahl Unrecht, dann gibt's keinen Gott, dann ist's auch gut, dann hilft alles Glauben nichts.

Meine Mutter hatte rothe Flecke auf den Backen, und ihre Augen blitzten, als wären sie aus Spiegelglas. Sie sah sofort meine unbedeckte rothe Hand. „Warum hast du keine Handschuhe angehabt?" — „Ich mußte so rasch fortgehen, hab's vergessen!" — „Wo ist der rechte Handschuh?" — „In der anderen Stube, auf'm großen Tisch." — „Hol' ihn her." Mein Glaube war fest wie ein Thurm, ich ging ohne Zagen zum Tisch, der Tisch war leer. Ich suche am Boden, auf meinem Bett, bei meinen Schulbüchern — umsonst! Der Handschuh war nicht da. Aber meine Nerven waren stark geworden. Ich biß die Zähne zusammen und sagte: „Hau mich man!" Es bedurfte dieser Aufforderung nicht. „Hau man zu, es gibt doch keinen Gott!" — „Herr Jesus!" schrie meine Mutter und sprang entsetzt zurück: „Was hast du gesagt?" — „Nein, es gibt keinen Gott; wie könnte der mitansehen, daß so'n Jung, der nicht halb so viel thut als die anderen, immer geschlagen wird, und gar kein Vergnügen hat. Prahl sagt das man so vom Glauben, weil's im Katechismus steht." Meine Mutter stieß mich mit dem Fuß von sich. Ich konnte noch lange nicht einschlafen, der Kopf brannte mir wie Feuer. Ich hatte Polly sogar vergessen. Ich hörte mit einem gewissen Stolz, daß meine Mutter nebenan schluchzte und weinte. Ich hatte nach dieser Scene für lange Zeit Ruhe, meine Mutter hatte eine Art Scheu vor mir. Ein Junge, der an Gott zweifelt, das war in Mecklenburg kaum dagewesen. Wenn eines Tages der Teufel in Person erschienen wäre, um mich zu holen, sie hätte das ganz natürlich gefunden.

Dafür aber stellte sich ihr Verhältniß zu Polly immer schroffer. Polly wurde älter, ernsthafter, vielleicht fühlte er auch instinctiv, daß meine Mutter mir nicht freundlich gesinnt; genug, er nahm die Fußtritte nicht mehr mit gewohnter Demuth hin, er ging ihr aus dem Weg, kam nicht, wenn sie ihn rief, bettelte sogar nicht mehr bei Tisch. Ich war thöricht genug, Polly

in ſeiner Abneigung zu unterſtützen; ich war übermüthig geworden. Mein Vater ſchien nach und nach wirklich Gefallen an mir zu finden, da durfte ich an Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen mit ihm weite Spaziergänge machen. Der Arzt hatte ihm für ſeine Wohlbeleibtheit ſtarke Bewegung verordnet. Es ergötzte ihn, wenn Polly und ich um ihn herumſprangen. — Das machte die Kluft zwiſchen meiner Mutter und mir täglich breiter. Ich hatte jetzt an meinem Vater einen Halt, ich ließ mich nicht mehr ruhig ſchlagen, ich wehrte mich, ſo gut ich konnte, oder entlief ihr und ging mit Polly hinaus vor's Thor, und kam dann oft ſpät Abends erſt nach Hauſe. Natürlich lernte ich unter ſolchen Verhältniſſen blitzwenig, ich vernachläſſigte meine Schulaufgaben und war während des Unterrichtes zerſtreut. Meinen Lehrern war ich ein Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes, meine Mitſchüler fürchteten mich. Aber Keiner war mit mir halb ſo unzufrieden, als ich ſelber es mit mir war. Ich ſehnte mich nach Liebe, nach einem Freundesherzen, und überall mied man mich und ſtieß mich zurück. Ich hätte mich für einen Freund in Stücke hacken laſſen, wenn ich einen gefunden hätte.

Im Mai wurde nach alter Gewohnheit die geſammte Hauswäſche auf die Bleiche getragen. Das gab meiner Mutter vollauf Beſchäftigung. Sie zählte und ordnete die einzelnen Stücke, und wenn ſie auch dabei ſchalt und eiferte, ſo glaube ich doch, es waren ihre einzigen glücklichen Tage im Jahr. Polly und ich waren natürlich überall im Wege. Wir wurden rechts und links geſtoßen, und Marieken, die tüchtig zugriff und doppelte Arbeit hatte, war auch doppelt ſo grob als gewöhnlich. Es war gerade Mittwoch. Meine Mutter rief mir zu: „Was ſtehſt du hier herum mit deinem Köter, geh doch mit deinem ſauberen Vater ins Wirthshaus!" Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ich nahm meine Mütze und lief fort. Mein Vater beobachtete vor ſeiner Hausthür den Zug der Wolken. Er imponirte, wie er ſo breitſpurig daſtand, den grauen Cylinder etwas ſchief gerückt, den apfelgrünen Rock mit blanken Knöpfen über der breiten Bruſt zugeknöpft, graziös ſeinen Rohrſtock mit weißem Knopfe zwiſchen den Fingern balancirend. Er ſah mich kommen und machte ein paar ſcherzhafte Lufthiebe als Begrüßung für mich und ſagte: „Louis, wir müſſen uns ſputen, wir werden ſonſt naß, bevor wir zu Krohn kommen." Wir ſchritten denn auch tüchtig aus, und kamen knapp vor dem Regen unter Dach und Fach. Mein Vater ſetzte ſich mit ſeinen Freunden zum bekannten Rothſpohn. Polly und ich erhielten ein ungeheures Butterbrot und wälzten uns dann in der großen Scheune auf Heu- und Strohbündeln. Erſt in der Dämmerung ließ der Regen nach, und wir wateten durch ein Kothmeer nach Hauſe. Dort war ſchon Alles ſtill.

Meine Mutter, von des Tages Arbeit erschöpft, hatte sich zu Bett gelegt. Sie machte ihre bekannten bissigen Bemerkungen von des Himmels wohlverdienter Strafe für das Herumbädeln, und sie hoffte, ich würde am nächsten Morgen mit einem tüchtigen Schnupfen und Husten aufwachen, den ja dann der saubere Vater auch curiren könnte. „Nimm dich in Acht," schloß sie ihre Rede, „unter dem großen Tische steht ein Korb mit der reinen, feinen Wäsche, streife nicht mit den schmutzigen Kleidern dran." Ich war todmüde und schlief bald fest wie ein Sack. Halb im Traum noch höre ich: „Madame, Madame, kommen Sie her, sehen Sie man das Unglück. Nein, dieser verfluchtige Köter!" Da war von Polly die Rede, und das brachte mich sofort auf die Beine. Entsetzlich! Polly, der gewöhnlich vor oder unter meinem Bette schlief, hatte, bis auf die Haut naß, wahrscheinlich einen wärmeren Platz gesucht und die feine Wäsche als Lagerstatt benutzt. Ich war starr. Meine Mutter stand kreidebleich vor ihrem Wäscheschatz, der sich wohl noch nie in so traurigem Zustande befunden. — Die Hauben, Tücher und Kragen waren graue Schmutzballen, überall die klar abgedrückte Pfote Pollys. Ihre Lippen zitterten, sie sprach kein Wort, die Augen suchten den armen Hund, dann blieben sie auf mir haften, so hart und böse, daß es mir durch Mark und Bein ging. Ich hätte gewünscht, daß sie geschimpft, mich geprügelt, ich hätte die Prügel mit Wonne geduldig hingenommen, dies Schweigen ängstigte mich über alle Maßen. Was wird sie thun? dachte ich mir. — — Wenn du fort bist, schlägt sie Polly krumm und lahm. „Trinke deinen Kaffee, du mußt zur Schule." Mir schmeckte kein Bissen. Polly war mittlerweile unter dem Bett hervorgekrochen, und saß wie gewöhnlich an meiner Seite, auf ein paar Brocken wartend. Meine Mutter ließ es ruhig geschehen. Ich hatte mich nun verspätet, noch weit vom Schulhaus hörte ich das letzte Läuten, ein Zeichen, daß der Unterricht beginne. Ich lief, was ich konnte, und beschwor währenddem Polly, nicht nach Hause zu gehen, sondern hier auf mich zu warten. Ich streichelte ihn flüchtig, und stürzte in die Classe. Es war Religionsstunde. Herr Prahl wies mich finster auf die Strafbank mit den Worten: „Heute Mittag eine Stunde nachsitzen."

Das war ein gräßlicher Morgen. Ich zählte die Minuten. Ich sah im Geiste Polly, wie er, abwechselnd von meiner Mutter und Marieken mit Fußtritten und dem Rohrstock mißhandelt, heulte und schrie und sich wunderte, daß ich ihm nicht beistand. Die Schule war aus, ich hatte noch eine Stunde nachzusitzen! Ich brach in bittere Thränen aus. „Na," meinte Candidat Müller, ein neuer Lehrer, der eben erst von der Universität gekommen und der mir die mit dem Nachsitzen verbundene Strafarbeit dictirte, „mich

freut's, daß du so viel Ehrgefühl hast." Ich sah ihn verwundert an. „Nun, nicht wahr, du schämst dich, daß du die Strafe bekommen?" Ich schüttelte mit dem Kopfe und weinte heftig. „Nun, so sprich, was ist's?" Schluchzend, nur zögernd, rückte ich mit meinem Jammer heraus. Er hörte mir wohlwollend zu. „Na, komm her, wir wollen die Aufgabe schnell machen, und dann kannst du gehen." Er half mir nicht allein bei der Aufgabe, er dictirte sie mir fast in die Feder. Ich wurde nach und nach ruhig und war in kurzer Zeit fertig. Ich dankte ihm viel tausendmal, und er sah mich lächelnd und kopfschüttelnd an, als ich fortstürzte. Er hatte mich in der halben Stunde besser kennen gelernt als meine übrigen Lehrer, die mich so lange unterrichteten. — — Ich sprang die Stufen hinunter. „Polly! Polly!" — Polly war nicht da. Der Sonnenschein blendete mich, die Augen brannten mir — ich hielt mich an den Feuerleitern, die rechts am Schulhaus der Länge nach unter einem Vordach auf schweren Pfosten lagen. Ich zählte mechanisch die Sprossen, betastete die eisernen Spitzen, und dachte mir: die hat Schmied Kröger gemacht. Ich wagte nicht, weiter zu gehen. Er sitzt gewiß auf den Stufen oder auf dem Pfeiler links und wartet auf mich. Er hat gesehen, daß die Schule aus ist, und ging dann nach Hause. Ich wollte mich damit trösten, glaubte aber selbst nicht recht daran. Ich schlich langsam weiter — alle Augenblicke nach dem Schulhaus zurückblickend, vielleicht kommt er doch noch — er hat wohl in einer Seitenstraße mit einem anderen Hund gespielt. Jetzt kam die Ecke. Wenn ich nun um die Ecke gucke, sitzt Polly vor der Hausthür; dann pfeife ich. Vorsichtig, wie beim Versteckenspielen, sehe ich die lange Straße hinunter. — Leer — ganz leer. In den meisten Häusern waren die Fenster geöffnet, und die Sonne blitzte auf den blanken Scheiben. Ich ging wie im Traum vorwärts, jetzt stand ich vor meinen Stufen, ich will pfeifen, die Kehle war mir wie geschwollen. Ich trete ins Zimmer. Marieken deckt den Tisch und kehrt mir den Rücken, als sie mich sieht. Meine Mutter war in der Küche. „Wo ist Polly?" — „Ach was," murmelte Marieken. „Wo ist mein Polly?" — „Das ging denn doch nicht an," brach Marieken los, wagte aber nicht mir ins Gesicht zu sehen, „das Thier ist ja lebensgefährlich. Mutting wollt'n an'n Tisch binden, da hat er ihr in den Rock gebissen und da hat'n Pierstörpp in die Nebel getragen." — Ich schrie auf, als hätte ich einen tödlichen Schlag erhalten. Pierstörpp war Tagelöhner, arbeitete manchmal für meine Mutter und wohnte nebenan in einer Hofwohnung. Ich stürze zur Thür hinaus, nebenan in den Hof. Pierstörpp saß auf einem Holzblock und rauchte seine Pfeife. „Pierstörpp, mein Polly?" — „Ja, Lude, der ist nun

wohl todt, wenn du ihn nochmal sehen willst, bei der großen Weide liegt er, gerad gegenüber von der Walkmühl." — Ich wie rasend zum Thor hinaus, die Nebel entlang, da steht die große Weide — wie manche Pfeife hatte ich aus ihren Zweigen geschnitten, am andern Ufer klapperte die Walkmühle — da war im vorigen Jahr beim Baden Fritz Sabelmann ertrunken. Langsam den Fluß herunter fuhr der Schiffer Claassen, den Einbaum voll Netzwerk. Das Alles sah und fühlte ich in einem Augenblick. Jetzt bin ich bei der großen Weide, die ihre unteren Zweige ins Wasser taucht. Ich halte mich am Stamm und stiere ins Wasser. Da — ein halber rother Ziegelstein, mit einem Strick umwunden, und da — Polly. Die Vorderpfoten krampfhaft an den Hals gedrückt, als hätte er die Schnur abstreifen wollen. — „Polly! Polly!" — Ich lasse den Stamm los, fühle einen Schlag und eisige Kälte und dann ein Sausen im Kopfe und in den Ohren und — — —

Ich erwachte in meinem Bette.

Mein Vater, meine Mutter und Doctor Volger umstanden mich. Ich hatte vierundzwanzig Stunden besinnungslos im heftigsten Fieber gelegen, die Sonne schien wieder so hell wie gestern, als ich bei der Weide stand und der rothe Ziegelstein so unheimlich aus dem schwarzen Moorgrund herausleuchtete, und „Polly! mein Polly!" schrie ich und sank wieder betäubt zurück. Drei Wochen lag ich zwischen Leben und Sterben. Bei meinem ersten Ausgang führte mich mein Vater auf meine dringenden Bitten zur Weide. Von Polly, vom Ziegelstein keine Spur, der weiche Moorgrund hatte meinen Liebling und einzigen Freund verschlungen. Vorüber — vorbei! Einen Monat später verordnete mir Doctor Volger zur Kräftigung meiner arg mitgenommenen Nerven — ich weinte bei der geringsten Veranlassung — kalte Bäder. Meine Mutter drang darauf, daß ich schwimmen lernte. „Hätte er schwimmen können, als er damals ins Wasser fiel, da wäre er auch ohne Claassen wieder ans Land gekommen; schwimmen muß er lernen."

Nach Jahren, als junger Schauspieler, stand ich wieder an der alten Weide. Sie war noch immer stark und fest. Ich schälte die obere knorrige Rinde weg und schnitt dann mit größter Sorgfalt in lateinischen Buchstaben „POLLY" hinein.

Ob die Weide noch steht? Ob Pollys Name noch sichtbar?

* * *

Soweit die eigenhändig aufgezeichneten Jugenderinnerungen Ludwig Gabillon's.

Zweites Capitel.

Der Vater.

„Ce sont les cadets de Gascogne . . .“
Rostand: Cyrano de Bergerac.

Väterlicherſeits ſtammt Gabillon von Franzoſen, mütterlicherſeits von Mecklenburgern ab. Einer mündlichen Familienüberlieferung zu Folge wurzelt der Stammbaum der Gabillons in der Gascogne. Es exiſtirt in der Dordogne eine Ortſchaft Gabillon mit 382 Einwohnern, wie uns Arthur Chuquet mitzutheilen wußte; ſeinen weiteren gütigen Nachforſchungen im franzöſiſchen Kriegsarchiv danken wir die Kunde von einem Jean Gabillon, Sohn des Louis Gabillon, der, 1771 in Preuilly geboren, im Vendemiaire des Jahres VIII als Füſilier in Glarus verwundet wurde; weiter von einem 1791 in Poligny geborenen, 1811 conſcribirten François Gabillon, Chasseur à cheval au 2ème régiment. Allein wir haben nicht den geringſten Anhaltspunkt dafür, daß dieſe Namensvettern mit Gabillon's Vorfahren irgendwie verwandt oder auch nur bekannt waren.

Erſt der Großvater unſeres Helden, Chriſtoph Gabillon, ein franzöſiſcher Emigrant, der als Tanzlehrer in Schwerin lebte, tritt in etwas ſchärferen Umriſſen aus dem Dunkel der Familienlegende an das helle Tageslicht. Von ihm und ſeiner Gattin exiſtiren noch zwei zierliche Miniaturen, aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ſtammend: der Kopf von Monſieur Chriſtoph mit Perücke und Zöpfchen taucht aus einem feingefältelten Jabot ſehr würdevoll hervor; das energiſche Profil mit der ſcharf gebogenen Naſe, die einer ſtark zurückfliehenden Stirn entſpringt, ähnelt unverkennbar der Phyſiognomie ſeines Enkels Ludwig Gabillon. Das Bildniß der Großmutter zeigt eine muntere, ſtattliche Frau; ſie trägt eine

blau bebänderte Flügelhaube, Hals und Schultern sind von einem duftigen Brusttuch umschlossen. Wir wissen von dem Paar nur, daß es katholisch war und daß demselben mehrere Kinder geschenkt wurden: eine Tochter, die in Schwerin mit einem Steuerrath Trachtmann verheiratet war; ein nach Amerika ausgewanderter Sohn, dessen Schicksale wieder in nebelhaften Umrissen verdämmern, und ein zweiter Sohn — Johann Otto Ludwig Gabillon. Dieser letztere — der Vater unseres Ludwig Gabillon — hatte, nach actenmäßigen Berichten des Schweriner Gymnasialdirectors Latendorf, das Gymnasium seiner Vaterstadt Schwerin besucht und sodann als neunzehnjähriger Jüngling 1803 die Universität Rostock bezogen. 1808 trat er in den Dienst der großherzoglichen Steuerbehörde, die bis 1837 ihren Sitz in Güstrow hatte. Als Frau führte er die Tochter des dänischen Hauptmannes v. Böckmann auf Lüsewitz in Mecklenburg, Jeannette, heim; diese Dame war in erster Ehe mit einem Herrn v. Bülow verheiratet gewesen, nach dessen frühem Tode aber wieder in ihr Vaterhaus zurückgekehrt. Hier lernte sie — wie ihr Neffe, der bekannte Componist der „Martha", Friedrich v. Flotow, in seinen Erinnerungen erzählt — Johann Otto Ludwig Gabillon als „jungen Studenten kennen, der von einem guten Bekannten gelegentlich eines Erntefestes eingeführt wurde. Hochgebildet, geistreich und mit vielen körperlichen Vorzügen ausgestattet, hatte er bald das Herz der jungen Witwe erobert, die in ihrer ersten Ehe kein besonderes Glück gefunden hatte. Bald darauf erhielt Gabillon die angestrebte Anstellung als Steuersecretär in Güstrow, wohin ihm die ihm inzwischen angetraute Gattin folgte. Er war ein großer Musikfreund und besaß auch gediegene Kenntnisse in dieser Kunst; es ist also auch nicht zu verwundern, daß er sich gleich bei seiner Niederlassung in Güstrow bemühte, ein passendes Feld zur Thätigkeit in dieser Sphäre zu suchen, was ihm denn auch gelang. Der Güstrower Gesangverein war in der Bildung begriffen, und so wurde er als ein in jeder Beziehung geeigneter Dirigent an die Spitze desselben berufen". Der Herr Steuersecretär Gabillon packte die Sache sehr ernst an: für das erste öffentliche Concert des von ihm geleiteten Vereines bestimmte er (1820) Händel's „Samson" zur Aufführung, und er bewältigte mit seinen kleinen Mitteln die große Aufgabe so tüchtig, daß der 75jährige Bestand des Güstrower Gesangvereines nicht würdiger als mit einer Wiederholung jenes ersten Programmes gefeiert werden konnte: man gab 1895 Händel's Oratorium mit ausdrücklicher Beziehung auf jenes Wagestück des Herrn Steuersecretärs Gabillon und lud dessen Sohn, den Hofschauspieler und Regisseur Ludwig Gabillon am Burgtheater, als Ehrengast zu diesem

Musikfeste ein. Im Uebrigen beschränkte sich Johann Otto Ludwig Gabillon keineswegs auf classische Musik. Der Güstrower Musik-Enthusiast setzte sich auch für junge Componisten ein, am nachdrücklichsten für seinen Neffen Friedrich v. Flotow, den er zuerst als Alt-Sänger jeden Sonnabend an den Chorproben seines Vereines theilnehmen ließ, und dem er hernach bei dessen gestrengem Papa, dem Rittmeister v. Flotow, mit wärmster Fürsprache beistand, als der Junge den Vorsatz faßte, Musiker von Beruf zu werden und sich in Paris ausbilden zu lassen. Oheim Gabillon erklärte die Idee für „admirable", Friedrich selbst „für einen zweiten Mozart". Sein Wort wirkte: Friedrich v. Flotow durfte 1828 in die französische Hauptstadt reisen. Als er nach dreijähriger Abwesenheit wieder in die mecklenburgische Heimat zurückkehrte, galt einer seiner ersten Besuche begreiflicherweise dem alten Gönner in Güstrow. Mit anmuthiger Laune berichtet Flotow, wie Tante Jeannette auf die schüchterne Frage nach ihrem Gemahl in gereiztem Ton erwiderte: „Wo kann er sein? im Wirthshause." „Onkel Gabillon war," wie unser Gewährsmann fortfährt, „ungeachtet seiner französischen Abstammung und seines französischen Namens ein echter Deutscher geworden. Nur in Einem neigte er sich dem Vaterlande seiner Ahnen zu, in der Liebe zu Bordeauxweinen, und dieser Liebe blieb er treu bis an sein Lebensende." Im Hotel zum „Erbgroßherzog" traf Flotow denn auch seinen Onkel, der ihn jubelnd im Kreise seiner Zechgenossen begrüßte und alsbald bei allen Honoratioren der Stadt einführte. Im Hause des Kirchenrathes Neumann wurde dem jungen Tondichter zu Ehren ein üppiges Festmahl veranstaltet, bei dem alle Theilnehmer tapfer tranken: „Mein guter Oheim war sehr redselig und lobte ununterbrochen mit überschwänglichen Worten meine musikalische Befähigung."

Auch auf den alten, prächtigen Amphitryon und die übrigen, Fritz Reuter's würdigen Tischgäste übten die schweren Weine ihre Wirkung. „Der dicke Doctor John verlangte von mir, ich solle ihm ein Adagio in As-moll improvisiren. Ein Anderer wollte Variationen über das Thema: ‚Gestern Abend war Vetter Michel da,' ein Dritter Variationen über die Weise: ‚Wer niemals einen Rausch gehabt' hören. Ich setzte mich an das Clavier, verband die drei mir gestellten Aufgaben mit einer Masse ungereimter Passagen und erwarb mir den stürmischen Beifall der liebenswürdigen Gesellschaft. Es gab" — wie Flotow bescheiden hinzufügt — „im Jahre 1830, als sich diese Begebenheiten zutrugen, in Deutschland noch keine Eisenbahnen, und niemals hatte sich wohl ein Claviervirtuose von einiger Bedeutung nach dem Städtchen Güstrow verirrt. Kein Wunder also, wenn mein geringes

Talent dort großes Aufsehen erregte." Bald aber sollte sich das Blatt wenden, und das Staunen auf Flotow's Seite sein. „Als wir auf dem Heimweg in die frische Luft hinaustraten, bemerkte ich, daß mein Oheim bedenkliche Kreuz- und Querschritte machte. Ich faßte seinen Arm, um ihn zu unterstützen, kam jedoch bald zu der Ueberzeugung, daß meine Kräfte nicht ausreichten, den großen, starken Mann im Gleichgewicht zu erhalten. Alle zehn Schritte blieb er stehen, erklärte mir irgend eine Sache, von der ich nichts verstand, und setzte dann seine schwankenden Bewegungen fort. So waren wir bis in die Nähe seiner Wohnung gekommen. Da, wiederum nach einem Stillstand, während dessen er mir auseinandersetzte, daß sein größter musikalischer Gegner in Güstrow ein dortiger Senator, Baßgeiger, Violoncellist und Dilettant sei, glitt er aus und saß, ohne daß ich es zu hindern vermocht hätte, im Rinnstein, gerade an einer Stelle, wo sich dieser mit einem andern kreuzte. Alle meine Bemühungen, ihn wieder aufzurichten, waren vergeblich. Er wähnte sich in seinem Bette und wollte sich niederlegen und schlafen. Glücklicherweise vernahm ich in einer Nebenstraße einen Nachtwächter, der soeben die zwölfte Stunde ausrief; ich beeilte mich, ihn herbeizurufen. Mit dessen Hilfe brachte ich den Oheim aus seiner unbequemen Lage wieder auf die Beine und führte ihn in sein Haus. Hier riß er sich von uns los, taumelte einer kleinen Seitentreppe zu, kroch dieselbe hinauf und verschwand durch eine Thür, die er hinter sich verschloß. Ich wollte ihm nacheilen, allein der Nachtwächter, der meinem Oheim" — (wie der Fama nach die Züricher Stadtsoldaten dem großen Stadtschreiber Gottfried Keller) — „ähnliche Dienste schon wiederholt geleistet haben mochte, hielt mich zurück mit den Worten: ‚Latens em man, nu wei ha Bescheid!'" (Lassen Sie ihn nur, er weiß nun Bescheid.) Am andern Morgen begab sich Flotow zu seiner kleinen Tante. Sie präsidirte am Kaffeetische und war ganz Hoheit und Würde. Nur ihr schwarzes Auge funkelte bedenklich. Stumm nickend erwiderte sie meinen Morgengruß und reichte mir eine Tasse Kaffee. Nun kam der Oheim. Ganz Freundlichkeit, bot er mit dem liebenswürdigsten Lächeln der Tante seinen guten Morgen und wollte eben allerlei Neuigkeiten auftischen, als ihn die Tante mit den inhaltschweren Worten unterbrach: „Er war gestern schon wieder betrunken." Wenn die kleine Tante ihren Ehegatten mit Er anredete, dann war gewöhnlich ein großes Gewitter im Anzuge. „Aber, liebes Kind, du irrst, wir waren ein wenig angeheitert, und der Fritz, ich sage dir . . ." Sie ließ ihn nicht weiter sprechen: „Er war gestern Abend betrunken, ich habe Ihn die Treppe auf allen Vieren hinaufkriechen gehört," replicirte sie mit Strenge. „Mein Gott, liebes Putting,

es war dunkel, am Ende habe ich dich aufgeweckt, das wäre mir unendlich leid . . ." Abermalige Unterbrechung. „ER ist die Treppe auf allen Vieren hinaufgekrochen — — argos war ER betrunken." Die kleine Tante liebte es sehr, fremde Ausdrücke zu gebrauchen, verwechselte dieselben aber häufig und sagte daher regelmäßig argos statt ergo. Der Oheim, welcher einsah, daß für den Augenblick keine Aussöhnung möglich sei, zog seine Uhr und meinte, es sei für ihn die höchste Zeit, sein Bureau aufzusuchen. Mit diesen Worten nahm er Hut und Stock und verließ uns eiligst. Als ich später einen kleinen Spaziergang durch die Stadt machte, fand ich meinen Oheim auf seinem gewöhnlichen Platz — im „Erbgroßherzog". Hier huldigte er in Gesellschaft von zwei Freunden wieder seinen französischen Lieblingen; diese mußten ihn über seine häusliche Niederlage trösten. Wir kehrten nun Beide nach Haus zurück. Die Zeit des Mittagessens rückte heran, und heute mußte man ganz besonders exact erscheinen. In der Nähe des Hauses angekommen, hörten wir die Töne eines Claviers und eine weibliche Stimme — Tante Jeannette. „Was singt sie?" fragte der Oheim. Wir standen still; eine schmetternde Stimme sang: „Mein Hüon, mein Gatte," die große Arie aus Oberon. Meines Oheims Gesicht verklärte ein vergnügtes Lächeln: „Wenn sie ‚mein Hüon, mein Gatte' singt, ist Versöhnung im Anzuge. Sage ihr doch eine kleine Liebenswürdigkeit über ihren Gesang!" „Ich habe aber nichts gehört." „Das macht nichts, lobe den feurigen Ausdruck und das richtige Tempo." So geschah es auch, die Tante war bald versöhnt, und der häusliche Friede wieder hergestellt.

Noch von einer anderen, nicht minder gemüthlichen „Versöhnung" des Onkels mit seinem musikalischen Gegenfüßler weiß Flotow zu erzählen. Der Herr Steuersecretär wollte seinem durch ein chronisches Deficit heimgesuchten Gesangverein gründlich aufhelfen und lud deshalb seinen Neffen ein, im nächsten Concert mitzuwirken. Flotow sagte bereitwilligst zu. „Man hatte beschlossen, das Theater zum Schauplatz unserer Thaten zu wählen, das heißt den Raum, der im Winter zu theatralischen Vorstellungen diente, wenn fahrende Schauspielergesellschaften die Stadt heimsuchten, während er im Sommer während des ziemlich bedeutenden Wollhandelmarktes als Wollmagazin benutzt wurde. Das Orchester bestand aus dem Stadtmusicus Bierwirth, einem großen, aufrichtigen Verehrer meines Oheims, seinen Gesellen, Lehrjungen und einigen Dilettanten, unter Anderem der schon früher erwähnte Senator; er war der einzige gute Violoncellist und deshalb unentbehrlich. Nun war dieser Widerpart meines Oheims in seiner Jugend einmal kurze Zeit in Paris gewesen und bei jedem Anlaß

zur Opposition bereit, bei der er den Vereinsvorstand meist mit den seines Erachtens unwiderleglichen Worten zum Schweigen brachte: „So ist es in Paris." Bei Flotow's Clavierconcert dirigirte Oheim Gabillon das Orchester; das Tutti und die ersten Takte des Solos gingen ziemlich gut; dann aber kam eine Stelle, die Flotow ein wenig ad libitum spielte, und wir geriethen in Unordnung. Ein zweitesmal hielt sich die Begleitung nicht besser. Mein Oheim wurde sehr unruhig, große Schweißtropfen perlten von seiner Stirn, und er war eben im Begriff, ein drittesmal anfangen zu lassen, als die quäkende Stimme des Senator-Dilettanten aus dem Orchesterraum das Orakel verkündete: „In Paris werden die Concerte mit Orchesterbegleitung niemals von Orchester-Dirigenten geleitet." Sehr verletzt durch diesen Ausfall, kletterte Gabillon von seinem Platz auf die Bühne, fragte Flotow, ob sich das wirklich so verhalte, und rief dann auf dessen verneinende Antwort: „Bitte, beginnen die Herren doch ohne Dirigenten." Wir fingen wieder an, mein Oheim setzte sich neben mich und flüsterte mir zu: „Thu mir den einzigen Gefallen und bringe die Kerls hinaus." Dazu bedurfte es nun allerdings nicht viel, und ich brachte dem beleidigten Oheim gerne dieses Opfer. Bevor wir noch an die schwierige Stelle kamen, war das ganze Orchester auseinander. Mein Oheim erhob sich und, beide Hände in die Seiten gestemmt, übertönte er mit seinem schallenden Gelächter die zerfahrenen Musiker. Wüthend verließ nun der beschämte Senator mit seinem Violoncell das Haus, worauf Flotow wiederum erklärte, ohne Violoncell nicht weiter probiren zu können. Damit schien Alles aus.

Am nächsten Tage hatte sich indessen Gabillon's befriedigtes Rachegefühl abgekühlt: „Es heißt nichts," so begann er am Kaffeetisch, „wir müssen ihm eine Visite machen." „Doch nicht deinem Musikfeind, lieber Onkel?" „Ja, ja, gerade dem, willst du denn, daß unser Concert scheitert?" Oheim und Neffe machten sich sofort auf den Weg. Der kleine Senator — er war in Folge eines bedeutenden Auswuchses in seiner Entwicklung sehr zurückgeblieben — empfing die Friedensboten zwar etwas förmlich, brachte jedoch Alles wieder ins alte Geleise durch die Entschuldigung: er habe die Probe plötzlich einer Migräne wegen verlassen müssen; dann erkundigte er sich nach der nächsten Probe, für die er seine Mitwirkung zusagte. Seine kleine, zierliche Hand verschwand darauf in der gewaltigen Rechten Gabillon's, und der Friede war besiegelt. Am Concertabend kam es zu neuen Fährlichkeiten. Flotow hatte von den ihm von den beiden Instrumenten-Verkäufern in Güstrow angebotenen Flügeln jenen des Organisten der Domkirche, Herrn Nuve, gewählt. Alles ging gut, bis unversehens zum Schlusse des ersten

Satzes eine Saite sprang. Als nun Flotow ein Vorstands-Mitglied bat, den Schaden repariren zu lassen, war Herr Nuve nicht sofort zur Stelle, da er sich zu Beginn des Concertes in die nahe Restauration begeben und dort dem Rothspohn ausgiebig zugesprochen hatte. So war auf dem Podium kein anderer Retter da, als der Rival des Herrn Nuve, der zweite Instrumenten-Verkäufer, Herr Opitz. Mit edler Selbstverleugnung zeigte er sich bereit, eine neue Saite auf dem Clavier seines Nebenbuhlers aufzuziehen. Mittlerweile war aber Herr Nuve in den Saal zurückgekehrt und, sowie er des Concurrenten ansichtig wurde, taumelte er auf die Bühne mit den mehr gelallten, als gesprochenen Worten: „An meinem Flügel soll sich Keiner vergreifen!" Glücklicherweise vermochten ihn die Würdenträger des Vereines im letzten Augenblick hinauszudrängen. Das Concert verlief, ohne weiteren Zwischenfall, glänzend. Das Deficit des Gesangvereines konnte getilgt werden. Nichts begreiflicher, als daß Tante Jeannette dem Sieger ein luculliſches Abendbrot, eine gebratene Ente mit Teltower Rübchen, zudachte. Doch auch dieses Programm sollte eine unerwartete Störung erfahren. Der alte Schimmel aus Flotow's väterlichem Stall, der sich im Gabillon'schen Holzstall vermuthlich zu sehr langweilte, hatte sich losgerissen und in einer Ecke seines Gefängnisses das Säckchen erspäht, in dem die Köchin die Teltower Rübchen aufbewahrte. „Niemand" — so schließt Flotow diese Episode — „darf es dem armen Thier verargen, wenn es sich diesen Leckerbissen, unbekümmert um das Menu meiner Tante, wohl schmecken ließ."

Oheim und Neffe nahmen die Ueberraschung mit herzhaftem Gelächter auf. Ihr prächtiges Einvernehmen gedieh immer weiter. Friedrich v. Flotow arbeitete im Winter 1830—31 eifrig an seiner schon in Paris begonnenen Oper „Pierre et Catherine", die er im Hause seines Oheims vollendete. Onkel Gabillon übersetzte den französischen Text ins Deutsche, und fünf Jahre später gelangte das Erstlingswerk des jugendlichen Tondichters zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich Franz I. im Hoftheater zu Schwerin zur ersten Aufführung.

Zwölf Jahre später sollte der einzige Sohn des Herrn Steuersecretärs Gabillon auf derselben Hofbühne unter lautem Jubel als Wilhelm von Starkow in Holtei's „Leonore", als Rudolf im „Landwirth", und Max Piccolomini gastiren und nach diesen drei Proberollen sofort in den Kreis der mecklenburg-schwerinischen Hofschauspieler eintreten. Wie war das zugegangen? welche Wege hatten den armen Lute, der in seinen ersten Knabenjahren keinen anderen Freund sein eigen genannt, als den schmutzigen Köter Polly, zum Künstlerberuf geführt? und welche gütige Fügung hatte den

freudloſen Knaben auf der heiklen Laufbahn des Schauſpielers ſo jung und ſo raſch ſein Ziel erreichen laſſen? Die Antwort lautet einfach genug: Ludwig Gabillon's eigentliche Nothhelfer waren die Naturgaben des bildſchönen Jünglings, das angeborene Künſtlerblut und ſein kerngeſundes Weſen, das ihn aller Anfechtungen und Heimſuchungen Herr werden ließ. Denn ſo bitter ſeine Kinderſchickſale geweſen, das Gemüth des Knaben vermochten ſie nicht zu verbittern. Mit kräftiger Selbſthilfe und goldenem Humor wurde er der Schmied ſeines Schickſals. Und die gewinnende Liebenswürdigkeit ſeines Naturells führte dem anfangs ſo Vereinſamten auf jeder neuen Lebensſtufe immer neue Kameraden zu, die alsbald neue Freunde werden ſollten. — Dieſe Schickſale wollen wir nun näher verfolgen.

Drittes Capitel.

Vom Gymnasium zur Wandertruppe.

> Die Schauspieler sind hergekommen, gnädiger Herr... Die besten Schauspieler in der Welt, sei es für Tragödie, Komödie Historie, Pastorale, Pastoral-Komödie, Historiko-Pastorale, Tragiko-Historie, Tragiko-Komiko-Historiko-Pastorale, für untheilbare Handlung oder fortgehendes Gedicht... Für das Aufgeschriebene und für den Stegreif haben sie ihresgleichen nicht... Hamlet: Polonius.

Am 16. Juli 1825 wurde Ludwig Gabillon in dem Dorfe Neu-Strentz in der Nähe von Güstrow geboren und, zwei Tage später, 18. Juli 1825, gemäß der lutherischen Confession seiner Mutter Dorothea, der Tochter des Rathschreibers zu Malchow, in der nächsten evangelischen Kirche zu Lüssow auf den Namen Johann Otto Ludwig Gabillon getauft. Die „Blödigkeit" der ersten Knabenzeit hinderte ihn nicht, sich in allen Leibesübungen hervorzuthun. Und mit den Jahren wuchs Lute allgemach zu einem starken, trotzigen, verwegenen Jungen heran, der hätte ausziehen können, das Gruseln zu lernen. Geschickt und behende wußte er sich schon frühzeitig durch seine Kraftproben bei allen Schulkameraden in Respect zu setzen. Als zu Beginn seiner Güstrower Lehrjahre einmal ein heimlicher Angriff der ganzen Classe gegen den Neuling geplant war, warnte ihn ein Kamerad, dem Lute schon öfters beigestanden, sich vorzusehen. Ohne viel Bedenken nahm der so hinterrücks Bedrohte sein Ballholz, holte sich aus dem Stalle einen festen Eisenreifen von einem alten Wagenrad, schlug diesen um das Holz, barg die Waffe in seinem Stiefelschaft und brachte sie derart unauf-

fällig in die Classe. Als nun die Jungen nach der Schule auf der Straße über ihn herfielen, fuhr er auch schon mit seinem Ballholz unter sie. Mit entsetzlichem Wehgeschrei stob die ganze Bande auseinander, und es war vorläufig nicht mehr die Rede davon, Lute „tück'sch" zu überfallen. Der Ruf dieser „Schlagfertigkeit" im eigentlichen Wortsinn begleitete ihn aber von der Güstrower Elementarschule an das Gymnasium der Residenz.

Im Jahre 1837 war der Steuersecretär Gabillon mit dem Steueramte nach Schwerin übersiedelt, und Lute, der nun bald beim Vater und bald bei der Mutter lebte, nahm den ersten dauernden Aufenthalt in der Residenz als vierzehnjähriger Knabe. Er bezog mit seinem Vater drei kleine Stuben in der Schusterstraße bei Weinhändler Uhle. Der Vater war selten zu Hause, und Lute meist sich selbst überlassen. Zu Neujahr 1840 trat er in die 5. Classe des Friedericianeums, Michaeli 1840 wurde er als Zweiter in die 4. Classe Untertertia, Ostern 1842 nach Obertertia versetzt. Die Anstalt wurde dazumal von Director Wex geleitet. Griechischer Lehrer war Professor Büchner (der Bruder des Physiologen Ludwig Büchner). Als Gymnasiast glänzte Gabillon nicht gerade als Musterknabe, doch gewann er seine Lehrer durch sein gutherziges, offenes, liebenswürdiges Wesen. Einer seiner Schulkameraden schilderte ihn als hübschen, sympathischen Jungen, fast immer in einem sehr sorgsam gehaltenen, blauen Anzug, früh schon zur Bühne neigend und bei seinen Collegen als Heerführer in Raufhändeln sehr beliebt. „Wir Knaben" — so berichtet die „Mecklenburgische Zeitung" vom 21. Mai 1880 — „die wir die Meyer'sche Vorbereitungsschule an der Schelfkirche besuchten und in den Zwischenzeiten auf dem Kirchhofe unter den Linden unsere Spiele spielten, hatten uns gewöhnt, diesen Platz wie ein durch Gewohnheit ersessenes Eigenthum zu betrachten und denselben gegen die ‚Straßenjungen' aus den weiter abwärts liegenden Theilen der Neustadt eifersüchtig zu bewachen. Ragte Gabillon doch um Haupteslänge über uns Andere hervor, und führten ihn doch sein ungestümer Muth und seine langen Beine stets an die Spitze der unter ihm sich unbesieglich wissenden Schaar." Ja, noch viele Jahre später, als der nachmalige Professor der Aesthetik, C. Lemcke, am Schweriner Gymnasium studirte, hatte man, wie uns dieser mittheilt, die abenteuerlichen Geschichten von Jung-Gabillon's Kraftproben, besonders seine großen Schwimmtouren und Wasserfahrten, nicht vergessen. Und mehr als einmal erzählte späterhin Gabillon selbst, daß sein Freund und Stubennachbar in Rostock, Wilhelm Thede (nachmals Stadtsecretär von Neu-Strelitz), der friedliebendste Mensch von der Welt, oft mit bewegter Stimme und gefalteten Händen zu ihm gesagt habe: „Lute, Lute, du kannst unserm

Herrgott all' Dag' auf den Knien danken, daß du niemals nich einen Minschen erslagen hast."

Die erste Anregung zum Schauspielerberuf hatte Lute durch ein Gastspiel der Bethmann'schen Truppe im Güstrower Theater empfangen. Er durfte der Vorstellung der „Stummen von Portici" beiwohnen, die ihm, nach seiner eigenen Erzählung, zur Offenbarung wurde; er konnte die ganze Nacht danach kein Auge schließen, und lange, lange Zeit stand ihm die glänzende Gestalt Masaniello's im Wachen und Träumen vor Augen.

Noch ganz andere künstlerische Eindrücke, als die Güstrower Opernvorstellung einer fahrenden Truppe, wurden Lute durch die Aufführungen im Schweriner Hoftheater beschieden, und an ein für die Residenz bemerkenswerthes Ereigniß — „Faust" wurde zum erstenmal gegeben — knüpfte sich für Gabillon noch eine besondere, zeitlebens hochgehaltene, persönliche Erinnerung an das Debut eines Anfängers, der bald ein „Bruder", ein Kunstgenosse seiner ganzen Laufbahn werden sollte. Fast ein halbes Jahrhundert später gab uns Gabillon selbst Aufschluß über jenen „Schüler" der ersten Schweriner „Faust"-Aufführung, als er zum 1. Mai 1892 seinem Freunde und Collegen am Wiener Burgtheater — Bernhard Baumeister — zum vierzigjährigen Burgtheater-Jubiläum im Namen aller Mitglieder den Festgruß darbringen sollte. Er hatte — gegen seine sonstige Gewohnheit, da er gern und leicht frei sprach — die Rede niedergeschrieben, konnte sie jedoch in letzter Stunde nicht halten: der plötzlich eingetretene Tod seiner Gattin rief ihn nach Meran. Der Entwurf zu jener Ansprache hat sich indessen in seinen Papieren erhalten. Er lautet:

„Mein lieber, alter Freund und Bruder! Fürchte dich nicht, ich will dir keine Festrede halten, ich will dir von alten, frohen Zeiten erzählen, und eine freudige Erinnerung wird dir vielleicht den heutigen Tag verschönern. — Vor vielen, vielen Jahren war die gute mecklenburgische Hauptstadt Schwerin in großer Bewegung. Wohlerfahrene Theaterfreunde flüsterten sich eine Neuigkeit von ungeheurer Bedeutung zu. „Faust" von Goethe sollte zum erstenmale auf der Hofbühne dargestellt werden. Wir höheren Gymnasiasten stritten hin und her, dieser glaubte, jener zweifelte, bis endlich Adolf Schmal, der Sohn des Hoftheater-Regisseurs, fest und sicher verkündete: Der Anzug des „Faust", ein weißes, goldgesticktes Mantelkleid, sei schon in Arbeit. Damit war jeder Zweifel beseitigt. Bald brachte auch die Schweriner Zeitung die volle Bestätigung. Lauter wohlbekannte Namen — bis auf Einen. Ein Schüler — Herr Bernhard Baumeister. Wer ist das? Der stand ja noch gar nicht auf dem Zettel?! Und wieder kam Adolf Schmal und sagte:

„Das ist der Bruder von Wilhelm Baumeister, er ist noch Chorist; aber mein Vater sagt: er wird 'mal was!" Wir hatten am ‚Faust'-Abend die ersten Parterrebänke im Sturme erobert und folgten der Darstellung mit offenem Munde. Endlich kam die Schülerscene. Allgemeine Bewegung, ein junger, bildhübscher Bursche, schon damals etwas rundlich, trat auf. Er sprach seinen Part so einfach, so natürlich und liebenswürdig, daß er beim Abgang stürmisch applaudirt wurde. — Das war der erste Schritt, der unsern Baumeister auf den Weg brachte, der zu jenen Höhen führt, wo die Besten und Ersten unserer Kunst wohnen."

Wenige Monate nach jenem ersten Glücksabend Bernhard Baumeister's wagte auch Ludwig Gabillon die ersten Versuche auf den weltbedeutenden Brettern, anfangs bescheiden genug, als Statist und Chorist in Bethmann's Wandertruppe. Bald aber sollte ihn sein Talent aus solcher Enge emporführen, zunächst an norddeutsche Hofbühnen, dann an das Burgtheater. Und in Schwerin, Oldenburg und Hannover sollte der junge Gabillon, wie hernach in Wien, dem jungen Baumeister wieder begegnen in ernster Künstlerarbeit und jubelnd verbrachten Ferienwochen, in gewaltigen Schlittschuhpartien auf meilenlangen Seen und in so manchen gemeinsam durchkneipten Nächten, in allerhand tollen Streichen übermüthigster Jugendlaune und in einträchtigem „Victorisiren" unter den Zeichen von Julius Mosen, Heinrich Laube, Franz Dingelstedt und Adolf Wilbrandt. In ihren Anfängen berufen, nebeneinander zum erstenmale den Caligula und Thumelicus im „Fechter von Ravenna" aus der Dichtung auf die lebendige Bühne zu versetzen; in blühender Manneskraft die unvergeßlichen Darsteller von Hagen und Volker in Hebbel's „Nibelungen"; als reife Meister der Schauspielkunst die unübertroffenen Vorbilder des Pedro Crespo und Don Lope de Figueroa im „Richter von Zalamea".

* * *

Zu Michaeli 1843 war der Name Gabillon nicht mehr im Schweriner Gymnasialprogramm zu finden; dafür taucht er wenige Monate nachher auf Theaterzetteln in Rostock auf. Ostermontag 1844 betrat Ludwig Gabillon als neugeworbenes Mitglied der Bethmann'schen Truppe zum erstenmal in Kotzebue's „Sonnenjungfrau" als „Indianer" die Bühne. Unwiderstehlicher Drang, echter Beruf hatte ihn dahin geführt. Die Gelehrsamkeit plagte und lockte ihn nicht übermäßig. Soldat mußte er nicht werden: der Vater hatte ihn schon in der Wiege vom Militärdienst losgekauft. Ja, unter Gabillon's Jugendfreunden geht die Meinung um, daß der Herr Steuer-

secretär die Theaterpassion des Sohnes gar nicht ungern sah; der kunstfrohe Alte war nicht nur mit dem Schweriner Opernsänger Adolf Kiel befreundet, der Lutes Schwärmerei für den Schauspielerstand noch in dessen Gymnasiastenzeit aufmunterte; der Herr Steuersecretär Gabillon war auch mit dem alten Bethmann sehr gut bekannt, und vielleicht bei dem raschen und glatten Engagement Ludwig Gabillon's nicht ganz unbetheiligt. Zunächst mußte sich der Anfänger freilich meist mit stummen Rollen bescheiden. Ein Theaterzettel vom 1. Mai bezeichnet Gabillon in dem historischen Schau-

Das Stadttheater in Rostock (1844).

spiel von Franz Fels „Elisabeths von England Jugendjahre" kurzab als „Einen von (anonymen) „Vier Herren"; auf einem anderen Güstrower Theaterzettel erscheint Herr Gabillon in dem Schauspiel „Der Sohn der Wellen" als „Ein Matrose", ein drittesmal in der Komödie „Der Nachbar" als „Diener der Generalin". In diesen Statisten-Röllchen ließ Herr Gabillon mitunter zu wünschen übrig: so genügten dem damaligen Regisseur Christian Boye in Gabillon's Antrittsrolle, dem bereits erwähnten Indianer der „Sonnenjungfrau", die — Waden des überschlanken Debutanten durchaus nicht. Besser ging es dem jungen Musensohn in Aufgaben, in denen nicht

nur die Beine in Betracht kamen. Ueberglücklich machte ihn gleich seine erste Sprechrolle, der vierte Handwerksbursche im „Faust", dessen übermüthige Worte:

Nach Burgdorf kommt herauf! gewiß, dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier
Und Händel von der ersten Sorte

keck und verständnißinnig über seine Lippen kamen. Ueber seine sonstigen Schicksale in jenen hoffnungsreichen Tagen gab uns seine damalige Collegin, Friederike Müller, später Frau Boye, die Schwägerin von Christian Boye dankenswerthen Aufschluß in den folgenden, anschaulichen, auch theatergeschichtlich interessanten Schilderungen:

„Der Rostocker Theaterdirector Bethmann war contractlich verpflichtet, mit seiner Gesellschaft alljährlich von Ostern bis Pfingsten in Güstrow Vorstellungen zu geben. In dieser Zeit war es, im April 1844, daß der junge Gabillon, der bei seiner Mutter zu Besuch war, dort in Bethmann's Gesellschaft eintrat, natürlich nur, wie es einem Anfänger geziemte, als Choriſt, Statiſt und für ganz kleine Rollen. Er wurde aber gleich ein beliebtes Mitglied bei Alt und Jung. Dieses Engagement noch während seiner Gymnasialzeit erregte aber den Neid seiner einstigen Collegen aus der Domschule, sie schwuren ihm Rache und wollten ihn allesammt überfallen und durchprügeln, was wohl auch geschehen wäre, hätten nicht einige Demoiselles vom Theater, ich mit inbegriffen, ihn rechtzeitig versteckt, so daß Jung-Gabillon der Gefahr entging, und die Buben mußten mit einer langen Nase abziehen, worüber wir Alle frohlockten, denn wenn die ganze Bande über ihn hergefallen wäre, so hätte er doch trotz jugendlicher Kraft nicht Sieger bleiben können.

Am 23. Juli 1843 zu Greifswald sang er bereits im „Nachtlager zu Granada" den „Freund des Prinzen" sehr gut und schön, besonders die Arie „Ihr seid's, mein Prinz". Dazu diese herrliche Erscheinung im grünen Jägeranzug mit Wurfspieß. Das Costüm hatte er sich von unserem ersten Helden und Liebhaber, Herrn Vollmer, ausgeliehen.

Es ging immer eine Stufe höher. Am 25. Mai 1845 wurde in Rostock „Kabale und Liebe" gegeben. Unser Director spielte den „Hofmarschall Kalb", wir beide wieder „Diener" und „Kammermädchen". Der Director sagte zu uns: „So, paßt got op, ich will juch wohl selbst 'rausschicken." Bethmann, der aber sehr in Anspruch genommen war, vergaß uns, daß wir ganz ängstlich Beide riefen: „Herr Director, unser Stichwort ist schon gefallen!" „Dunner, sind jü noch hier!" erwiderte Bethmann,

und wir eilten, unsere Anmeldung zu machen. Wir bekamen dann noch Vorwürfe von der Lady, die wegen uns in große Verlegenheit gerathen war, klingelte und hustete, aber wir durften nicht auftreten wegen des großen Respectes vor dem Director. Bald darauf wurde ein plattdeutsches Stück gegeben. Da spielte Gabillon einen jungen Bauern, und durfte auch sein liebes Plattdeutsch reden. Da trat er auf in rother Weste, Hemdärmeln und die Jacke umgehängt. Das war allein ein Bild. Am 27. Mai spielte er zum erstenmal den „Prinz von Mauritanien" im „Kaufmann von Venedig" und ich die „Jessika". Wir strahlten Beide vor Freude, daß unsere Leistungen, besonders von Christian Boye, anerkannt wurden. Ich sehe ihn noch vor mir stehen in seiner Jugendschönheit, im weißen Kachemiranzug, zu dem ich ihm meine Perlen geliehen, wie er die Worte sagte: „Verschmäht mich nicht ob meiner Farbe!" Da ihm bei seinen kleinen Rollen oft große Anerkennung zutheil wurde, so entstand in Stralsund 1845 der Wunsch in uns, auf eigene Faust Rollen einzustudiren mit vier bis fünf anderen Mitgliedern, die mit uns einig waren. Ich mußte beim Director bewirken, daß wir den Sonnabend, wo keine Probe oder Vorstellung stattfand, die Bühne zu unserem Studium bekämen, was Bethmann uns auch bereitwilligst zusagte, herzlich erfreut, daß wir so fleißig sein wollten. So kam die erste Vorstellung heran: „Herr und Sclave", welche wir uns fest einstudirt hatten, in der mein College Gabillon den „Don Urias" und ich die „Flora" spielten. Das Stück ging so vorzüglich, daß wir von den Mitgliedern, welche das Publicum waren, das größte Lob ernteten. Gabillon übte sich in diesem Stücke schon als Regisseur. Sehr ernst, wichtig und streng!

Doch unter einer so großen Herde ist auch stets ein räudiges Schaf; ein Mitglied, welches bei Bethmann hetzte, so daß wir die Bühne nicht wieder bekamen, und wir mußten uns ja fügen! Die Mitglieder waren sonst einig und einander freundschaftlich zugethan, natürlich von Rollenneid auch nicht frei. Ich war sehr jung und in Folge dessen die Letzte, der ein Röllchen zugetheilt wurde, und meinem jungen Collegen Gabillon ging es geradeso. Am 29. September 1845 zu Stralsund kam er freudestrahlend auf mich zu und sagte: „Müllerchen, ich habe den „Junker" im „Tell" bekommen!" und er spielte wieder mit großem Feuer und Erfolg, und Regisseur Boye prophezeite ihm eine große Zukunft, da er Alles dafür hatte: Talent, Erscheinung, Organ, Fleiß und Liebe zur Kunst und ein gar lieber und braver Mensch war. Mit einem Wort, mein junger College war ein beliebtes Mitglied, so auch im Publicum. Besonders hatte er sich der Gunst der Greifswalder und Eldenauer Studenten zu erfreuen. Sein künstlerisches Streben

war wirklich ernst. So sah ich ihn oft schon früh vor der Probe, bei Wind und Wetter in Rostock aus dem Steinthor laufen nach einer Anhöhe: die Cramonstannen, noch heute so genannt, und als ich ihn frug, warum er schon so früh aus dem Thore renne, so sagte er: „Ich habe studirt, muß mein Organ prüfen und stärken.“ Es war fast in jeder Oper zur Ausschmückung ein Tanz oder Gefecht, Gabillon bei den Gefechten immer dabei, in „Jessonda“ z. B. als Ritter. Ich mußte immer die Stelle des arrangirenden Ballettmeisters vertreten, so kämpfte ich stets mit ihm; da mußte ich aber alle Kraft zusammennehmen, daß ich beim Aufschlagen des Schildes mit ihm nicht fünf Schritte wegflog. Rapier und Schild wußte er meisterlich zu handhaben, da war er in seinem Element.

Nun will ich noch die Contractverhältnisse des Rostocker Stadttheaters unter Director Bethmann erklären. Dieser war verpflichtet, zu Ostern und Pfingsten in Güstrow Vorstellungen zu geben wie auch in Greifswald zwei Monate (Juli, August), Stralsund (September, October, November), die andere Zeit in Rostock. Von Güstrow mußte die Gesellschaft wieder nach Rostock wegen des vierzehntägigen Pfingstmarktes, und da die Stadt auf ihrem Theaterrecht bestand, obgleich die beschwerliche Reise für so kurze Zeit dem Director einen großen Schaden verursachte. Die Reisen waren zu damaliger Zeit, da Mecklenburg und Pommern noch keine Chausséen hatten — die Eisenbahnen entstanden erst in den Fünfzigerjahren — sehr mühsam, entbehrten aber dafür nicht der Romantik. Gewöhnlich reisten wir von Rostock nach dem Pfingstmarkte nach Greifswald, aber nicht per Droschke, sondern in einem ganz gewöhnlichen, sogenannten Holstein'schen „Planwagen“. Auf jedem Wagen drei bis vier Bänke für sechs bis acht Personen. So waren es an elf Wagen, in denen die Gesellschaft untergebracht war. Dann noch ungefähr acht Frachtwagen für das Inventar des Theaters und der Mitglieder und dann noch als Eigenthum des Directors ein großer Decorationswagen, wo die Hinterwände der Decorationen in der Bühnenbreite aufgerollt, verpackt lagen, natürlich auch gut verwahrt gegen Unwetter und Regen. All die Wagen hintereinander, das gab eine ganze Karawane. Um fünf Uhr Früh ging es von Rostock weg, dann hatten wir einen Aufenthalt von mehreren Stunden in Triebsee, einer kleinen Stadt, wo Zollvisitation war, ob nicht auch Contrebande zu entdecken, was damals furchtbar streng genommen wurde. Wenn wir Abends um zehn Uhr ankamen, waren wir wie gerädert. All der Sand und die Hitze — und Jeder war glücklich, in seine Behausung zu kommen. Die Wohnungen waren gewöhnlich schon von Rostock besorgt. In den Ortschaften, durch die wir kamen, herrschte großer

Jubel über unser Erscheinen. Von Greifswald nach Stralsund ging es schon leichter, da der Weg etwas besser war, doch mußte Bethmann der grundlosen Wege halber im Jahre 1842 zwei Schiffe von Stralsund nach Rostock engagiren, ein Dampfschiff und eine Yacht. Der Capitän vom Dampfschiff war verpflichtet, die Yacht, wo das Inventar verpackt war, ins Schlepptau zu nehmen, doch hatten wir das Unglück, daß sich die Yacht beim herrschenden Sturme vom Dampfschiff losriß und verschlagen wurde und vom Capitän drei Tage lang gesucht und endlich gestrandet an der schwedischen Küste gefunden wurde. An Garderobe und Inventar war großer Schaden geschehen, und Bethmann sagte: „Zu Wasser nie wieder." Diese Reise hatte Gabillon noch nicht mitgemacht, aber von den grundlosen Wegen, Morästen konnte er auch erzählen. War die Saison im November in Stralsund beendet, ging die Reise wieder zurück nach Rostock; wieder sehr früh, um fünf Uhr, bei schrecklichem Wetter. Alles war noch dunkel, wir wurden vom Nachtwächter geweckt, daß wir die Zeit nicht verschliefen. Jedem Mitgliede wurde tagsvorher in der Garderobe angezeigt, wo man sich einzufinden hatte und in welchem Wagen man placirt wurde. Pünktlich mußten Alle zusammentreffen.

Im Jahre 1844 kam der erste Omnibus in Betrieb, in dem die jungen Herren untergebracht waren, so auch Gabillon. Kaum waren wir damals wohl eine Viertelstunde von Stralsund entfernt, da kommt ein junger Herr in hohen Wasserstiefeln an unseren Wagen mit der Frage heran: „Herr Director, sind Sie hier?" „Ja," antwortet Bethmann, ich war nämlich mit im Directorwagen, „was is?" „So," antwortet Gabillon, denn der war's: „Herr Director, wir sind umgeschmissen." „Ist doch Niemand zu Schaden gekommen, Gabillon?" „Nein, wir haben den Wagen wieder in die Höhe gekriegt, aber beinahe wäre der große Frachtwagen auf uns gefallen, doch haben wir es noch glücklich verhindert!" Das Alles im Dunkeln. Also Umwerfen und Deichselbruch war immer zu fürchten, doch kamen wir glücklich nach Ribnitz, wo wir dann auf dem Plane, einer Chaussee, fahren konnten bis Rostock. Dort trafen wir endlich um 10 Uhr Abends ein, wo wir erst noch über die Zugbrücke mußten, ehe wir in das Petri-Thor einfuhren, wo die Einwohner der Straßen, durch die wir kamen, Lichter und Lämpchen in Thür und Fenster stellten, damit wir das fürchterliche, höckerige Pflaster ohne Lebensgefahr passiren konnten; aber ein Jubel herrschte unter den Einwohnern, „sie sind da, sie sind da" riefen sie. Vergnügt waren wir aber trotz allem Wetter und Ungemach, das Recht hatte die Jugend."

Gabillon's Gage in Rostock war natürlich ganz gering, doch der Vater half mit einem kleinen Zuschuß. Der junge Mime bewohnte ein sehr

bescheidenes Quartier in einem Hause, in dem als sein Stubennachbar ein junger, kunstbegeisterter Beamter logirte, mit dem er sich bald auf das herzlichste befreundete. Es war Wilhelm Thede, der eifrigste Theaterbesucher. „Nach Schluß der Vorstellung," so erzählt dieser, „saßen wir zusammen in Gabillon's Stube, und ich mußte dann wahrheitsgemäß seine Leistung kritisiren. Wehe mir, hatte ich das Theater nicht besucht, so oft er spielte, ich wurde scherzweise dafür durchgeprügelt, denn er suchte gerne Gelegenheit, seine Körperkraft zu zeigen, und ich that dem Freunde den Gefallen, mich mit ihm im Zimmer zu balgen. Er blieb stets Sieger! Im October 1845 besuchte ich ihn in Stralsund. Wir gingen mit Theodor Vollmer vor der Stadt spazieren. Fern vom Wege, in der Nähe eines großen Wassers, erblickten wir das Gerippe eines Pferdes. Der junge Kraftmensch hob es auf, und warf es in den Fluß hinein, daß es krachte."

Auch nach Sangershausen, Lauchstädt, Merseburg, Stettin und manchen anderen kleinen Bühnen noch hatte ihn der Zufall auf seinen Wandertouren verschlagen, und allerwegen gab es bei der Arbeit auch lustige Abenteuer genug. Einst kam Gabillon, der gelegentlich in Opern, das einemal als Samiel im „Freischütz", das anderemal als „Vertrauter" des Herzogs in „Lucrezia Borgia" aushelfen mußte, sogar in die merkwürdige Lage, den „Tamino" zu — sprechen. Das ging so zu: der Director des Theaters hatte für den Abend die „Zauberflöte" mit einem Gaste als „Tamino" angesetzt. Das Haus war ausverkauft; wenige Stunden vor der Vorstellung aber erkrankte der fremde Künstler, und die ganze schöne Einnahme schien verloren. Da hatte der Director in seiner Verzweiflung einen herrlichen Einfall! Schon lange hegte ein Bürgerssohn der betreffenden Stadt, ein tüchtiger, geschulter Musiker, den heißen Wunsch, einmal auftreten zu dürfen, der Director aber zog es vor, dieses Ereigniß immer wieder hinauszuschieben. Jetzt ließ er den Freiwilligen rufen. Er kam — eine wenig vortheilhafte Erscheinung, gebückt, mager, farblos. Er erklärte, natürlich mit der ganzen begeisterten Tollkühnheit des Dilettanten, singen zu können, aber — er hatte nur den Musikpart studirt und konnte unmöglich auf der Bühne sprechen. Neue Schwierigkeit; aber der erfindungsreiche Director überwand sie ebenfalls. Der junge Gabillon wurde gerufen und beauftragt, bis zum Abend die wenigen Sätze zu lernen, die „Tamino" zu sagen hatte. Auf die Bühne sollte ein dichter Strauch gestellt werden, hinter dem sich der singende und der sprechende „Tamino" abzulösen hätten. Am Abend besaß der Director den Muth, vor das Publicum zu treten und mit süßester Stimme den „verehrtesten Anwesenden" zu erklären, es sei seine Pflicht, auch strebsame Localgrößen zu fördern, und darum werde ein

heimisches Talent heute Abend den „Tamino" singen, nur leider habe der junge Mann noch gar keine Theaterroutine, darum werde Herr Gabillon den zu sprechenden Part des „Tamino" übernehmen. Laute Heiterkeit und rauschender Beifall lohnte die Rede! Die Einnahme war gerettet, und die ungewöhnliche Vorstellung verlief unter dem Jubel des Publicums animirter denn je.

Als im Herbste 1846 der Contract mit Bethmann in Rostock abgelaufen war, wollte Christian Boye, der inzwischen das Rostocker Stadttheater übernommen, Gabillon an sich ziehen. Der aber hatte mittlerweile Poesie und Prosa der „Fahrenden" so gründlich ausgekostet und trotz oder vielmehr wegen seines kerngesunden Künstlerhumors die zweifelhafte Romantik und den traurigen Realismus der Schmierenwirthschaft so satt bekommen, daß er nichts sehnlicher wünschte, als in eine tüchtige, künstlerische Schule, in die Zucht eines überlegenen Dramaturgen, in den Kreis eines echten Ensembles zu treten. Rasch entschlossen machte er sich auf, und sein Glücksstern führte ihn im rechten Augenblick vor die rechte Thür zu dem rechten Mann. Ohne irgend eine Empfehlung, mit geringer Wegzehrung, wenige Groschen in der Tasche, wanderte er, — selbstverständlich! — von einem Hunde begleitet, zu Fuß von Rostock nach Oldenburg. Ohne sich vorher Ruhe zu gönnen, so wie er, bestäubt, mit seinem Wanderstecken, von der Landstraße kam, trat er vor den damaligen Dramaturgen des Hoftheaters, den Dichter des Hofer-Liedes, Julius Mosen, hin mit der Bitte, eine Probe seines Könnens geben zu dürfen. Mosen willfahrte diesem Wunsche sofort, obwohl oder vielleicht auch weil sein Freund Adolf Stahr just zugegen war. Gabillon spielte den Beiden die große Scene des Melchthal vor mit solchem Feuer und solcher Kraft, daß Mosen den jungen Schauspieler nicht nur vom Fleck weg engagirte, sondern von Stund' an auf das freundschaftlichste förderte. Er ließ es sich angelegen sein, Gabillon in ganz anderer Art, als dies bisher geschehen, nicht nur auf der Bühne, die Welt der Classiker zu erschließen. Er zeigte und stellte dem Jüngling ganz neue, edle Aufgaben. Zugleich nahm der treffliche Mann und Dichter auch menschlich so wohlwollenden Antheil an dem neuen Hofschauspieler, daß ihm Gabillon mit Fug und Recht zeitlebens dankbar blieb für sein entscheidendes, folgenreiches Eingreifen. Die Wege des begabten Schauspielers führten bald und weit hinaus über das kleine Oldenburger Hoftheater. Niemals aber hat er es vergessen, daß er hier zum erstenmale in geordnete Verhältnisse, in ein nach festen literarischen Grundsätzen geleitetes Kunstinstitut kam.

Viertes Capitel.

Hofschauspieler und Ehemann.

„Wenn ich noch nicht Musketier bin, so habe ich mich doch als ein tüchtiger Recrut gezeigt — nicht wahr?" —

d'Artagnan, „Die drei Musketiere".

Mosen eröffnete das neue Spieljahr am 4. October 1846 mit einer Faust-Aufführung, in der Gabillon — der vierte Handwerksbursch der Rostocker Tage — den Brander gab; mit der Zeit vertraute ihm der Dramaturg im classischen und modernen Jambenstück auch größere Aufgaben an; so schon im März 1847 den Ingomar im „Sohn der Wildniß". Die hervorragendste Schauspielerin des Oldenburger Hoftheaters, Fräulein Jeannette v. Zahlhas, dieselbe Künstlerin, die am Eröffnungsabend einen von Mosen gedichteten Prolog gesprochen hatte, nahm besonderen Einfluß auf die Ausbildung ihres bedeutend jüngeren Collegen. Sie studirte seine neuen Rollen mit ihm; auf diese Art lernten die Beiden einander immer genauer kennen; so darf es nicht allzusehr Wunder nehmen, daß Herr Gabillon am 11. März 1847 um den Consens zur Verehelichung mit Fräulein v. Zahlhas einschritt, und nachdem er denselben, wie in Dalwigk's Chronik des Oldenburger Hoftheaters gewissenhaft vermerkt ist, auch erhielt, am 14. Juni im Dome zu Schwerin sich trauen ließ. Die Vermählung fand im Beisein des Steuersecretärs Gabillon statt, der selbst ehrliche Sympathien für die bedeutende Schauspielerin hatte. Wenige Monate danach starb Gabillon's Vater, der den Ausgang dieser Ehe wohl voraussehen, doch nicht mehr erleben sollte. Ein gemeinsamer Freund der Familien Gabillon und v. Zahlhas, der als Trauzeuge bei der Heirat und mit seiner Frau als Gast beim

Hochzeitsmahle zugegen war, der heute noch aufrecht unter den Lebenden weilende pensionirte Hofschauspieler Albert Ellmenreich, erzählt uns, daß alle Welt der übereilt geschlossenen Ehe keinen guten Verlauf prognosticirte. „Die Persönlichkeiten und Charaktere des Paares stimmten nicht zusammen, war doch," nach Ellmenreich's brieflichen Mittheilungen, „Jeannette einige Jahre älter als Louis, weder schön, noch besonders anmuthig, mit einem Stich ins Männliche infolge altförmlicher Erziehung durch den früh verwitweten Vater." Dieser alte Eisenkopf muß — nach einigen uns von einem anderen Schweriner Hofschauspieler, Reinhard Cabano, überlieferten, bezeichnenden Anekdoten — ein ungewöhnlicher Mann gewesen sein, dem sein Schwiegersohn Ludwig Gabillon jederzeit Achtung und Antheil bewahrte. Aus gutem Grunde, wenn wir Cabano's anziehenden Nekrolog zu Rathe ziehen: „Im Herbste 1858 bewirthschaftete Herr v. Zahlhas bei Lucca (ein Städtchen zwischen Leipzig und Altenburg) ein Landgut, das er gekauft. Ich machte die Bekanntschaft des interessanten alten Herrn, der ein auch wissenschaftlich fein gebildeter Mann gewesen, welcher auch schriftstellerisch thätig gewesen war. Unter Anderem übersetzte er verschiedene Shakespeare'sche Stücke und richtete dieselben für die Bühne ein. In Leipzig, woselbst v. Zahlhas als Heldenvater engagirt war, und an verschiedenen Hofbühnen wurden seinerzeit Bearbeitungen von ihm aufgeführt. Mit seiner schönen Figur, dem edlen Gesichte, welches von einem langen, weißen Vollbarte umrahmt war, der sich mit dem lose über die Schulter herabhängenden Haupthaare vermengte, machte der alte Herr einen imponirenden Eindruck. Wenn er mit seinem breitrandigen, schwarzen Hute und einem ungewöhnlich großen Stocke, den er fast nie aus der Hand legte und seinem, nach eigener Angabe gefertigten Mantel über die Straße oder seine Felder schritt, konnte man sich keinen schöneren „Lear" denken. Ungewöhnlich wie sein Aussehen war auch sein Charakter. Einmal ging mehrere Tage das Gerücht herum, Zahlhas halte einen politischen Verbrecher verborgen, welcher eifrig gesucht wurde. Eines Tages erschienen ein Commissär und zwei Gerichtsdiener auf dem Gute, um Hausdurchsuchung zu halten. Aus dem Städtchen waren Neugierige mitgekommen, weil man Zahlhas kannte und befürchtete, es werde nicht ruhig abgehen. Der alte Herr erklärte schon sehr erregt: „Bei mir findet kein Verbrecher Unterkunft." Als der Commissär sein Bedauern aussprach, daß er trotzdem seine Pflicht erfüllen müsse, wiederholte Zahlhas zitternd vor Aufregung: „Zahlhas gibt sein Ehrenwort!" Der Commissär, nach einigen entschuldigenden Worten, betrat mit seinen Leuten die Räume, und Zahlhas stürmte nach seinem Zimmer. Als seine Leute, Hausdame, Diener u. s. w. ins Zimmer traten,

lud er seine Pistolen, um die Leute zu erschießen, welche seinem Ehrenworte nicht glaubten und sein Haus, wie er meinte, auf ewig geschändet hätten. Die zwei Polizisten konnten mit genauer Noth von den Knechten unter dem Heu versteckt werden, während der Commissär, den Ernst der Lage erkennend, sich schleunigst aus dem Staube machte. Erst am anderen Tage konnten die Polizisten, während Zahlhas schlief, heimlich aus dem Hause gebracht werden. Kurz darauf wurde der gesuchte politische Verbrecher in Leipzig selbst entdeckt. Von dem Commissär wurde die Sache dem Gerichte übergeben. Zahlhas wandte sich an den König und — er ging straflos aus zur Freude der meisten Einwohner Luccas. Als der Bürgermeister Zahlhas seine Gratulation aussprach, erwiderte er nur: „Haben Sie daran gezweifelt? Ich nicht. Der König ist vernünftig und gerecht!" Nach vielen Jahren, als mir Otto Ludwig's Drama „Der Erbförster" in die Hände fiel, kam das Bild des alten, ehrenfesten Zahlhas mir sofort ins Gedächtniß. Er würde wie „Erbförster Ulrich" gehandelt haben."

In der Schule dieses Vaters hatte sich Jeannette v. Zahlhas zu einer geschlossenen Persönlichkeit entwickelt, deren Eigenheiten uns Albert Ellmenreich gerecht und einsichtig also charakterisirte: „Treffliche Künstlerin von hoher Bildung und feiner Lebensart, etwas pedantischer Natur, konnte ihr das exaltirte, jugendlich überschäumende Wesen Louis' nicht stets behagen, während sie ihn meistens quasi bemutterte, was ihn wiederum empfindlich erregte." Vier Jahre nach der Vermählung stellte sich Kindersegen ein, und noch ist uns das Schreiben des dazumal in Cassel engagirten Vaters erhalten, in dem er Mosen bat, Pathenstelle zu vertreten: der Brief ist auch für Gabillon's Pietätsverhältniß zu seinem ersten Dramaturgen so bezeichnend, daß er hier ein Plätzchen verdient:

Geehrter Herr Hofrath! Es überfällt uns immer eine gewisse Befangenheit, man bemüht sich, höfliche, regelrechte Formen aufzufinden, wenn man Leuten schreibt, die über uns stehen, oder denen wir Vieles verdanken. Obgleich bei mir Beides zutrifft, so suche ich doch vergebens nach jenen Formen. Immer sehe ich den freundlichen Meister, der mir lächelnd die Hand entgegenstreckt und sagt: Sie wissen ja, daß ich Sie gern bei mir gesehen, Sie sind ja mein Schüler, von dem ich glaube, daß er mir keine Schande macht. Darum rücke ich auch ohneweiters mit der herzlichen Bitte heraus, seien Sie meinem lieben Jungen Pathe, damit ich ihm nach Jahren sagen kann: unser Dichter Julius Mosen, der deinem Vater den Weg gezeigt, in der schwierigen Kunst, ist Dein Pathe gewesen, mache dich dessen würdig.

Wenn mich jetzt oft das Handwerksmäßige in meiner Kunst zu Boden drückt, wenn ich mit Widerwillen französische Fadaisen und Birch'sche Rührstücke meinem armen Kopf aufbürden muß, und es kommt dann der „Götz" oder irgend ein anderes Stück, wozu Sie dem damals armen, unbedeutenden Jungen, mit liebenswürdiger Geduld

den Schlüssel gaben, so überkommt mich eine Wehmuth, und ich bin wieder der sorglose, fröhliche Mensch, der sich im Mosen'schen Hause lustig umhertummelte und dachte, dein Dramaturg wird schon dafür sorgen, daß du ein tüchtiger Künstler wirst. Ja, mein freundlicher Lehrer, „das ist der Carl nicht mehr, der zu Alcala von Dir Abschied nahm ꝛc." — Ich habe das Ernste, Schwierige in der schwierigsten Kunst vollkommen erkannt, und alle Augenblicke drängt sich mir ein Zweifel auf. — Mir fehlt oft, sehr oft Ihre leitende, stützende Hand.

Leben Sie wohl und nehmen Sie die Versicherung hin, daß ich stets mit Hochachtung und Liebe daran denken werde, was ich Ihnen schulde. Empfehlen Sie mich gütigst Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin, und nehmen Sie meine Bitte freundlich auf.

Hochachtungsvoll, Ihr ergebenster

L. Gabillon.

Cassel, den 30. März 1851.

Doch nicht lange sollten die Eltern sich ihres „lieben Jungen" erfreuen, schon am 12. December 1852 fiel er einer Gehirnentzündung zum Opfer, und sein Pathe Mosen widmete ihm eines seiner gemüthvollsten Gedichte: „Das sterbende Kind". Der Tod des kleinen Julius lockerte das Band der beiden, innerlich einander mehr und mehr entfremdeten Gatten dermaßen, daß sie, ein paar Jahre später, nach Gabillon's Berufung an das Burgtheater, sich friedlich dahin einigten, ihre Ehe einverständlich zu lösen. Jeannette Gabillon-Zahlhas dachte — wie uns Ellmenreich schreibt — auch nach der gerichtlich ausgesprochenen Scheidung Ludwig Gabillon's wohl mit schmerzlichen Gefühlen, doch immer noch in treuer Anhänglichkeit. Sie selbst blieb als Frau und Künstlerin hochgeschätzt in Oldenburg bis an ihr Lebensende (1875): von der dortigen Bühne hatte die gefeierte Hofschauspielerin 1867 als „Oberförsterin" in den „Jägern" Abschied genommen.

Am 1. Juli 1848 war Ludwig Gabillon vom Hoftheater zu Oldenburg an die Hofbühne zu Schwerin übergetreten. Ein arger Zusammenstoß, den er mit dem Oldenburger Regisseur Jenke gehabt und den der Hitzkopf auf „Ballholzart" hatte austragen wollen, war die Veranlassung, daß er sein Heil anderwärts suchte. Im December 1847 fand, wie schon S. 27 erwähnt, sein von glänzendem Erfolge gekröntes Gastspiel in Schwerin statt. Vom 1. Juli 1848 bis zum 1. September 1849 trat er im Schweriner Engagement, des Winters in der Residenz, während des Sommers und Herbstes in Doberan und Wismar in 38 Rollen 68mal auf, eine statistische Angabe, für deren geist- und gemüthvolle Belebung wir seinem greisen Kameraden Albert Ellmenreich, durch dessen dem vollen Wortlaut nach folgende Aufschlüsse, zu dauerndem Dank verpflichtet sind.

„Als 81jähriger Mann und als Gabillon's wohl einzig überlebender, alter College jener seiner Jugendperiode, dürfte ich vorzugsweise dazu berufen sein, meine Erinnerungen an ein fast zweijähriges Zusammensein wiederzugeben. 1848 kam Gabillon an die Schweriner Hofbühne für das Fach jugendlicher Liebhaber und Helden. Da ich namhaft älter, dort schon seit Jahren im Besitze genannten Rollenkreises, aber ins Charakterfach überzugehen dachte, war Raum für ihn in Aussicht, und er wirkte einstweilen neben mir. Sein Vater hatte ihn schon vorher meiner künstlerischen Obhut und Anleitung empfohlen, die ich auch übernahm. So waren mir erst der Vater und dann der Sohn befreundet und verkehrten dauernd in meinem Hause, in meiner Familie. Louis' sympathische, schlanke, jugendfrische Heldenfigur, sein schöner Jünglingskopf, ein klangvolles Organ, verbürgten eine namhafte Zukunft. Unter seinen gelungenen Antrittsrollen sind mir „Wilhelm" („Leonore"), „Kosinsky" („Räuber") erinnerlich. Für den Kothurn veranlagt, schienen ihm Salonrollen weniger zuzusagen; was er freilich in seinen späteren Jahren auf dem Zenith seines Burgtheaterrufes gründlich widerlegte. Einstweilen litten seine Darstellungen noch an oberflächlicher Auffassung, war seine Action von einer gewissen wilden Zerfahrenheit, die der Schulung bedurfte. Louis' Vater hing mit einer grenzenlosen Schwärmerei an dem Sohne, wodurch die hervortretenden Mängel seiner Erziehung, welche der Mutter entbehrt hatte, erklärlich wurden. Sein liebenswürdiges, gemüthliches, offenes, gerades Wesen gewann ihm viele Freunde, sein oft überschäumendes, dreistes Auftreten im Collegenkreise fand freilich auch manche Gegner, kurz, die oft knabenhafte Nonchalance seines Benehmens bedurfte wiederholt der Nachsicht. — Stets aufgelegt zu tollen Streichen, beherrschte ihn die Sucht, sich auszuzeichnen, von sich reden zu machen. Wo es galt, sich ritterlich zu zeigen, einem Unterdrückten, in seinem Rechte Geschädigten beizuspringen, war er bei der Hand. Gefährliches suchte er mit Leidenschaft auf, so z. B. beim Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Bootfahren, Jagen, Reiten, Klettern, Ringen und ähnlichen Sport- und gymnastischen Uebungen, wozu ihn eine ausgebildete Muskelkraft befähigte. Diese Eigenschaften erwarben ihm im Personal die Epitheta: „Der junge Jagdhund", „Der ungeleckte Bär", „Der Schlagetodt".

Ein charakteristisches Stücklein ist folgendes: Der erste schleswig-holstein'sche Krieg war Ende der Vierzigerjahre ausgebrochen. Die deutsche Bundesarmee war in dänisches Gebiet eingerückt, auch Mecklenburg hatte sein Contingent gestellt. In Folge dessen begannen die Repressalien. Dänemark blockirte die mecklenburgische Küste, speciell den Hafen von Wismar.

Ein Kriegsschiff unter der Danebrogflagge lag vor der Einfahrt, in der Nähe der Insel Poel, eine halbe Meile von der Stadt, die Kanonen auf sie gerichtet! Zur selben Zeit absolvirte das Schweriner Hoftheater die übliche Herbstsaison in dem neu erbauten Schauspielhause der Stadt Wismar. Das Personal war dort eingezogen, unter ihm Louis Gabillon und meine Wenigkeit. Nach altem Bürgerrecht hatten die Einwohner Wismars freie Jagd auf städtischem Territorium. Dieses ward denn so fleißig besucht, daß kaum ein Häslein mehr in der nächsten Umgebung aufzutreiben war. Man verlegte sich daher häufig auf die Strandjagd auf Seevögel. Das war nun ein gefundener Bissen für unser jagdliebendes Bühnenpersonal, vor Allem für unseren sportlustigen Gabillon. Die dänische Blockade war nicht eben eine strenge zu nennen, denn auf Ersuchen der Einwohner war der Besuch am Bord des Orlogschiffes, die Besichtigung gestattet, die Erlaubniß fleißig benützt. Eines Tages segelten nun, darauf bauend, Gabillon, ich und die Collegen Hintze und Hartmann in einem kleinen Boote unter Führung des bewährten Capitäns Schacht nach der Insel Poel zur Strandjagd, unsere geladenen Flinten auf dem Boden des Gefährtes.

Es wehte eine scharfe Brise, wir bekamen Seitenwind ins Segel, hatten in Folge dessen wenig Bord. Freund Louis konnte es natürlich nicht unterlassen, seiner Neigung folgend, die Gefahr des über- und einströmenden Wassers noch etwas zu erhöhen, indem er sich auf den Rand des Bootes setzte, es in bedenkliches Schaukeln brachte, worüber allgemeines Murren der Bemannung — was aber unseren „Tollen" nicht im Geringsten genirte, ihn nur zur Fortsetzung und Steigerung anreizte. Bald sollte es aber noch besser kommen. Wir näherten uns der genannten Insel, Louis commandirt unserem Schacht: „Gerad'aus auf den Dänen!" Unser Steuermann hielt darauf hin, wir Anderen sahen uns verwundert an, was daraus werden solle. Auf dem Blockade-Segelschiffe wird es lebendig, einen Besuch vermuthend, läßt man bereits das Fallreep herunter. Louis heißt ruhig bis dicht an die Schiffswand heranfahren — ergreift seine Flinte vom Boden des Bootes, glücklicherweise nur mit Vogelschrot geladen, und mit seiner ausgiebigen Stimme das damals gang und gäbe National- und Kampflied „Schleswig-Holstein stammverwandt" brüllend, feuerte er gleichzeitig gegen das Schiff hin, allerdings in die Luft, seinen Schuß ab. Ein Schrei des Entsetzens von unserer Seite folgt, man stürzt sich auf den Attentäter, seinen unzeitigen Patriotismus und Wagemuth zu bändigen. Er commandirt: „Scharf rechts ab!" und unser Schifflein saust nach dem Uferrande der Insel Poel hinüber. Die Dänen, die Schildwache auf dem Deck, sei es, daß sie nicht

musikalisch genug, die verhaßte Melodie zu hören oder verblüfft über die bodenlose Frechheit der Verhöhnung, sahen uns mit offenem Munde staunend nach, reagirten nicht darauf, ließen uns in unserem Inselasyl unbehelligt. Desto stürmischer ergossen sich nun die Fluthen unser aller Entrüstung über solche, von dem übermüthigen Louis „harmlos" genannten „Scherze" auf das Haupt des Sünders. In Folge der Aufregung fiel auch unsere Jagd fast beutelos aus, unsere Hände zitterten noch unter dem Erlebten nach. In stummem Ingrimm nebeneinander sitzend, segelten wir heim. Dort wurde dann das Ereigniß stadtkundig gemacht, nochmals discutirt und alle Gefahren erwogen, denen wir so unglaublich glücklich entgangen waren. Eine Flintenkugel seitens der Deckwache wäre der verdiente Lohn des Attentats gewesen, wenn nicht gar eine volle Breitsalve oder etwa ein Bombardement des unschuldigen Wismar. Dem sei nun wie ihm wolle, Louis' Ruf als der „Tolle" war wieder einige Grade gestiegen. Wie er trotz dessen beliebt und geschätzt war, bewies man ihm bei Ausflügen, Waldpartien, die während der Sommersaison in Doberan oft stattfanden, und wobei die Mitglieder ihm die Functionen eines „maître de plaisir", des Küchen- und Kellermeisters übertrugen, als welcher er dann die Beschaffung und den Transport der Lebensmittel verwaltete, sich überdies auch als Koch verdient machte, indem er große Braten an primitiv hergestellten Bratspießen zubereitete, und zwar mit seltener Kunstfertigkeit. Für seine stete Hilfsbereitschaft Freunden gegenüber, wie für seine Tollkühnheit sprechen hier zwei Fälle. Ein krankhaft afficirter College hielt sich irrthümlich von mir beleidigt, bedrohte mich laut mit Rache und plante einen meuchlerischen Ueberfall in meiner Wohnung. Gabillon hatte Wind davon bekommen, hielt Wache vor meinem Hause, ließ den Attentäter erst passiren, dann aber, als dieser mit Geschrei, Schimpfworten und erhobenem Knotenstocke auf mich einstürmte, eilte Louis herbei, warf sich dazwischen, parirte den gefährlichen Hieb, zerbrach das Mordinstrument und beförderte den Angreifer energisch an die Luft, etwas Unschwieriges, da die betreffende Thür parterre lag und unmittelbar auf die Straße ging. Die Familie des Verbrechers, eine gerichtliche Klage meinerseits fürchtend, war ängstlich besorgt — auch da trat Gabillon beruhigend und vermittelnd auf, führte eine Versöhnung herbei.

Auf gemeinsamem Spaziergange im Walde sahen wir, Louis und ich, einen kleinen Vogel mit jämmerlichem Geschrei einen hohen Busch umkreisen. Louis stürzt hinzu, die Ursache zu ergründen. Da ringelte sich eine ziemlich große Kreuzotter hervor, sie trug einen Nestling des erwähnten Muttervogels im Rachen, den sie aus dem Neste geraubt, hatte ihn schon halb verschlungen, nur

die Beinchen ragten noch hervor. Diese erfaßte Louis mit kühner Hand und entriß das Opfer der Mörderin. Die Schlange huschte in den Busch hinab und verschwand. Louis suchte, verfolgte sie eifrig, doch ohne Erfolg. Ebenso fruchtlos waren seine Versuche, das bereits vom Giftzahn getroffene Vöglein ins Leben zurückzurufen. Diese Anlagen zum „Helden" auch außer der Bühne bekundete sich dann auch noch öfters in Gabillon's späterem Leben. Trotz der erwähnten Ritterlichkeit lag ihm doch Galanterie gegen das schöne Geschlecht gänzlich ferne, schien er gegen dessen Verlockungen immun; wenigstens hörte man nie von Liaisons oder dergleichen etwas verlauten.

Als Zeichen von Louis' gutem, dankbarem Herzen sei hier erwähnt, daß er, als Mosen, sein Oldenburger Intendant und Lehrer, schlaggelähmt in der Wassercuranstalt Lehsen Heilung suchte, ihn dort mit einem Besuche überraschte. Durch Schwerin reisend, forderte er mich auf, ihn zu begleiten, was ich auch that, und somit Zeuge seiner Herzlichkeit gegen den Leidenden ward."

Fünftes Capitel.

Cassel und Hannover.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan! —

Goethe.

Cassel.

Der Ruf des jugendlichen Helden und Liebhabers der Schweriner Hofbühne war inzwischen längst über die freilich recht nahen Landesgrenzen hinausgedrungen, und hatte ihm die Einladung zu einem Gastspiel an das kurfürstliche Hoftheater zu Cassel eingebracht. Intendant dieser wohldotirten und durch ausgezeichnete Mitglieder wohlberufenen Bühne war dem Namen nach ein Freiherr v. Häringen, ein höchst liebenswürdiger Cavalier; in der That aber griff der Landesherr auch als oberster Theaterherr in die größten und kleinsten Bühnenfragen ein, mitunter so tyrannisch, daß dem armen Intendanten gelegentlich die Geduld riß und er Sereniſſimo einer willkürlichen Rollenbesetzung halber sein Portefeuille vor die Füße warf. Wer somit in Cassel engagirt werden wollte, mußte vor Allem vor dem Kurfürsten Gnade finden, und dieser dem seligen Bundestag und allen benachbarten Potentaten nicht weniger als seinen Unterthanen verhaßte Herrscher war schon damals und bleibt bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich berühmt durch die Wandelbarkeit seiner Launen. Ihre Unberechenbarkeit sollte auch Ludwig Gabillon erfahren. Anfangs erregte er das besondere Wohlgefallen Sereniſſimi. Nach seinen ersten drei Gastrollen („Cäsar" in „Donna Diana"; „Rudolf" im „Landwirth" und „Hinko" in der gleichnamigen Birch-Pfeifferiade) erließ ihm der Kurfürst die gleichfalls für den October 1849 angesetzte letzte Gastrolle:

„Richard Wanderer". Der Schweriner Gast hatte nämlich als Freiknecht Hinko das Herz Sereniſſimi im Sturme erobert, und zwar nicht ſo ſehr durch ſeine Schauſpieler- als durch ſeine Turnergaben: Gabillon überraſchte den Kurfürſten durch einen von keinem Vorgänger gewagten Sprung, den der Verfolgte über ein ſtockhohes Bühnengebirge improviſirte.

Nicht immer leuchteten Sereniſſimo wirkliche oder vermeintliche Nuancen des Neuengagirten ſo zweifellos ein, wie dieſer Saltomortale. Zeuge deſſen der folgende, von Gabillon oft und gern mit aller mimiſcher Kunſt nacherzählte Vorfall. Sereniſſimus hatte die Gewohnheit, ſich, unbekümmert um die Vorgänge auf der Bühne, mit ſeinem laut ſchnarrenden Organ in der Hofloge zu ſeinem Adjutanten über Alles auszuſprechen, was ihm juſt durch den Sinn fuhr. Das verdroß Gabillon nicht wenig, und als er einmal in der Rolle des „d'Artagnan" zu einer ſchönen, langen Rede einſetzen wollte, hörte er Sereniſſimus geräuſchvoller denn je converſiren. Da übermannte den Musketier die Ungeduld, und ein im ganzen Hauſe vernehmliches „Pſcht!" entfuhr halb unbewußt ſeinen Lippen. „Was war das, Häringen?" ſchnarrte der Kurfürſt. „Eine neue Nuance Gabillon's," lautete die ſchlagfertige Antwort des ſchnell gefaßten Intendanten. „Nuance?!" meinte Seine Hoheit kopfſchüttelnd, „das wollen wir erſt mal ſehen!" Nichts begreiflicher, als daß der beſorgte Intendant noch während der Vorſtellung zu Gabillon auf die Bühne eilte und ihm eindringlich einſchärfte, bei keiner kommenden Wiederholung der „Drei Musketiere" ſeine ſogenannte „Pſcht"-Nuance zu verabſäumen. Gabillon beherzigte, nicht wenig beluſtigt, das Mahnwort. Noch für dieſelbe Woche wurde eine Repriſe der „Musketiere" angeſetzt. Zu Beginn der Vorſtellung blieb die Hofloge leer. Unmittelbar vor d'Artagnan's Stichwort erſchien jedoch der Kurfürſt. Gabillon ſetzte zu ſeiner großen Rede ein, die er, genau an derſelben Stelle, wie bei der vorigen Vorſtellung, durch ſein „Pſcht!" zum nicht geringen Staunen des ganzen Auditoriums unterbrach, Sereniſſimus aber verließ ſofort das Schauſpielhaus; er glaubte nun wirklich an Gabillon's Nuance. Im Publicum dürfte ſich, bei der allgemeinen Unbeliebtheit des Kurfürſten, der gelungene Ulk allmälig in der Stille „herumgeſprochen" haben. Die Fama vergrößerte vielleicht noch dieſen und manchen früheren Studentenſtreich Gabillon's, der dieſem Rufe die ganz abſonderliche, unter noch abſonderlicheren Umſtänden erfolgte Einladung zu einem ritterlichen Ringkampf auf das Herrenſchloß Eſcheberg des auch in der Literaturgeſchichte fortlebenden Gaſtfreundes von Geibel und Bodenſtedt, des Barons Malsburg, zu danken hatte. Eine Aventiure, die Gabillon im „Künſtler-Decamerone des Burgtheaters" ſtylgerecht folgendermaßen verewigte:

„Ich Unglücklicher, mein Kind kennt keine Berge!“ rief Adolf Stahr, als sein Sohn in Sattler's Panorama auf die eisbedeckte Jungfrau deutend — kaltblütig fragte: „Vater, was ist das?“ — Im Oldenburger Marschlande gibt es nur Haide, Meer und das „schülpernde“ Moor. Der Blick fliegt meilenweit frei hinaus — höchstens durch eine schmale Birke, durch ein Bündel Eschen seitwärts gedrängt.

Ich guckte ebenfalls durch das Glas und meinte eben so ruhig wie der kleine Stahr: solche Berge müßten doch beengend auf Herz und Auge wirken. „Als Sühne,“ rief der etwas nervöse Professor mit zitternder Stimme — „als Sühne verlange ich von Ihnen einen ausführlichen Brief, wenn Sie die ersten Berge gesehen.“

Im Jahre 1851 schrieb ich ihm aus Cassel: „Ich komme aus den Thüringer Bergen — wie arm sind wir daheim in unserem Sumpf und Moor. Wie kann man dort leben, manchmal sogar lachen. Die Berge haben mich verwandelt, ich glühe vor Lust und Freude; ich bin thatendurstig und mache einstweilen aus reinem Vergnügen täglich einen dummen Streich!“

Diese Stimmung kam mir in meiner neuen Stellung am kurfürstlichen Hoftheater unendlich zustatten. Der düstere Kurfürst wollte nur Lustspiele und Possen sehen — da durfte ich in meinen Naturburschen und Bonvivants der tollen Laune freie Zügel geben.

Eines Tages fand ich an der Table d'hôte als Nachbarn einen alten, freundlichen Herrn mit schneeweißem Haar, leuchtenden Augen und rothen Wangen. Auf meinen Gruß dankte er mit einer vornehmen Handbewegung, die an Spitzenmanchetten und an den Wiener Congreß erinnerte. Vor ihm stand eine Flasche Rüdesheimer. Schweigend füllt er mein Glas; ich blicke ihn an, er aber faßt meine Hand und spricht mit jenem leisen, bestimmten Ton, der gewohnt ist, immer gehört zu werden:

„Junger Künstler, ich bin Baron Malsburg. Ich bringe Ihnen Grüße von Bodenstedt, ich komme Ihretwegen von Eschenberg und will Sie dorthin entführen. In Kurzem beginnen Ihre Ferien. Schenken Sie mir davon acht oder vierzehn Tage. Ich brauche Sie nothwendig. Ich habe so viel für euch Künstler gethan und mir ein Recht auf eure Dankbarkeit erworben. Sie können jetzt die Schulden sämmtlicher Collegen bezahlen und — — — —“

„Pardon, Herr Baron,“ flüsterte ich besorgt — „Sie überschätzen mich — ich —“

„Ah, junger Künstler, bildlich, bildlich. Heute ist Oper, Sie sind frei, fahren Sie mit mir nach Wilhelmshöhe — unterwegs erzähle ich Ihnen eine Geschichte — dann soupiren wir und heute Abend schon sind wir die besten Freunde. Sie gefallen mir; Sie haben rothe Backen, ein junger Mann muß roth und frisch sein, wie ein schöner Apfel.“

Vor dem Hotel hielt eine alte, offene Caroſſe, Kutscher, Pferde und Geschirr erinnerten stark an 1808, an die Zeit König Jérômes. Der Baron deutete graziös auf den Ehrenplatz, und ich sprang in die Arche. Er maß mich einen Augenblick mit sorgendem Kopfschütteln und sagte leise:

„Sie ſind merkwürdig ſchlank, aber — behende — Gott ſei Dank, behende — doch davon ſpäter!“ — „Philipp,“ wandte er ſich in warnendem Tone zum Kutſcher — „langſam!“ und Philipp neigte den dicken Kopf und lenkte das umſtändliche Fahrzeug, das ſich wie eine alte Dame in Puder und Schlepp auf- und niederwiegte — langſam, würdevoll über das holperige Pflaſter. Alles kannte den alten Herrn, Jeder grüßte freundlich lächelnd. Draußen vor dem Thore, unter ſchattigen Bäumen, veranlaßte Philipp die Pferde zu einem gemeſſenen, deutſchen Walzertempo. Baron Malsburg ſeufzte aus tiefer Bruſt. „Ja, ja, was wäre heute Caſſel unter König Jérôme, ein kleines Paris!“ — Ich ſah ihn etwas erſtaunt an. „Ja, ja,“ fuhr er erregt fort — gleichſam meinen ſtillen Einſpruch bekämpfend — „ich bin ein Anhänger der Napoleoniden. Ich bin mit Jérôme nach Rußland gezogen und mit dem großen Napoleon über die Bereſina gegangen. Es war eine mächtige Zeit. Heute ziehen die jungen Officiere mit allem möglichen Comfort ins Feld — ich habe den grandioſen Rückzug mit einer Flaſche Rum und einem wollenen Shawl gemacht, damit fing ich die Natur ab.“

Erneutes Staunen meinerſeits.

„Junger Künſtler, die Natur abfangen heißt: ſie bändigen, unterwerfen, dem menſchlichen Willen unterthan machen — es iſt dies mein Lieblingsausdruck! — Wir ritten damals Tag und Nacht, vor uns glitzernder Schnee und lauernde Krähen und Raben — hinter uns raub- und mordluſtige Koſaken. — Erſt in Königsberg nahm ich meinen Shawl ab und wechſelte die Strümpfe; ja, ja, es war eine mächtige Zeit!“

„Jetzt ſitze ich in meinem Eſcheberg. Aber ich brauche Leben, Regung, Bewegung — Geiſt und Körper ſind friſch. Mein Schloß iſt der Sammelplatz der Dichter, Muſiker — Künſtler aller Art umgeben mich. Bodenſtedt bleibt den ganzen Sommer bei mir. In einigen Tagen kommt Marſchner, dann Sie — es wird reizend!“

Auf Wilhelmshöhe erzählte er mir leuchtenden Auges von ſeinem Jérôme und deſſen Reiterkünſten, von den ſchönen Hofdamen, von Caſſels großer Zeit!

Unter einer Linde vor dem Wirthshauſe wurde gedeckt, und Philipp bediente uns mit einer Grandezza, die mir faſt Ehrfurcht einflößte. Er nahm mit zierlichem Anſtand aus einem großen Eiskübel zwei Flaſchen und fragte mich mit ſtrengem Blicke: „Rüdesheimer oder Cliquot?“

Ich zauderte.

Er füllte mit einer mich verwirrenden Ueberlegenheit den Champagnerkelch und den grünen Römer, ſah mich noch einmal mit ſtrafendem Ernſt an und bediente dann ſeinen Herrn.

„Philipp, was macht jetzt wohl Urmüller?“ — „Halten zu Gnaden, Herr Baron, er macht ſich über uns luſtig!“

Der Alte nickte ſinnend, dann faßte er meine Hand und fragte tiefbewegt: „Iſt es denn wirklich ſo ſchwer, dreihundert Pfund zu heben?“

„Ich habe es noch nie verſucht,“ erwiderte ich einigermaßen beſtürzt.

Inzwiſchen hatte ich beide Gläſer geleert. Philipp füllte ſie wieder mit einem leichten Zucken der Mundwinkel. Ich erröthete, ich ſchämte mich — ich hätte nur

eine Sorte trinken sollen. Die Jugend nimmt dergleichen sehr ernst. — Ich fühlte mich erniedrigt. Philipp stand hoch über mir.

Der Alte hob nun sein Glas — nickte mir zu, that einen langen Zug und sagte:

„Jetzt erzähle ich Ihnen, weshalb ich Sie aufgesucht und eingeladen. — Ich habe unter meinen Hausgenossen einen jungen Bildhauer; ein prächtiger, wilder Bursche. Sein Vater, mein alter Freund, hat ihn mir, sterbend, übergeben — ich habe ihn sozusagen adoptirt. Dieser Kerl heißt eigentlich Müller. Seines reckenhaften Benehmens, seiner ungefügen Stärke wegen nennen wir ihn Urmüller. — Dieser Bengel also stellt ganz Eschenberg auf den Kopf. Er chicanirt das Hausgesinde, entzweit die Liebesleute — unter den Dorfdirnen hat er allerdings großen Anhang — aber die gesammte männliche Bevölkerung Eschenbergs haßt ihn, doch Keiner wagt sich an ihn. — Sein letzter Streich nun hat dem Faß den Boden ausgeschlagen, meine Geduld erschöpft. Sein Atelier ist im ersten Stockwerke meines alten Thurmes, dessen unterer Tract als Treibhaus und Gartensalon benützt wird. Dort pflege ich seit zwanzig Jahren nach dem Diner meinen Kaffee zu nehmen und nachzudenken — der Schlingel behauptet, ich schliefe. Vor vierzehn Tagen nun entdeckte ich plötzlich einen Riß in der Decke, einen Riß, der mich beunruhigte. — Ich frage um die Ursache, und Philipp meldet mir: Urmüller habe einen Felsblock — (‚er wiegt seine drei Centner,‘ warf Philipp respectvoll ein) — einen schweren Felsblock — unterbrich mich nicht, Philipp — in sein Zimmer getragen, turne mit demselben in gefährlichster Weise und zum sichtlichen Schaden des Thurmes — manchmal entglitte er seinen Händen — dann erdröhne und erzittere das alte Gebäude, als ob seine letzte Stunde gekommen sei.

Ich gehe sofort in gerechter Entrüstung zum Urmüller. Er ist bei der Arbeit und, wie gewöhnlich — halbnackt. Ich fordere ihn auf, den Stein zu beseitigen. Er pfeift höhnisch und bietet mir einen mit Thon beschmierten Stuhl. Ich rufe einen Knecht. Der Kerl quält sich umsonst, er hebt den Stein nicht. Ich rufe einen zweiten — Urmüller wirft Beide zur Thür hinaus. Seit dieser Zeit überwacht er doppelt sorgsam seinen Felsblock. Er verläßt sein Atelier nie, ohne es sorgfältig zu versperren; den Schlüssel entlockt ihm keine List. Ich wurde nun ernstlich böse. Da trinkt mir vorgestern bei Tisch dieser freche Bursche ganz cordial zu und ruft: ‚Onkel! schließen wir einen Vertrag nach Art der alten Recken. Suche dir einen Kämpfer. Besiegt er mich — gleichviel in welcher Kampfesart, so bin ich dir dienstbar, und im Beisein der Eschebergers Mannen schaffe ich meinen heiligen Opferstein — ihr Thoren glaubt, es sei ein gewöhnlicher landläufiger Granit — aus deinem alten, nervösen Thurm in den Garten.‘ — ‚Hoho,‘ ruft Bodenstedt, ‚ich sage dir, Urmüller, ich kenne einen Kämpen, der wird dir im Ringkampfe zu schaffen machen.‘ — Urmüller lächelte mitleidig und bemerkte nachlässig: ‚Theurer Onkel, wenn dein Kämpe siegt, so will ich an alle alten Gottesgerichte glauben; dann siegt nur deine gute Sache — dann bin ich ein schwarzer Bösewicht und erliege durch himmlische Beihilfe.‘ Die letzten Worte sprach der elende Heuchler mit thränenerstickter Stimme.

Alles lachte, aber Bodenstedt verrieth mir heimlich, daß ich meinen

Kämpen in dem jugendlichen Helden unſeres Hoftheaters finden würde — und nun, junger Künſtler, frage ich:

Wollen Sie mein Kämpfer ſein, wollen Sie Urmüller's ſtarke Natur abfangen, wollen Sie ihn demüthigen vor ganz Eſcheberg, wollen Sie mich zeitlebens zu Ihrem dankbaren Schuldner machen?!" — Im eifrigen Zuhören hatte ich viele male Kelchglas und Römer geleert. Dem rächenden Kämpen Eſchebergs hatte Philipp unaufhörlich mit ſichtlich liebevollem Eifer beide Gläſer gefüllt. Ich ſtand in hellen Flammen. Das ganze Nibelungenlied ſauſte an mir vorüber — wie die wilde Jagd. — Ich ſah mich als Siegfried, der den ſtarken Fuß auf Urmüller-Alberichs Nacken ſetzt.

„Jawohl, mein edler Lehnsherr," rief ich, „ich will den grimmen Urmüller in ſtolzem Kampf beſtehen, ich will ihn zu Boden werfen — ich will — — —"

Der Baron war, dank ſeiner langjährigen Erfahrung, allerdings nur bei einer Sorte geblieben, er trank Rüdesheimer — aber trotzdem ſchwamm ſein leuchtendes Auge in röthlichem Schimmer. Er ließ mich meine Tirade nicht enden, er ſchloß mich feſt in ſeine Arme und küßte, tief gerührt, laut ſchluchzend erſt meine linke, dann die rechte Wange, ſchließlich meinen Mund!

Ich habe ſpäter dieſen Dreikuß der Rolle des Hofmarſchalls Kalb mit Glück eingefügt.

Wir tranken nun fort und fort und höhnten nach Art der alten Helden wacker unſeren abweſenden Feind. Sogar Philipp, der unbegreiflicherweiſe ſeine ganze Grandezza verloren hatte, durfte in liebenswürdigſter Ungebundenheit mithöhnen.

Später entwickelte ſich in mir eine bange Ueberzeugung, unſer Wagen habe ſich in eine Schaukel verwandelt, die Urmüller rechts und der Zwerg Alberich links in furchtbaren Schwung ſetzten. Um Philipps Kopf tanzten gefüllte Römer und Kelchgläſer, die ich um Gotteswillen bat, mir nicht zu nahe zu kommen. — Dann hörte ich, wie aus weiter Ferne, meinen alten Baron einen Baritus ſingen — dann öffnete Philipp mit einem Hausſchlüſſel meine Hausthür. Ich ſtieg zahlloſe und ſteile Treppen empor — aber Urmüller ließ mich nicht weiter und ſtieß mich immer wieder mit gellendem Lachen zurück und dann erwachte ich mitten auf der Treppe in unglaublich unbequemer Stellung mit einem ſo herrlichen Kater — wie ihn eine üppige Verbindung von Rüdesheimer und Cliquot nur hervorbringen kann.

Am nächſten Tage war im Hoftheater zu Caſſel wegen Unpäßlichkeit des Herrn Gabillon, ſtatt: „Die ſchöne Müllerin" und „König Renés Tochter" angekündigt: „Menſchenhaß und Reue".

Vierzehn Tage ſpäter hielt an einem ſonnigen Julimorgen die alte Caroſſe vor meinem Hauſe. Philipp ſaß auf dem Bock, griff nachläſſig an den Hut und lächelte mir verſtändnißinnig zu.

„Philipp, wie lange fahren wir?"

„Halten zu — —" Gnaden wollte nicht über ſeine Zunge — — — „drei Stunden."

Eſcheberg mußte hoch liegen, die Straße ward ſteil und ſteiler, und die Sonne ſengte.

„Philipp, kommt bald ein Wirthshaus?" Philipp sah mir ernst und nachdenklich in die Augen, öffnete eine geheime Lade des Kutschbockes, zog eine rothe und eine weiße Flasche hervor — fortwährend den bekannten, streng fragenden Blick auf mich gerichtet. „Halten zu — — Laubenheimer oder Médoc?"

„Geben Sie den kühlen Laubenheimer her, Philipp."

Man spricht lahm und mühsam mit einer Person, die uns den Rücken kehrt, und ich plaudere gerne. Mit einem Satze war ich neben Philipp auf dem Bock — Wein und Cigarre machen mittheilsam. Als wir durch das breite Escheberger Hofthor fuhren, war Philipp mein geschworener Freund, und ich kannte die Escheberger Verhältnisse so genau, als wäre ich zwanzig Jahre Kammerdiener des Freiherrn v. Malsburg gewesen.

Im Schloßhof war eitel Unruhe und Bewegung — man erwartete mich mit Ungeduld — Bodenstedt und seine reizende kleine Frau Edlitam, der Componist Marschner und einige verdächtig bebänderte Herren begrüßten mich stürmisch. Der alte Baron empfing mich, wie Elsa den Lohengrin.

Ueber uns aber donnerte eine markige Baßstimme: „Hoch, hoch, dreimal hoch!" — Im Fenster des alten Thurmes lag Urmüller, wie ein Indianerhäuptling anzuschauen. Er kam von der Arbeit: Gesicht, Brust und Arme waren mit blauem Thon verziert. In der Hand schwang er einen nassen Leinenfetzen wie eine Fahne.

Der Baron ignorirte ihn vornehm und zog mich so rasch ins Schloß, daß ich den biedern Gruß nicht einmal erwidern konnte.

In einem Erker — durch das offene Fenster sah man auf eine fette, kurz geschorene Wiese — war für drei Personen gedeckt. Bodenstedt als Mitverschworener durfte an dem Frühstück theilnehmen.

Der Baron legte mir eigenhändig vor. Ein kleines Stückchen Fleisch, fast roh und blutig, ein geröstetes Brötchen — dazu ein Glas wunderbar duftenden Johannisberger. „Später, junger Künstler, später!" sagte der Alte, als ich scheinbar unbefangen nach der Flasche griff. Mein Baron behandelte mich wie einen Gladiator, der vor dem Cäsar kämpfen soll.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," fuhr er fort. „Urmüller war die ganze Nacht außer Hause; ich vermuthe: er ist schwach — wir müssen das benützen. Er weiß bereits, um was es sich handelt. Ich hoffe, er wird sich jetzt waschen und gleich erscheinen. Der Bengel ist in seinem Uebermuthe zu sicher — — — junger Künstler, jene grüne Wiese dort ist der Kampfplatz! Hier" — er zog aus seiner Rocktasche ein großes Stück Kreide — „hiemit schmieren Sie ihre Sohlen, der Rasen ist glatt. Lassen Sie sich nicht unterlaufen — die Arme immer fest am Leibe. Urmüller ist heftig im Angriff, lassen Sie ihn erst austoben — dann auf ihn, rücksichtslos!"

In fieberhafter Aufregung gab er mir noch auf der Treppe eine Menge guter Weisungen — wie Glabrio dem Thumelicus im „Fechter von Ravenna". Daneben rühmte er den Johannisberger, von dem ich jetzt zwar nur ein Glas erhalten, der aber beim Siegesmahl — der Sieg schien ihm zweifellos — in Strömen fließen sollte.

Auf der Wiese fanden wir ganz Eschenberg versammelt. Vom Verwalter an bis zur letzten Kuhmagd war Alles in heller Bewegung. Man musterte meine mehr als schlanke Gestalt mit mißtrauischen Blicken. Ich wurde den bebänderten Herren, dann Herrn Bildhauer Müller (der Alte betonte das „Herr" äußerst vornehm) mit größter Förmlichkeit vorgestellt.

Wie er in dem granleinenen Turnkleid dastand und sich mit höhnendem Pathos so tief verneigte, daß die knochigen, ausgearbeiteten Hände an den unendlich langen Armen den Boden streiften, glich er wirklich dem wilden Alberich.

Wir maßen uns einen Augenblick mit prüfendem Blick, dann schüttelten wir uns ebenso lebhaft als andauernd die Hände — jeder wollte die Stärke des Gegners erproben. — Der Baron ermahnte nun — wie ein Turnier-Marschall — die Zuschauer, sich ruhig zu verhalten, die Kämpfer weder durch Beifalls- noch durch Mißfallszeichen zu stören. Der Kreis wurde soweit gezogen, daß er bequem für ein mittelalterliches Turnier zu Pferde genügt hätte. — Dann erinnerte er Urmüller noch einmal an alle Einzelheiten des geschlossenen Vertrages, schwenkte ein weißes Sacktuch nach allen vier Himmelsrichtungen und schrie in hartem Commandoton: „Los!"

Der Kampf begann — — — Bodenstedt, als echter Barde, schrieb noch am selben Abend ein langes Heldengedicht, welches umständlich alle Vorgänge schilderte, die sich zugetragen. Ich hab's bis heute noch in der Urschrift bewahrt. Hier ist es:

Erste Aventiure.

Von Urmüller's Kraft und Tücken.

In der Eschenberger Marke,
Wohl in der Treibhausecke,
Lebte Urmüller, der Starke,
Ein weidelicher Recke.

Der war unmaßen kühne
Von reckenhafter Art,
Es waren seine Arme
Mit ganzen Kräften wohl bewahrt.

Klein war er von Wuchse,
Doch hochgemuth zum Streiten
Mit seinen stämmigen Beinen,
Mit seinen Schultern, den breiten.

Es ging von ihm die Märe,
Er könnte springen wie ein Tiger,
Er könnte klettern wie ein Bäre —
In jedem Streite war er Sieger!

Wer ihn bestritt, den schlug er,
So ging die Märe im Land,
Einen großen Felsblock trug er
Wie einen Spielball in der Hand!

Das hörte ein stolzer Degen
In der Normandie,
Ein Recke, stark und verwegen,
Stolzern Kämpen sah man nie!

Der wollte nach Eschenberg reiten
Und pflegen Ritterschaft,
Und wollte Urmüllern bestreiten
Mit seiner fast starken Kraft.

Zweite Aventiure.

Wie Gabillon der Normanne nach Eſcheberg kam und Urmüllern beſtritt.

Nun könnt ich euch Wunder ſagen
Von dem Helden lobebären,
Wie er ſich durchgeſchlagen
In ritterlichen Ehren!

Der Recke von hohen Sitten
Führte hochzeitlich Gewand,
Sint kam er hochgemuth geritten
Zum Eſcheberger Land.

Auf den Burgplatz ſtürmt er verwegen,
Daß Alles zu ſtaunen begann,
Die liefen ihm entgegen,
Die Eſcheberger Mann.

Er war müde von der Reiſe
Und folgte den Mannen nach,
Die brachten ihm Trank und Speiſe
Und ſchufen ihm gut Gemach.

Seiner Kraft, der ungethümen,
Wie er die Speiſe nahm,
Begann er ſich laut zu rühmen
Wie ihm das wohl gezahm.

Von dem ſtarken Klang ſeiner Worte
Erdröhnte das ganze Haus —
Er ſchlug mit dem Ger an die Pforte:
„Urmüller, nun komm heraus!“

In ſeiner Treibhausecke
Hörte Urmüller die Märe,
Wie ein Normannenrecke
Zum Streite gekommen wäre.

Er hörte ihn ſich brüſten
In ſeinem ſtolzen Muth —
Da begann er ſich zu rüſten
Und entbrannte in ganzer Wuth ....

Nun könnt' ich euch ſingen, ſagen
Hoher Märe viel,
Was Alles ſich zugetragen
Im ritterlichen Spiel,
Wie die Recken ſich geſchlagen,
Und Urmüller, der ſtarke, fiel!

Der vom Normannenhorte,
Wie er Urmüller ſchaut,
Stolze, verhöhnende Worte
Rief er ihm entgegen laut:

„Nun, reißt Eure Kleider nieder,
„Macht Euch der Wehre frei,
„Daß bloß durch die Kraft der Glieder
„Unſer Kampf entſchieden ſei!“

Urmüller ſchob das Hemde
Ueber die Arme bis an den Hals:
Ihr ſtolzer Recke aus der Fremde,
Nun verſichert Euch Eueres Falls! —

So begann er ihn zu berennen,
Auf der Bruſt die Arme gekreuzt,
Der Normanne erwartet den Angriff,
Die ſtarken Beine geſpreizt.

So warf er ihn zurücke
Durch einen wuchtigen Schlag,
Daß vor des Normannen Tücke
Urmüller zuſammenbrach.

Doch ſchnell aufſprang er wieder
Vollwuchtig in die Höh',
Wie einer Katze Glieder
War ſein ganzer Körper zäh.

Jetzt wie zwei Katzen im Kreiſe
Begannen ſie zu ſchleichen,
Ein Jeder in liſtiger Weiſe
Sucht den Andern zu erreichen —

So mit tückiſchen Geberden
Sah man ſie einander umgehn,
Man mochte, ich wähne, auf Erden
Größere Tücke nimmer ſehn!

Da begann in Wuth zu entbrennen
Der stolze Normannenrecke,
Und er hub an zu berennen
Urmüllern von Treibhausecke.

Da half jetzt kein Erbarmen,
Beider Zorn war groß;
Mit ihren starken Armen
Schlugen sie aufeinander los.

Sie schlugen sich und rangen
Von ganzer Wuth durchdrungen,
Zuletzt gleich wie zwei Schlangen
Hielten sie einander fest umschlungen.

Von ihrer Füße Gestampfe
Erscholl es rings im Land,
Da wurde in dem Kampfe
Ihre ganze Stärke bekannt.

Es schwollen ihnen die Adern,
Von den Knochen kam ein Gekrach,
Bis in dem starken Hadern
Urmüller zusammenbrach —

Doch fallend noch reißt er den Andern,
Der sich muthig auf ihn schwingt,
Gleichwie ein junger Löwe
Auf einen Elephanten springt.

Urmüller stampft noch lange
Und führte noch manchen Schlag,
Doch unter der Beine Zwange
Des Normannen gab er nach.

Urmüller ward aufgehoben,
Seinen Wunden Pflege geschafft,
Doch noch einmal wollt' er erproben
Im Kampfe seine Kraft.

Noch einmal von dem Gestampfe
Erscholl der Rasen rund,
Noch einmal ward im Kampfe
Der beiden Recken Stärke kund!

Noch einmal siegte der starke
Held aus der Normandie,
In der Escheberger Marke
Stolzern Recken sah man nie!

Das Diner dauerte stundenlang. Mein freiherrlicher Gönner brachte zahllose Toaste aus und las schließlich das noch nasse Epos Bodenstedt's mit merkwürdigen Betonungen vor.

Urmüller machte gute Miene zum bösen Spiel. — Nur konnte er sich's nicht versagen, mitten in den Vortrag hineinzurufen:

„Onkel, du behandelst ja den Nibelungenstyl wie einen Leitartikel der Tante Voß."

Jetzt erscheint Philipp in großer Gala, er trägt auf silbernem Teller einen blumenbekränzten Römer.

Er schreitet langsam feierlich — aber mit liebevollem Blick auf mich zu und ruft mit scharfer Betonung:

„Herr Gabillon: halten zu Gnaden, Johannisberger." Der Sieger Urmüller's hatte dies stolze Herz auf immerdar gewonnen!

So gerne der Baron sonst beim Becher saß, die Rache ließ ihn nicht ruhen. Der Frevler sollte büßen, sich lösen, der Thurm vom Felsblock befreit werden. Ganz Escheberg wurde wieder zusammengetrommelt; Marschner fehlte. Nach langem Suchen finden wir ihn im Hühnerstall. Er sitzt auf, oder vielmehr in einem alten, für seine Verhältnisse viel zu kleinen Faß, neben sich eine blecherne Stalllaterne, auf den Knien ein schwarzlackirtes Theebrett, in der einen Hand ein großes Stück Kreide, während die andere Hand die Gittersprossen einer Hühnersteige als Claviatur behandelt und durchaus Töne herauslocken will.

Mit großer Anstrengung und List befreien wir ihn von seinem Sitze. Er schaut uns der Reihe nach melancholisch an, mit der Rechten majestätisch Dreivierteltakt markirend. Er hatte gedichtet und componirt und als anspruchsloser Künstler in süßem Selbstvergessen diesen bescheidenen Zufluchtsort gewählt.

Laternen, Fackeln, Windlichter bewegten sich um den Thurm, den Urmüller soeben betreten, nachdem er in der Thür noch seinem würdigen Adoptivvater durch ungebührliche Verlängerung seiner Nase — er setzte die beiden gespreizten Hände an dieselbe — seine ganze Mißachtung zu erkennen gegeben hatte. Wir hören nun seinen schweren Schritt und lauten Athem, er keucht unter der ungeheuren Last, die er durch ein um den Nacken geschlungenes Seil zu stützen sucht. — Mühsam schreitet er vorwärts, während Marschner mit näselnder Stimme eine schwermüthige Weise von dem schwarzen Theebrett absingt; der Text lautete, wenn ich nicht irre:

Urmüller, was soll dein Zagen? —
Du mußt den Stein nun tragen —
Nun tragen, tragen, tragen,
Ja tragen von hier fort —
Du mußt, du gabst Dein Wort!

Urmüller sah sich nachlässig um und zuckte verächtlich die Achseln, so weit ihm dies das straff gespannte Seil gestattete. Vor einem Rosenbeet, welches sich der besonderen Aufmerksamkeit des Barons erfreute, hält er — tritt dann in das Beet hinein, und wehe! — jetzt liegt der Stein inmitten der blühenden Rosen. Oh, du Satan," rief der Alte, „daß ich Dummkopf beim Abschluß des Vertrages mich nicht besser vorgesehen!" —

Es wurde noch viel vom Ringen und Boxen im Allgemeinen gesprochen und viel schwarzer Kaffee getrunken. — Der Mond geht auf; es wird still und stiller. —

Urmüller aber zieht mich in sein Thurmzimmer, nimmt einer lebensgroßen Gypsfigur den Kopf ab und holt grinsend aus deren Eingeweiden alle Ingredientien zu einer vielversprechenden Bowle.

Wir plaudern noch, als es schon auf dem Hof lebendig wurde. — Wir leerten das letzte Glas und schieden als die besten Freunde.

Mein alter Baron ruht längst in der Familiengruft zu Eschenberg, die Natur ließ sich nicht länger abfangen, sie hat den Spieß umgedreht und ihn abgefangen. Mir starb in ihm ein treuer, väterlicher Freund, ich habe ihn geliebt, wie wenig Menschen auf der Welt. Segen deinem Angedenken, mein lieber alter Baron!

Die Urschrift von Bodenstedt's Gedicht liegt auch jetzt noch zur Hand, vergilbt und zerfallen. Die Blätter haben ein halbes Jahrhundert hinter sich! Doch ganz jung geblieben, grüßt uns eine andere Erinnerung aus jenen Tagen. Es ist ein kleines Relief, das Ludwig Gabillon darstellt, die Züge zeigen Kraft und Schwung, ein Haarwald krönt die mächtige Stirne. Am Rande des Gypsabgusses steht „Urmüller" zu lesen. Die beiden

Künstler scheinen also noch recht friedlich beisammen gewesen zu sein. Wie viel Rüdesheimer dürften sie wohl bei der Sitzung getrunken haben? ——

Die Freundschaft mit Bodenstedt brachte Gabillon schöne Stunden ernster Anregung und ungebundenster Heiterkeit und blieb aufrecht bis an ihr Lebensende, trotzdem beider Schicksal sie weit voneinander führte. Auch ein gar lieber, treuer Kamerad wurde ihm dort: Dr. Otto Braun (der nachmalige Chefredacteur der „Augsburger Allgemeinen Zeitung"). Unter dessen Gedichten erzählt uns heute noch eines der schwungvollsten von einem Künstlerfestspiele, bei dem Gabillon als „Prinz Carneval" seines Freundes Verse zu sprechen hatte. Kurz, es ist nach der Schilderung, die „Prinz Carneval", sein Dichter und mancher Andere noch nach Jahrzehnten von dem damaligen Cassel machten, anzunehmen, daß man sich nicht nur 1808, zu Jérômes Zeiten, sondern auch 1849/50 dort vortrefflich zu unterhalten wußte. —

Ueber allen Aventiuren, Ferien- und Carnevalsscherzen vergaß Gabillon aber keineswegs die rechte Künstlerarbeit. Trotz allen tollen Suiten seines damaligen, von dem ihm befreundeten Maler Louis Katzenstein als Gabillon's Sturm- und Drangperiode bezeichneten Treibens, hatte er nichts übrig für die echten und falschen Kraftgenies in seiner Umgebung. Die verblüffenden Schreileistungen eines Wilhelm Kunst hatten Gabillon, da er noch „fahrendes" Mitglied der Bethmann'schen Wandertruppe gewesen, nicht imponirt. In Cassel sah er mit ehrlichem Mitleid, wie ein hochbegabter Charakterspieler, Kläger, sich und die Hofbühne durch seine unbesiegliche Trunksucht erniedrigte und auf offener Bühne so oft Aergerniß gab, daß er nach mehrmaligem Pardon Sereniſſimi endlich doch verabschiedet werden mußte. Und seine erste Begegnung mit einer recht zweifelhaften Größe des damaligen Wiener Kärntnerthor-Theaters war nur geeignet, seine tiefgewurzelte Verehrung für den auch Gabillon holdgesinnten Generalmusikdirector Spohr, diesen gediegenen deutschen Meister, ein Vorbild aller Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, zu erhöhen. Von der Intendanz war zu mehreren Gastrollen der wegen seiner mächtigen Baßstimme (und späterhin wegen seines noch mächtigeren Durstes) vielberufene Wiener Opernsänger Sebastian Binder geladen worden. Alle Welt erwartete einen Meister der Gesangskunst kennen zu lernen, und die Casseler Hofschauspieler und Opernsänger waren vollzählig auf der ersten Probe, sehr begierig, den Gast zu sehen und zu hören. Spohr stand in gewohnter Feierlichkeit und in der gewohnten, buschigen Perücke am Dirigentenpult und wollte eben das Zeichen zum Beginn der Saraſtro-Arie geben. Da trat Binder vor, mit

der in unverfälschtem Lerchenfelderisch, im tiefsten Ton der Leutseligkeit ertheilten Weisung: „Wissen S', Sö müass'n a biss'l auf mi schauen .. Wann i sag' — Bau—u—se — dann halt'n' S' aus, hör'n S', dann haßt's aus—halt'n!" Spohr, der Styl-Puritaner, blickte majestätisch auf den berühmten Sänger des berühmten Kärntnerthor-Theaters und gab schweigend dem Orchester das Zeichen, anzufangen. Es währte nicht lange, da unterbrach Binder mit dem Commando: „Bau—se!" Spohr kümmerte sich nicht im Geringsten um den von Binder beabsichtigten „Schlager" und dirigirte weiter, als ob er Binder's Gebot gar nicht vernommen hätte. Gereizt stürzte Binder an die Rampe und donnerte noch gewaltiger, als zuvor: „Bause!" Spohr klopfte nun ab und bemerkte mit diplomatischer Gemessenheit, daß er solche Winke nicht zu beachten vermöge. Daraufhin ging Binder mit langen Schritten und verschränkten Armen bis zum Souffleurkasten, maß Spohr mit zornigen Blicken und brach dann brüllend los: „Sö woll'n mir nöt parir'n? Sö alter Melonenkopf, Sö ..." Binder's weitere Schmähreden verhallten im Tumult des Orchesters, das sich wie ein Mann erhob und mit Spohr das Haus verließ. Wenige Minuten später kam ein Abgesandter des Intendanten auf die Bühne, händigte dem Herrn Binder das volle, für drei Gastspiel-Vorstellungen bedungene Honorar aus und überbrachte ihm zugleich die bestimmte Weisung, das Theatergebäude auf der Stelle zu verlassen. Sebastian Binder machte sich denn auch unverzüglich auf nach dem allernächsten, renommirten Keller. Es währte nicht lange, bis er die harten Thaler der Cassseler Hoftheatercasse in Bier und Wein umgesetzt hatte; in Wien sollte der „blade Binder" späterhin nicht nur als zweiter Rodenstein Hab' und Gut „veritrinken"; als leibhaftiger Doppelgänger des „Armen Augustin" vergeudete er seinen herrlichen Baß auf dem „Brettl" des „Volkssängers" und verkam in namenlosem Elend, obwohl seine seltenen Stimm-Mittel fast bis an sein Lebensende das Staunen aller Kenner erregten. Gabillon ergötzte die groteske Casseler Hanswurstiade Sebastian Binder's außerordentlich: ein Falstaff von solchem Umfange des Leibes, des Durstes und des Organs beschäftigte ihn als unvergeßliches Modell. Denn obwohl er in Liebhaber- und Heldenrollen Erfolg auf Erfolg errang, machte er seinen näheren Bekannten gegenüber kein Hehl daraus, daß er das Fach der Intriguanten, Charakterspieler und Chargen für seine eigentliche Sphäre halte. Und als eines Abends im Atelier Katzenstein's dieser Maler und der geistvolle Schauspieler Pauli Zweifel in seine Befähigung für solche Aufgaben setzten, spielte er ihnen den „Franz Moor" vor. „Nie werde ich den großartigen Eindruck vergessen," schreibt uns Katzenstein. „Mit der-

selben Meisterschaft las er uns den „Jago" und noch andere bedeutende Rollen vor. Seine Auffassung von „Richard III." war so originell und seine Stellungen waren so heroisch, daß ich eine Skizze davon entwarf. Im Kreise gleichaltriger Künstler und Collegen war er immer das belebende Element, und durch seine drastische Darstellung komischer Scenen vermochte er die größte Heiterkeit zu entfesseln."

Man sollte denken, daß ein so bildungs- und verwandlungsfähiger Künstler, der rasch ein Liebling des Intendanten, des Publicums, seiner Berufsgenossen und der Gesellschaft geworden war, immer festeren Fuß in Cassel hätte fassen müssen. Allein mit dem Kurfürsten war kein ewiger Bund zu flechten. Gegen Ende der Saison hatte der junge Heldenspieler in Erwartung der baldigen Ferien, seinen Schnurrbart stehen lassen und mit Stolz und Liebe zu besonderer Vollkommenheit herangepflegt. Das entdeckte der Kurfürst eines Tages und ließ Gabillon „befehlen", diesen sträflichen Schnurrbart sofort abzunehmen. „Gewiß werde ich das thun," war die Antwort, „sobald ein Stück auf dem Repertoire erscheint, das ein bartloses Gesicht erfordert." Nun war aber auf dem laufenden Spielplan keine solche Vorstellung in Sicht. Serenissimus beharrte jedoch gleichwohl auf seiner Anordnung: der Schnurrbart müsse augenblicklich fallen, widrigens Gabillon in längstens 24 Stunden das Kurfürstenthum zu räumen habe. Der Künstler erwiderte lachend, dazu habe er mit der Eisenbahn nicht einmal eine halbe Stunde nöthig. Ein Witzwort, das rasch Flügel bekam und, da es insbesondere im benachbarten Hannover bei recht hochgeborenen, intimen Feinden des Casseler Despoten nicht wenig Schadenfreude hervorrief, vielleicht nicht ganz ohne Einfluß auf Gabillon's sofortige Einladung zu einem Gastspiel an die königliche Hofbühne für den nächsten Herbst war.

Einstweilen trat Gabillon vergnügt eine Ferienfahrt in ein nordisches Seebad an. Auf dem Heimwege hatte er die Freude, in einem Restaurant der freien Hansestadt Hamburg Seine Hoheit den Kurfürsten von Hessen wieder zu begegnen. Geschmückt mit dem stolzesten Ferienbart, schritt Gabillon scheinbar ganz arglos auf den an einem Nebentisch in eine Zeitung vertieften, erlauchten Barthasser zu, klopfte dem incognito reisenden Kurfürsten wie einem völlig Fremden leicht auf die Schulter und sagte sehr höflich: „Wenn Sie die Zeitung gelesen haben, dann, bitte, geben Sie sie mir auch mal!" Ein Blick ohnmächtiger Wuth traf ihn; der anwesende Adjutant, der den in Ungnade Gefallenen vor Serenissimus nicht kennen durfte, hatte Mühe, seinen Lachkrampf zu unterdrücken; Ludwig Gabillon ließ es sich aber nicht nehmen, das Pfauchen, Knurren, Näseln und Stammeln Seiner

Hoheit in echter Künstlerrache auf die Bühne zu bringen. Sein köstlicher König Jakob in Gottschall's „Pitt und Fox" war in Ton und Geberde der Doppelgänger Sereniſſimi, des Kurfürſten, über den, wenigſtens im Theater, alle Welt weidlich gelacht hat.

Hannover.

Zwei Jahre nur war Gabillon am Hoftheater zu Hannover, aber ſie gehörten zu ſeinen reichſten und glücklichſten. Nirgends hat ſich ſeine künſtleriſche Individualität unter dem Zeichen ſeiner kraftvollen und friſchen Perſönlichkeit ſo ungebunden entwickelt, nirgends ſpielte der Zufall ſo bunt und ſegenbringend mit dem Schickſale ſeines Lebens, wie dort. Als Schauſpieler hatte er im erſten Anlaufe die Sympathien des Publicums und die Zuſtimmung ſeiner Behörde gefunden. Vom 15. October an ſtand er ſchon als engagirtes Mitglied des Hoftheaters auf dem Repertoire, das ein weites Feld umſpannte. Die Zeitungen hatten allenthalben nur Lob für ihn, ob er den jugendlichen „Romeo" oder den reifen „Cäſar" ſpielte, und der Ausſpruch eines Kritikers über die letztere Rolle hätte mit Fug und Recht ſchon für ſeine Wiener Darſtellung gelten können; er lautet: „Herr Gabillon als „Cäſar" verdient unſer Lob. Ausgezeichnet durch eine glücklich gewählte Maske, wie durch jene, durch Geberde und Ton ausgedrückte impoſante Ruhe, durch welche wahre Größe ſich ſtets kundgibt, war er auch, insbeſondere in der Ermordungsſcene vorzüglich durch eine ſchöne Plaſtik." Ebenſo lebhaft wurde ſein „Prinz" in „Emilia Galotti", ſein „Schauſpieler" in „Hamlet", ſein „Franz" im „Götz" u. ſ. f. anerkannt.

Ein Gaſtſpiel in Oldenburg während der ſechswöchentlichen Landestrauer um König Ernſt Auguſt von Hannover im November und December 1851 brachte ihm reiche Erfolge als „Uriel Acoſta", „Philipp" in „Nacht und Morgen", „Richard Wanderer" und „Schiller", und gab ihm auch Gelegenheit zu manch toller Ferienfreude, fand er doch dort als Mitglied Bernhard Baumeiſter wieder, den er in Schwerin ſchon kennen gelernt. Dieſer begleitete ihn, da es juſt um Weihnachten war, nach Hannover zurück, wo ſeine Schweſter Marie am Hoftheater engagirt geweſen iſt. Die Reiſe ging damals, als Oldenburg noch keine Eiſenbahn beſaß, zunächſt auf dem Flüßchen Hunte nach Bremen, und wäre um dieſe Jahreszeit manchem

Anderen recht beſchwerlich vorgekommen. Die beiden jungen Künſtler aber machten ſich überall einen Spaß, ſelbſt auf dem engen und langweiligen Dampfer, der auf der trüb fließenden Hunte einen ganzen Tag lang dahintrieb. Zur Sicherung ihrer guten Laune kauften ſie an Bord des Schiffes ſofort allen Vorrath an Portwein auf, der aus ſechs Flaſchen beſtand, und konnten nun von ihrem Tiſch aus hinter ihrer Bouteillenbatterie ſehr ergiebige Berufsſtudien machen, wie Unmuth und Enttäuſchung bei den verſchiedenen anderen, Portwein verlangenden Paſſagieren zum Ausdruck kamen. Am Abend in Bremen angelangt, waren ſie aber trotzdem, oder vielleicht darum aufs beſte dazu aufgelegt, im Rathskeller den zwölf Apoſteln ihre Aufwartung zu machen. Sie blieben wie weiland Wilhelm Hauff eine ganze Nacht bei manch köſtlichem Tropfen dort unten ſitzen, und es iſt wohl anzunehmen, daß Gabillon davon geträumt hat, daß auch zu ihm der große Roland kommen würde, um, wenn auch nicht über die politiſche Lage in Deutſchland mit ihm zu reden, ſo doch, um ſich mit Schwert und Spieß mit ihm zu meſſen! — Am nächſten Morgen aber, an einem kalten, grauen Decembermorgen, mußten ſie ohne Roland-Abenteuer, wie andere gewöhnliche Menſchenkinder, auf der Eiſenbahn nach Hannover fahren, wo die Weihnachtstage mit Baumeiſter und anderen Collegen aufs beſte ausgenützt wurden.

Minder erquicklich geſtalteten ſich Gabillon's Beziehungen zu ſeinem hannoveriſchen Collegen v. Linden-Rekowsky. Die beiden Schauſpieler waren entſchiedene Rivalen in ihrem Fache, Niemand aber konnte vorausſehen, in welcher Weiſe v. Rekowsky ſein Müthchen an dem Nebenbuhler auf offener Bühne zu kühlen gedachte. Eine ziemlich geheimnißvolle „Lear"-Beſprechung in der „Zeitung für Norddeutſchland" ſchildert den merkwürdigen Vorfall gar zu diplomatiſch: „Bei Herrn Gabillon war das Naturell mächtiger als der gute Wille. Das hinterliſtige Weſen des ‚Edmund' konnte vor der Geradheit ſeines Charakters nicht aufkommen, obwohl das Spiel ſonſt mit Ausnahme des Duells mit ‚Edgar', das aus dem Dramatiſchen ins Draſtiſche fiel, von fleißiger Ueberlegung zeigte." In Wahrheit verliefen die Dinge etwas aufregender. Als Gabillon vor der Vorſtellung die Garderobe betrat, fragte ihn ſein Garderobier, ob er nicht auch einen wirklichen Kettenpanzer und ein echtes Schwert nehmen wolle ſtatt der gewohnten, leichteren Theaterrüſtung? Auf die erſtaunte Gegenfrage „weshalb?" meinte der Diener, merkwürdigerweiſe habe ſich Herr v. Rekowsky ganz regelrecht bewaffnet. Dann, bemerkte Gabillon, könne er ja das Gleiche thun. Ohne Zwiſchenfall ging die Vorſtellung bis zum Schlußact und dem Zweikampf Edgars und Edmunds. Unmittelbar nach dem Schlachtruf: „Blast, Trompeten!"

griff indessen Edgar-Rekowsky den Edmund-Gabillon mit wirklichen Hieben an. Gabillon parirte den nichtswürdigen Angriff sofort nach allen Regeln der Fechtkunst, und ging selbst so scharf ins Zeug, daß da, wo Shakespeare vorschreibt: „Getümmel, sie fechten, Edmund fällt," Edgar am Boden lag und Edmund sich selbst auf die Bretter hinstreckte, um der Situation gerecht zu werden. Rekowsky-Edgar gelang es, wenn auch etwas mühsam, aufzustehen, um seine Scene fortzusetzen, aber das Visier seines Helmes trotzte allen seinen Bemühungen, es nach des Dichters Geheiß zurückzuschlagen. Er war gezwungen, seine Rolle mit geschlossener Sturmhaube zu Ende zu spielen, und nach der Vorstellung mußte der Schlosser kommen, um die ganz verbogenen Platten und Schrauben zu lösen; so kräftig saßen Gabillon's wohlgezielte Hiebe! Dem seltsamen Waffengange auf offener Scene folgte noch ein Nachspiel im Gerichtssaale, doch Gabillon, der beweisen konnte, daß er nur Nothwehr geübt, wurde ohne besondere Gegenanstrengung des Staatsanwaltes — es war, wenn wir nicht irren, Rudolf v. Bennigsen — freigesprochen. Der Vorfall hatte im Publicum großes Aufsehen erregt. v. Rekowsky verließ bald nachher Hannover und nahm ein trauriges Ende durch Selbstmord. —

Zu Beginn des Jahres 1852 gab es ein die Hannoveraner Theaterwelt tief bewegendes Ereigniß. Es galt den Abschied vom alten Schauspielhause. Gabillon war am letzten Abend, wie bei der Eröffnung des neuen Hoftheaters am 1. September 1852 beschäftigt. In dem allegorischen Festspiel (von Perglaß gedichtet und von Doctor Heinrich Marschner componirt) sprach Gabillon als Apollo die ersten Worte im neuen Theater. Wenn wir aus den Berichten der hannoverischen Blätter jener Tage ersehen, wie rasch die Bewunderung für die Pracht des neuen Hauses in recht herbe Kritik umschlägt, dann mahnt uns diese Wandlung lebhaft an ganz analoge Beurtheilungen des neuen Wiener Burgtheaters. Schon am 16. September 1852 heißt es in einem der Blätter: „Im inneren Bau des neuen Hoftheaters hat sich in mehrfacher Beziehung eine Fehlerhaftigkeit herausgestellt, zu deren Hebung beträchtliche Umbauten und Kosten erforderlich sein sollen. Uebrigens ist man mit den Maschinen und auch mit dem Personal in so mangelhaftem Stande, daß die Aufführung irgend eines neuen Stückes die größten Schwierigkeiten macht." Und endlich nach allen Beschwerden, großen Plänen zur Abhilfe der Uebelstände und erheblichem Geldaufwande die lakonische Meldung: „der viel besprochene Umbau im Inneren des Theatergebäudes hat sich auf Wegräumung der Ausbauchung an den Prosceniumslogen des ersten Ranges und auf einige Reparaturen beschränkt."

Aber auch in diesem neuen Hause fehlte es Künstlern und Publicum beim rechten Anlaß nicht an Begeisterung. Was Gabillon betrifft, so sei unter vielen Kritiken jener Tage eine besonders charakteristische über seinen „Clavigo" herausgegriffen: „Die wiederholten Ausrufe ‚Marie' von dem stürmischesten Herzensjubel durch alle Empfindungen hindurch bis zum weinenden Schmerze konnten von allen Stimmen unserer Bühne nur dieser tönenden Brust-stimme gelingen." — —

Wenige Tage darauf galten die jubelnden Zurufe des Publicums und die anerkennenden Worte der Presse nicht nur dem Künstler, sondern weit mehr noch dem tapferen, hilfsbereiten Menschen. Gabillon hatte am 27. April auf dem Wege ins Theater einem Manne das Leben gerettet. Am nächsten Morgen erzählten die Zeitungen darüber Folgendes: „Ein Knecht (von Fuhrmann Pepper), der neben der Sommerbrücke vier Pferde in die Schwemme geritten, wurde von den Fluthen des stark angeschwollenen, reißenden Leinestromes abwärts gerissen. Herr Gabillon hatte von der unterwärts gelegenen Marstallbrücke aus die Gefahr des widerstandslos Dahertreibenden beobachtet und den Sprung von der hohen Brücke herab, das kalte Wellenbad und die eigene Gefahr nicht gescheut, und seine kühne That war von dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Er hatte den Knecht — freilich mit Verlust der Pferde und des eigenen Mantels — ans Ufer gerettet. Wir können nicht umhin, die außerordentliche Kühnheit des jungen Mannes zu bewundern, und der Enthusiasmus des Publicums, welcher Herrn Gabillon gestern Abends auf der Bühne mit mehrfachen Hervorrufen begrüßte, kann nur eine kleine Anerkennung seines Verdienstes sein." Daß nach der Vorstellung Gabillon für all das Leinewasser, das er schlucken mußte, von seinen Collegen schadlos gehalten und bei einer solennen Feier seiner muthigen That furchtbar viel getrunken wurde, davon erzählt die Zeitung nichts, wohl aber berichtet sie wiederum, daß am nächsten Tage ihm von Georg V. die „Verdienstmedaille für Rettung aus Gefahr" eigenhändig verliehen und angeheftet und, wie im Märchen, freigestellt wurde, sich einmal, wenn er wolle, eine Gnade auszubitten.

Der Fuhrknecht ist später nach Amerika ausgewandert, nicht ohne Gabillon überschwänglich gedankt und ihm versichert zu haben: wenn er in der neuen Welt das erhoffte Glück finden werde, so wolle er allen erworbenen Reichthum redlich mit ihm theilen, denn ohne ihn wäre er ja nicht mehr am Leben. Aber man hat nie wieder von dem Manne gehört.

Durch diese entschlossene That ist Gabillon plötzlich, laut Ausspruches eines Hannoveraners, „einer der populärsten Männer der Stadt geworden,

auch für jenen Theil der Bevölkerung, der das Theater nicht besucht". Doch nicht nur dies allein — der Ruf des kühnen Lebensretters drang weit über die Grenzen Hannovers, in die ganze Theaterwelt hinaus bis zu einem Manne, der selber die Ueberzeugung aussprach: man müsse die Göttin Gelegenheit eben fliegen machen, um diesen und jenen zu veranlassen, aufzuschauen und nach der wehenden Locke zu greifen! — So war das recht ein Fall für ihn, den energisch, rasch handelnden Mann mit dem scharfen Jägerblick. Aber für Gabillon galt es noch mehr das Wort: „Habt acht, jetzt fliegt die Göttin vorüber, richtet euch auf!"

Eines Morgens des Frühjahres 1853 geschah es, daß Gabillon von seinem Diener gemeldet wurde, ein Herr wünsche mit ihm zu sprechen, der eigenthümlich aussehe und Director einer kleinen Theatergesellschaft zu sein scheine. Für später beschieden, bestand der Fremde darauf, sofort vorgelassen zu werden. Ein kleiner Mann im Frack und weiten Zuavenhosen trat in das Zimmer, und es entwickelte sich folgendes Gespräch.

Gabillon: „Was wünschen Sie?" Der Fremde: „Ich mache eine Collecte." Gabillon „Sind Sie ein Schauspieler, daß Sie sich deshalb an mich wenden?" Der Fremde: „Es gibt nicht bloß Geldcollecten, ich sammle etwas Anderes. Meine Collecte betrifft Schauspieler." (Nach einigen auf dem Tische liegenden Cigarren zeigend): „Woher haben Sie die guten Cigarren? Sie scheinen Geschmack zu haben. Das ist recht. Besorgen Sie einen Thee für mich." Gabillon: „Ich bitte Sie endlich um Aufschluß, was Sie bewegt und berechtigt, in solcher Weise bei mir einzudringen?" Der Fremde: „Sagen Sie mir vorerst, wie lange Sie noch durch Ihren Contract verpflichtet sind?" Gabillon: „Ich wünsche, endlich zu erfahren, wer Sie sind und was Sie eigentlich wollen." Der Fremde erklärte nun, daß er der Director des Wiener Hofburgtheaters, Heinrich Laube, sei und bemerkte: „Sie haben jüngst einen Mann aus dem Wasser gezogen. Das ist recht. Ein Künstler, welcher Helden spielt, soll auch im Leben Muth beweisen. Was können Sie denn eigentlich als Schauspieler? Warum sind Sie jetzt plötzlich so still und schüchtern geworden?" Gabillon, der die Bedeutung des Besuches sofort überschaute, gab zur Antwort, daß schwärmerische Liebhaber, welche er jetzt öfters zu spielen habe, nicht seine Sache zu sein scheinen und daß er sich mehr für Charakterrollen befähigt halte. Laube: „Das ist gut. Ich suche jetzt Ersatz für einen älteren Herrn, Lukas, welcher nach dem Brauche des Burgtheaters immer noch jugendliche Rollen spielt. Das Lustspiel müssen Sie im Burgtheater zunächst beiseite lassen, dafür sind Sie noch zu jung und ungelenk. Für das Lustspiel müssen Sie sich im Burgtheater selbst

langſam heranbilden." Das Reſultat der weiteren Beſprechung, welche ſich ganz gemüthlich geſtaltete, war das Uebereinkommen, daß Gabillon nach Wien kommen und dort in vier Rollen am Burgtheater auftreten ſollte.

Zuvor war er contractlich verpflichtet, mit Emil Devrient, Deſſoir, Lina Fuhr an einem Geſammtgaſtſpiele in London, am St. James-Theatre, theilzunehmen, deſſen auch Eduard Devrient's „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt" Erwähnung thut; es kamen dabei „Mitglieder von neun verſchiedenen Theatern, eine Muſterkarte deutſcher Mundarten und Spielarten zuſammen". Darunter auch Louis Nötel, Gabillon's künftiger Wiener College, der uns einige engliſche Reckenſtücke des langen Mecklenburger überliefert hat, von denen das eine gleich am Tage ſeiner Ankunft in London dem jungen Schauſpieler im Keller einer Brauerei, die er Localſtudien halber aufgeſucht, im Kreiſe der dort einkehrenden Matroſen und Fuhrleute jubelnden Willkomm verſchaffte. Es ſollte nämlich ein friſches, kleines Faß Bier auf das Geſtell am Ausſchank gehoben werden. Der Kellerburſche brachte das Kunſtſtück jedoch nicht fertig, das Faß war ihm zu ſchwer. Gabillon, der kein Wort engliſch konnte, drückte den Mann nun beiſeite, bückte ſich zum Bierfaß, entfernte den Stoppel vom Spundloch, ſchob zwei Finger ſeiner Rechten hinein und hob es ſo unter dem freudigen Johlen ſeiner Zuſchauer auf den Tiſch. Der Wirth war dermaßen erfreut von dieſer Kraftleiſtung, daß er die Zeche für den jungen Rieſen, wann immer er bei ihm einkehrte, nicht bezahlt nehmen wollte, und Gabillon war gewiß viel ſtolzer auf dieſen Triumph als auf ſeine Erfolge als „Don Carlos", „Don Ceſar" („Braut von Meſſina"), „Melchthal" („Tell"), „Valentin" („Fauſt"), „Laertes" („Hamlet"), „Lucentio" („Widerſpenſtige"), „Ferdinand" („Egmont") und „Caſſio" („Othello"), die er dort geſpielt. — Ein Londoner Kritiker, der nichts von des jungen Künſtlers Berufung nach Wien wußte, ſchrieb damals über ihn: „Wir gehen nun zur Zeichnung eines Mannes über, den die Natur ſo überreich ausſtattete, daß man bei ſeinem erſten Anblick zu dem Ausrufe genöthigt wird: ‚Das iſt ein Berufener!' Dieſer Mann iſt Herr Gabillon aus Hannover, ſchöne Geſtalt, männliches Organ (was einer großen Veredlung fähig iſt, wenn Herr G. ſich die Mühe nimmt, die in den höheren Accorden ſich beimiſchenden Naſentöne auszuſcheiden), ein edel geformtes Geſicht, ein ſeelenvolles Auge gewinnen ihm raſch die Gunſt des Publicums, welche für die Dauer zu erhalten ihm gelingen wird, wenn der Verſtand dieſe ſchönen Mittel zu einem künſtleriſchen Ganzen geordnet und er aus dem grünen Zuſtande ſeiner glücklichen Anfängerſchaft herausgetreten ſein wird. Herr G. wird bei jedem Theater

Glück machen und, geht er auf unsere Winke ein, so dürfte sein Name bald in der Reihe der ersten Künstler glänzen."

Nach Abschluß der Londoner Vorstellung machte Gabillon noch einen Ausflug an die schottischen Seen zu alten verfallenen Schlössern und zu manchen von seinem Lieblingsdichter Walter Scott verklärten britischen Landschaften; und wie für einen ordentlichen Romanhelden der alten Schule gab es für ihn allenthalben holde und gefährliche Abenteuer, reiche Erlebnisse, von denen er wiederum zu ernster und folgenschwerer Arbeit anfangs August nach Wien eilte, um sein Gastspiel dort zu eröffnen. Als Debutrollen waren „Don Cäsar" („Donna Diana"), „Ferdinand", „Schiller", „Don Carlos" bestimmt. So gut wie in London sollte es dem Debutanten in Wien vorerst nicht ergehen. Als „Don Cäsar" fiel er beinahe durch, und auch sein „Ferdinand" blieb wirkungslos. Befriedigender war der Erfolg als „Schiller" in den „Carlsschülern". So berichtete das „Fremdenblatt". Er wurde sogar gerufen, Laube selbst aber beeilte sich, die Illusionen, denen sich der Debutant nach diesem Hervorrufe hätte hingeben können, zu zerstören, indem er auf die Bühne kam und Gabillon folgendermaßen ansprach: „Bilden Sie sich ja nicht ein, daß der Hervorruf ihrer Leistung zutheil geworden ist. Der Beifall galt nicht Ihnen, sondern dem Dichter." Unter solchen nichts weniger als ermuthigenden Umständen erklärte Gabillon, er wolle auf die vierte Gastrolle, den „Don Carlos", verzichten, aber Laube versagte diesem verzweifelten Entschluß seine Zustimmung. Er bestand darauf, daß Gabillon noch den „Carlos" spiele, und verhieß ihm, er werde ein dutzendmal gerufen werden: „Carlos" sei nicht vorwiegend eine Liebhaber-, sondern eine Charakterrolle. Es kam, wie Laube es vorausgesagt. Gabillon hatte als „Carlos" einen entschiedenen Erfolg, und Laube machte ihm noch während der Vorstellung die Mittheilung, daß er engagirt sei, indem er beifügte, nun müsse er definitiv die Anschauung aufgeben, daß er für Liebhaberrollen bestimmt sei.

Am 5. September trat Gabillon wieder in Hannover als „Joseph" in „Deborah" auf, mit Emil Devrient lebhaft begrüßt vom Publicum. Doch trotz der freundlichen Kundgebungen, die ihn dort empfingen, mußte er nun alle Schritte thun, um seinen Contract mit dem Hoftheater zu lösen. Es war für ihn der Moment gekommen, um sich die, für die Rettung des Fuhrknechtes freigestellte, Gnade auszubitten. Seine Majestät war zwar etwas betroffen, daß die einzige Gunst, die Gabillon sich erwünschte, darauf abzielte, von Hannover wegzukommen, aber er verstand den Ehrgeiz des jungen Künstlers und entließ ihn nicht nur auf das Wohlwollendste, sondern gab ihm auch in späteren Tagen Beweise seiner gnädigen Gesinnung. Freilich war

es ein trauriges Sichwiederfinden, da der blinde König im Juli des Jahres 1866, seiner Macht beraubt, nach Wien kam und Gabillon, der sogleich nach dem Eintreffen des Fürsten um eine Audienz bei ihm nachsuchte, in erschütterndster Weise erzählte, wie hart das Schicksal ihm und seinem Hause mitgespielt.

Am 10. October 1853 trat Gabillon zum letztenmale als „Carl Moor" in Hannover auf. Das Publicum ließ es an dankbarem Beifalle nicht fehlen. Die Blätter widmeten ihm herzliche Abschiedsworte und die freundlichsten Prophezeiungen und Wünsche für die Zukunft.

Wie angeregt Gabillon's gesellige Beziehungen in Hannover gewesen und wie beliebt er persönlich war, davon gibt uns ein seinem Andenken gewidmetes Blatt von Julius Rodenberg aus Berlin beredtes Zeugniß. Rodenberg schreibt: „Meine Bekanntschaft mit Ludwig Gabillon datirt aus dem Frühling 1852, als er Hofschauspieler in Hannover und ich Göttinger Student war. Um diese Zeit hatte ich Friedrich Bodenstedt, damals Redacteur der ‚Weserzeitung' in Bremen, besucht und von ihm eine Karte an Gabillon erhalten, der für den Dichter des ‚Mirza-Schaffy' ebenso schwärmte wie ich selber, während jener gleichfalls große Stücke auf den jugendlichen Künstler hielt. Gabillon war der Liebling aller Hannoveraner, und ich nicht wenig stolz, daß er mich seines Umganges würdigte. Mein Vaterstädtchen liegt ganz in der Nähe von Hannover, so daß ich in den Ferien oft hieher kam und dann jedesmal angeregte, schöne Stunden mit Gabillon verlebte. Durch ihn ward ich auch bei Heinrich Marschner eingeführt. Die Veranlassung dazu gab ein kleines episches Gedicht von mir: ‚König Haralds Todtenfeier'. Hier möge sich folgende Stelle meiner ‚Marschner-Erinnerungen' anschließen: Wir schrieben Ostern 1853, und ich befand mich in den Ferien zu Besuch in Hannover. Zu meinen Bekannten gehörte der Hofschauspieler Gabillon, den ich im späteren Leben als berühmten Mann nur noch einmal wieder gesehen — am Sterbebette Franz Dingelstedt's. Damals aber stand er in der vollen Kraft und Schönheit seiner Jugend. Diesem verehrte ich meinen ‚Harald', und er erwies sich in zweifacher Weise dankbar. Eine mir nahe verwandte Dame, die sich mehr für den Künstler als für mein Gedicht interessirte, sprach den Wunsch aus, es von ihm lesen zu hören: ‚Der Dame kann geholfen werden, aber sie soll dafür blechen,' sagte der übermüthige junge Künstler, nannte seinen Preis als Benefice für den Verfasser, und ich erhielt durch ihn, wenn nicht ganz das erste, so sicher das am Leichtesten verdiente Honorar meines Lebens. Doch etwas Besseres noch sollte folgen: nach der Vorlesung steckte Gabillon das Büchlein ein und begab sich damit

zu Marschner .... Drei, vier Monate hernach, als ich in den Sommerferien wieder durch Hannover kam, sagte mir Gabillon: ‚Marschner läßt Sie bitten, heute Abend sein Gast zu sein', und seitdem bin ich noch ein paarmal mit ihm zusammen in dem auch mir bald so lieb gewordenen Hause gewesen, denn Gabillon, strahlend damals von seinem ersten Wiener Erfolge, verließ bald darauf Hannover, um Mitglied des Burgtheaters zu werden. Vor seinem Abgang schrieb er mir die nachfolgenden, ich glaube Bodenstedt'sche Verse in mein Stammbuch:

„Man sieht sich, man kennt sich,
Man liebt sich, man trennt sich,
Schaut kommenden Grußes so froh von Geberde,
Sieht scheidenden Fußes gar trauernd zur Erde,
Doch fühlte der Mensch nicht die Leiden beim Scheiden,
Er würde auch nimmer die Freude verstehn beim Wiedersehn.'"

Zur Erinnerung an Ihren Freund

L. Gabillon.

Hannover, den 12. October 1853.

Wann und wo dieses Wiedersehen, fast 28 Jahre später, stattgefunden, habe ich bereits angedeutet. Am 11. März 1881 in dem halb dunklen, spärlich erleuchteten Krankenzimmer meines Landsmannes Franz Dingelstedt, denn auch in Hannover bin ich Gabillon nicht mehr begegnet. Als ich gegen Ende jenes Octobermonates auf meiner ersten Reise nach Berlin abermals dorthin kam, war Gabillon schon fort, und nach der begeisterten Schilderung eines Abends bei Marschner schrieb ich in mein Tagebuch: Gabillon fehlte mir, dieser offene, schöne Jünglingsmann, auf dessen gesundem Gesichte sich Geist und Charakter in wohlthuendem Maße durchdrungen haben. Hatte mich schon ganz an seinen Einfluß gewöhnt, da doch zuerst seine — wie soll ich sagen? — mecklenburgische Derbheit mir manchmal hart angekommen ist."

Und was schrieb Gabillon selbst über seine Lehr- und Wanderjahre zu Ende des Jahres 1890 in sein Tagebuch, als er im alten Theateralmanach den Weg bezeichnet fand, den er zurückgelegt und nun vom Gipfel, den er erreicht, die verschlungenen Pfade überblicken konnte, die er dereinst, jugendlich vorwärts stürmend, durchmessen?

„— Ich bin bald 46 Jahre Schauspieler,
1844 Rostock,
1845 Rostock,
1846 Oldenburg,

1847 Zahlhas,
1848 Schwerin,
1849/50 Caſſel,
1851/52 Hannover,
1853 Wien.

Dieſe zehn Jahre ſind dreimal länger als meine übrige Lebenszeit. Was habe ich in dieſer Zeit erlebt, geſtrebt, erſehnt und erhofft; feſt gearbeitet, feſt geſtritten und unendlich viel gelumpt. Ich habe in dieſen zehn Jahren ſehr wenig geſchlafen!"

Das alte Burgtheater.

Zweites Buch.

Zweiundvierzig Jahre Burgtheater.

„ . . . Bargop ſo licht, bargaf ſo trag,
So menni, menni Jahr . . . “

Klaus Groth

Erſtes Capitel.

Bei der jungen Garde Laube's.

„So oft ich ihn auf der Bühne Wiens erblickt, ſo oft geſtand ich mir, daß nur ſolche Zuſchauer ſolcher Anſtrengung würdig wären. Dieſe Erwartung des Lieblings, dieſe Freude bei ſeiner Erſcheinung, dieſe Spannung, dieſes Aufmerken, dieſes Begleiten, dieſes Stillegebieten vor einer bedeutenden Stelle .... Man wird mich nicht überreden, daß es ein dankbareres Publicum gebe ..."

F. L. W. Meyer: Friedrich Ludwig Schröder. I, S. 375.

Im October 1853 trat Ludwig Gabillon in den Verband des Burgtheaters, dem er bis an ſein Lebensende, mehr als zweiundvierzig Jahre, angehören ſollte. Die erſten Monate ſeines Wiener Engagements brachten ihm mehr Enttäuſchungen als Erfolge, und es bedurfte der vollen Zähigkeit und Zuverſicht Laube's, um dem Vielbeſtrittenen, Vielbezweifelten die rechte Rolle, das rechte Fach zu erobern. Der Altmeiſter der Schauſpieler, der dienſtälteſte Regiſſeur, Heinrich Anſchütz, hatte gleich nach Gabillon's lau aufgenommenem Gaſtſpiel in „Cabale und Liebe" dem Debutanten kopfſchüttelnd zugerufen: „Ich habe ſchon Vieles erlebt, aber ein ‚Ferdinand', der nach dem zweiten Act nicht gerufen wird, iſt mir noch nicht vorgekommen." Und weniger aufrichtig, doch nicht weniger hart fertigten die altanſäſſigen Größen des Burgtheaters Gabillon's „Franz" in „Götz", ſeinen „Schiller" in den „Carlsſchülern" und allerhand zweite, ſchüchterne und verkannte Liebhaber ab, die dem Weſen des Neu-Engagirten ſchnurſtracks zuwiderliefen. Wohl überkam den ſonſt ſo Furchtloſen, der vor Jahr und Tag unverzagt, als

ob sich das von selbst verstünde, in die Leine gesprungen und bald nach seiner Ankunft in Wien nach einem Wirthshausstreit im „Erzherzog Carl" mit einem Officier auf dem Fechtboden zum Säbelduell angetreten war, inmitten solcher spöttischer Mißgunst und offener Ablehnung wohlbegreiflicher Zweifel an sich selbst, dann aber richtete Laube ihn durch eines seiner lakonischen, markigen Trostworte auf: „Ich weiß, daß Sie etwas können; ich weiß nur noch nicht, was. Aber ich brauche Leute, die wie Sie befehlen können." Dieser Gesinnung entsprach es, daß der Director seinen damaligen Schützling am 3. December 1853 den „Sonnenkönig" im „Urbild des Tartuffe" spielen ließ, die erste Leistung, in der Gabillon, nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen, größeren Eindruck beim Publicum machte: „Sensationell würde man in der heutigen Theatersprache die geradezu blendende Wirkung nennen, welche das äußere Bild seiner Erscheinung in der Rolle des jugendlichen ‚Ludwig XIV.' übte. Das war ja überhaupt die Rolle, welche ihn den Wienern zum erstenmale in der eigentlichen Eigenart seines Schauspielerthums zeigte, in der scharfen, mitunter kantigen, aber geradezu durch diese Schärfe und Kantigkeit ihre Wirkung findende Prägnanz der Lustspiel- und auch der tragischen Gestalten. Als ‚Ludwig XIV.' gewann er den ersten bleibenden Contact mit dem Burgtheater-Publicum, von dieser Rolle datirt die Anerkennung, welche sein Engagement für die Laube'sche Neugestaltung des Repertoires und des ganzen Theaters erlangen sollte und auch in der That erlangte." Der günstige Ausgang des Versuches bestärkte Laube in seiner noch in dem Buche „Das Burgtheater" wiederholten Ansicht: „Herr Gabillon erwies sich auf der Bühne auch nicht als der Liebhaber, der gesucht wurde, aber er eignete sich für einen Theil der Dawison'schen Rollen." Der Dramaturg äußerte damit im Grunde nur dieselbe Meinung, zu der sich Gabillon selbst schon in Cassel bekannt hatte, daß sein eigentlicher Beruf ihn nicht auf das Liebhaber-, sondern auf das Charakterfach hinweise. Mit der Energie, die Laube eigen war, machte er aber unablässig fortgesetzte Proben auf sein Exempel, mitunter so rücksichtslos, daß die dem Ehepaar Laube und Gabillon gleicherweise befreundete Dichterin Betty Paoli unserem Helden mit Recht schreiben konnte: „Laube scheint Sie wirklich für eine Dampfmaschine zu halten, die man nur zu heizen braucht, um sie in beständiger Bewegung zu erhalten." Er theilte, nach dem jähen, häßlichen, scandalösen Abschied Dawison's im Laufe des einen Jahres 1854 Gabillon nicht nur den „Carlos" in „Clavigo", den „Marc Anton" in „Cäsar", den „Gianettino Doria" in „Fiesco", den „Richard III.", den „Carl V." in den „Erzählungen der Königin von Navarra", den „Geßler", den „Benedict" in

„Viel Lärm um Nichts" und neun andere Rollen zu: er hatte den Muth, ein Jahr nach Gabillon's Engagements-Antritt, dem dazumal im Publicum und der Kritik noch wenig beachteten, wenn nicht gar scheel angesehenen jungen Schauspieler in einer Neuigkeit von der Bedeutung des „Fechters von Ravenna" den „Caligula" zu geben, d. h. diejenige Rolle, die Betty Paoli mit Recht in einem Brief an den Freund „ganz ohne Zweifel die beste im Stücke" nennt. Während die Kennerin es aber sogleich nach der Lectüre des Manuscriptes als „einen Glücksfall" ansah, daß der „Caligula" Gabillon zugetheilt wurde, mit dem Zusatze, „daß der Dichter sich dessen übrigens nicht minder zu freuen habe", als Gabillon, überrieselte den jungen Schauspieler ein leichtes Grauen, als er, der Neunundzwanzigjährige, zum erstenmale die Rolle überflog. Er bat Laube um die Bedenkzeit einer Nacht. Sie blieb schlaflos, am nächsten Morgen aber hegte der Künstler die feste Ueberzeugung, daß er für den Cäsaren-Wahnsinn, insbesondere die Erzählung des gräßlichen Traumes, die rechten Töne finden werde. Der bescheidene Schauspieler, der sich zeitlebens eher zu wenig als zu viel zutraute, täuschte sich nicht. Neben, wenn nicht gar vor der „Thusnelda" der Rettich, dem „Thumelicus" Baumeister's, dem „Glabrio" von Anschütz und der „Lycisca" von Zerline Würzburg war sein „Caligula" — die Ueberraschung des Abends. Lawinenartig dröhnte der Beifall nieder nach der Mark und Bein durchdringenden, visionären Wiedergabe des Nachtgesichtes, und immer neue Applausstürme folgten jeder weiteren Scene „Caligula's". Die begeisterte Aufnahme des Publicums genügte Gabillon's Empfindung nicht. Dankbar und zaghaft zugleich, eilte er nach Schluß der Vorstellung in den steilen vierten Stock des Hauses auf der hohen Brücke, wo Laube damals wohnte. Der Director empfing und entließ ihn zugleich mit den Worten: „Ich habe schon meiner Frau" — sie war wegen Unwohlseins nicht im Theater gewesen — „gesagt, daß Sie einen außerordentlichen Erfolg gehabt haben. Nun gehen Sie aber rasch ins Wirthshaus und trinken Sie lustig drauf los!" Ein Rath, der treulich befolgt wurde. Die Tagesblätter brachten ihm keinen Katzenjammer; einmüthig anerkannten sie Gabillon's Leistung: einer der strengsten Kritiker, Rudolf Valdek, schrieb: „Herrn Gabillon kam sein in jeder Rolle gleicher, schleifender, ausgreifender Gang und seine nachlässige Stellung vortrefflich zustatten, um die Gebrochenheit und Leere ‚Caligulas' darzustellen. Zu diesen unabsichtlichen, aus Mängeln entstandenen Vorzügen fügte er aber auch das Verdienst eines sehr charakteristischen Gesichtsausdruckes und Vortrages."

Diesem ersten, starken, nachhaltigen Erfolg in der Tragödie war

Gabillon's Lustspielerfolg als „Benedict" in „Viel Lärm um Nichts" ebenbürtig; als „Beatrice" stand Zerline Würzburg neben ihm, die wenige Jahre hernach seine zweite Frau werden sollte. „Man kann sich denken" — so sagt J. Minor in seiner weit- und tiefgreifenden Charakteristik Gabillon's — „welche Wirkung dieses Ehepaar als ‚Benedikt' und ‚Beatrice' hervorbringen mußte, wenn sie Beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Uebertriebenes an sich hat. War Zerline-Beatrice ihrem Mann an Geist überlegen, so wurde das zum Theil durch den gleichen Vortrag wettgemacht, und die Beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. Heute spielen zwei vortreffliche Künstler im Burgtheater ‚Benedikt' und ‚Beatrice'; aber sie wandeln getrennte Pfade und treffen darum nicht aufeinander."

So hatte sich binnen Jahresfrist der anfangs nur von Laube gehaltene, junge Gabillon im besten Wortsinn als „burgtheaterfähig" erwiesen. Nichts begreiflicher, als daß er nun im Hause des Directors doppelt willkommen geheißen wurde. Seine frische, frohe Art gewann ihm das Herz von Frau Iduna, der auch er — trotz aller nur allzubald auftauchenden Weiterungen mit ihrem Mann — zeitlebens in treuer Verehrung anhänglich blieb. Laube's Gattin war aber auch ein Geschöpf, das der ganzen Frauenwelt Ehre, Jedem, der in ihren mit stiller Sicherheit geleiteten Kreis trat, Freude machte. Anspruchslos und geschmackvoll präsidirte sie jeden Nachmittag einer auserlesenen Gesellschaft von Poeten, Schauspielern, Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten und Herren und Damen der besten bürgerlichen Gesellschaft am gemüthlichen Kaffeetisch. Sie wußte nicht nur vortrefflich zu sprechen und zuzuhören, ihrer herzensguten, versöhnlichen Art und ihrem klaren Verstand war es oft und oft vorbehalten, manchen Zwiespalt auszugleichen oder doch zu mildern, den die derb dreinfahrende, mitunter mehr als barsche Art des schroffen Directors heraufbeschworen. Diese ungewöhnliche Frau war Gabillon's besondere Gönnerin; sie bewies ihm ein Wohlwollen, das er — wie einer seiner noch zur Hand liegenden Briefe an Betty Paoli bezeugt — fast überschwänglich erwiderte; so bittet er einmal die Freundin, ihm ihr Exemplar des „Trompeters von Säkkingen" für „die geliebte Iduna" zu leihen. Der mütterlichen Gesinnung von Frau Laube hatte der junge Gabillon übrigens nicht nur in seinem Berufe freundliche Förderung zu danken. Sie gab dem Heißsporn auch für seine Lebensführung mehr als einen klugen, wahrhaft weiblichen Wink. Auch sonst machte der junge, mitunter noch etwas ungeschlachte Mecklenburger Recke in Wien so manchen freien Cursus mit, der dem Künstler und Menschen gleicherweise zum Segen

gereichen sollte: die von ihm niemals vergessene, dankbar verehrte Schule in der Schauspielerloge des alten Burgtheaters und die nicht minder herzstärkende Schule edler altwienerischer Geselligkeit, in der — ohne irgendwelche Einbuße an Lebenskraft und Lebenslust — der einstige Güstrower Schuljunge in Wien auf den Mozart-Strauß'schen Ton kunstfrohen Lebensgenusses gestimmt wurde.

Als Recrut Laube's war er für das alte Haus am Michaelerplatz geworben worden; zur Verstärkung des Nachwuchses, den der neuberufene Director mit sicherem Blick herausgefunden und mit starker Hand den Meistern des von Schreyvogel geschulten Ensembles an die Seite, bisweilen allerdings auch feindlich entgegengestellt hatte. 1850, fast unmittelbar nach dem Regierungsantritt des Kaisers Franz Josef, zur Leitung des Burgtheaters berufen, ließ es sich Laube angelegen sein, das Programm, das er in den Vierzigerjahren in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" aufgestellt, zu verwirklichen und Oesterreichs Anspruch auf die politische Vormacht in Deutschland Nachdruck zu leihen durch die Führung auf theatralischem Gebiet. Sein Ehrgeiz war, Wien die beste deutsche Bühne zu sichern. Seinem Kennersinn waren die großen Gaben der Künstler nicht verborgen, die vor seinem Directionsantritt Grillparzer und Bauernfeld, die Classiker und die Bühnenhandwerker mit gleicher Kunst und Vortrefflichkeit zu Ehren brachten. Allein er hatte schon als Gast bei der Scenirung seiner „Carlsschüler" gesehen, daß tiefe Mißbräuche sich eingewurzelt hatten: „der jüngste von den Carlsschülern, die ich finden sollte, hatte ein halbes Jahrhundert gelebt." Nach seiner Bestallung in Amt und Würden trat ihm als gefährlichstes Hemmniß für die Auffrischung der Truppe „die Regie-Herrschaft" entgegen; „sie war mit ihren Angehörigen und Hintersassen eine geschlossene Phalanx. Angehörige waren nicht nur Verwandte, sondern auch zupassende Schauspieler, zupassend dadurch, daß sie nicht störten, daß sie nicht in erster Linie vordrängen oder gar vorragen wollten. Jeder Regisseur bedeckte einen weiten Bereich von Fächern, er beherrschte ein ganzes Kronland. Wenn ein neues Mitglied erschien, da beeinträchtigte es gewiß und am Ende konnte es gar ersetzen. Jedenfalls nahm es einen Platz weg, welchen man heute oder morgen für einen dankbaren Schützling brauchen konnte". Diese Schäden waren leichter zu rügen als zu beseitigen, und es bedurfte der ganzen Rücksichtslosigkeit Laube's, um Wandel zu schaffen wider solchen Unfug. Die Gründlichkeit, mit der er aufräumte, machte ihm zwei der allerersten Schauspieler, deren Namen dauernd fortlebt in der deutschen Theatergeschichte — La Roche und Löwe — zu Lebensfeinden; Andere, wie Heinrich Anschütz, schickten sich nur unfroh in

die neue Ordnung der Dinge, obwohl Laube nichts ferner lag, als die Vernachlässigung dieser unerreichten und unersetzten Individualitäten. Allein so mancher der alten, im Schlendrian von Deinhardstein und Holbein bequem und selbstgefällig gewordenen Alten vertrug es schon nicht, daß er in jugendlichen Rollen den Neuen weichen sollte. Und so kam es, daß die Schreyvogel-Truppe der Anschütz, La Roche, Löwe, Fichtner als geschlossene Gruppe in Gegensatz gebracht wurde zu der damals und in den nächsten fünfzehn Jahren geworbenen Laube-Truppe von Josef Wagner, Dawison, Meixner, Baumeister, Gabillon, Sonnenthal, Hartmann, Kraftel, Schöne ꝛc. In der That gestaltete sich — von einzelnen Rollenstreitigkeiten und sonstigen unvermeidlichen kleinen Fehden abgesehen — das Verhältniß der Jungen zu den Alten genau so, wie es unter echten Künstlern sich herausbilden muß: die Neulinge sahen und lernten den seit Jahren und Jahrzehnten am Burgtheater wirkenden Großen ihre Art und Kunst ab, das heißt: soweit sich originale Art und Kunst überhaupt ablernen läßt. Es fiel ihnen nicht ein, ihre Vormänner nachzuahmen, aber sie nahmen ihr Bestes, die Ueberlieferung ihrer Auffassung, ihren Sinn für das Tüchtige und Wahre, ihren künstlerischen Ernst, das wohlgepflegte, für Komödie, Schauspiel, Conversationsstück und Tragödie fein abgestufte Stylgefühl in sich auf, in der besten aller Schulen: durch lebendigen Anschauungsunterricht auf der Probe, im Mitspielen auf der offenen Bühne, im gewissenhaften Studium von der engen, heißen Schauspielerloge in der dritten Gallerie des alten Burgtheaters aus. Was und wie viel derart Josef Wagner von Löwe, Baumeister von Anschütz, Sonnenthal von Fichtner, Lewinsky von La Roche gelernt, wird keine kritische Scheidekunst feststellen. Ohne Uebertreibung läßt sich aber behaupten, daß der wohlgegründete Ruhm des Burgtheaters auf diesem Zusammenwirken Aller beruht, daß der Geist der Geschiedenen bis zur Stunde lebendig fortdauert in den besten Schöpfungen der Einzelnen und der Gesammtheit. In diesem Sinne hat sich Ludwig Gabillon, der im Laufe der Zeiten zu einem Führer der Laube-Truppe werden sollte, stets als dankbarer Schüler der Schreyvogel-Truppe bekannt und in der Dankrede bei seinem vierzigjährigen Burgtheater-Jubiläum auf Anschütz, Löwe, La Roche und Fichtner als seine unvergeßlichen Lehrmeister hingewiesen.

Und gleich in den Tagen seiner Wiener Anfänge ließ er es sich angelegen sein, auch menschlich in collegialen Verkehr zu treten mit den Künstlern, die seine ehrliche Bewunderung erregt hatten. Die herbe Kritik, mit der Heinrich Anschütz Gabillon's „Ferdinand" abgefertigt, hinderte nicht, daß Beide mit der Zeit wahrhaft gute Freunde wurden. Gabillon wurde

nicht müde, den „Erbförster", den „alten Miller", den „Lear", den „Meister Anton" den „Bancban" und die gewaltigen Sprechrollen von Anschütz zu sehen und immer wieder zu sehen. Und seine ungeheuchelte Bewunderung war dem alten Herrn nicht unwillkommen. Er war gern und rasch mit Rath und That zur Hand, wenn es bei der Probe oder späterhin in dem unter Gabillon's Mithilfe gegründeten Künstlerverein „Aurora" galt, als Nothhelfer einzugreifen. Nicht minder herzlich stand Gabillon mit dem Feuergeist Ludwig Löwe. Und mit dem feinsinnigen, anmuthigen Fichtner und dessen ganzer, weitverzweigter Familie, den Koberwein und Arnsburg, entspannen sich die behaglichsten Beziehungen. Mit Carl La Roche kam es gleichfalls bald zu verständnißinnigem Anschluß. Dieser überlegene Humorist war im Privatleben ein Epikuräer, dem ungemein hochgehaltene Tafelfreuden nur dann vollen Eindruck machten, wenn sie mit würdigen, für gute Bissen, feine Tropfen und virtuos erzählte Anekdoten gleicherweise empfänglichen Tischgenossen getheilt wurden. Daß Ludwig Gabillon aber als munterer Gesellschafter und tapferer Zecher seinen Mann stellte wie selten einer, hatte La Roche bald heraus. Der junge Mecklenburger hörte mit immer neuem Genuß die immer aufs neue wiederholten Geschichtchen von La Roche's Weimaraner Zeit und dessen allererster Darstellung des „Mephisto" unter Goethe an; bei demselben Anlaß vernahm er auch eine gastronomische Lieblingsgeschichte des Hausherrn, die bisher allen Goethe-Forschern glücklich entgangen ist: La Roche war einmal Goethe's Reisegefährte auf einem Ausflug; als Wegzehrung hatte der Schauspieler eine Wurst mitgenommen, die er, unterwegs hungrig geworden, hervorholte. Der Herr Geheimrath, der Wurstwerk fast ebenso haßte, wie Brillen und Tabakrauch, verhehlte seine Mißachtung vor La Roche's Leibspeise nicht. Der Schauspieler, der aber schon dazumal von seiner Feinschmeckerei nicht geringer dachte als von seinen künstlerischen Leistungen, versuchte es, das Vorurtheil des Herrn Geheimrathes durch einen Gegenbeweis zu entkräften. Der Olympier ließ sich denn auch herab, ein bißchen verächtlich die Wurst zu verkosten; die Probe mundete dermaßen, daß Goethe sich von Viertelstunde zu Viertelstunde angelegentlicher danach umsah und zuguterletzt La Roche nicht einen Bissen übrig ließ. Wer diese Wurstgeschichte von La Roche nicht gehört, wer seine Goethe abgeguckte Mimik beim ersten geringschätzigen und jedem folgenden, immer wohlzufriedeneren Imbiß nicht mitangesehen, hat eines der lustigsten und vollendetsten Cabinetsstücke seiner Charakterkomik versäumt. Eine andere Trägerin ähnlicher, d. h. nicht gar zu feierlicher, Goethe-Erinnerungen war Mama Haizinger, die, schon dem

jungen Mecklenburger wohlgesinnt, späterhin Stammgast aller Weihnachtsabende im Hause Gabillon's werden sollte. Von ihr und von so manchem anderen guten Kameraden jener Tage wird im Verlaufe dieser Blätter noch wiederholt die Rede sein. Und wie diese komische, war auch die tragische Muse des alten Burgtheaters — Julie Rettich — eine Lebensfreundin aller Gabillons. Die lustige Person, Beckmann, konnte Gabillon nicht hoch genug schätzen. Im Kreise der vor Laube's Regierung engagirten Hofburgschauspieler war er somit wohlvertraut und wohlgelitten.

Unter den Neulingen der Laube-Truppe hegte er für Josef Wagner's Heldenschwung helle Bewunderung. Er hielt ihn zeitlebens für den besten „Hamlet", den er je gesehen. Und spätere persönliche Händel — Josef Wagner hatte Gabillon's Frau bei einer Vorstellung von Grillparzer's „Goldenem Vließ" auf der Bühne durch ein nicht unabsichtliches Hereinzerren am Arm verletzt und sowohl der Collegin wie dem Gatten jede Genugthuung verweigert — hinderten Gabillon nie, wahrhaft enthusiastisch Wagner's „Juda" in den „Makkabäern" zu preisen. Noch in seinen letzten Lebensjahren sprach oder sang er vielmehr wie in einem Arioso Wagner's Trutzrede bei der Zertrümmerung des Götzenbildes im Tonfall dieses idealen „Juda" nach: „Ich bebe vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt ..."

Von den sonstigen jugendlichen Gefährten jener Tage war ihm Baumeister schon ein altvertrauter Kamerad; auch von ihm und manchen jüngeren (Meixner, Landvogt, Jürgan ꝛc.) wird noch späterhin zu reden sein. Großes Interesse nahm er auch an den unübertroffenen Komikern des damaligen Wiener Volkstheaters, Nestroy und Scholz, die er an manchem burgtheaterfreien Abend belachte und auch in persönlichen Begegnungen schätzen lernte. Ueber diesen regen Verkehr mit bedeutenden Collegen und Colleginnen vergaß Gabillon indessen nicht die andere, freie Schule, die „Adrienne Lecouvreur" als unerläßlich bezeichnet hat für den Schauspieler: den Umgang mit Leuten aller Stände. Er ging nie darauf aus Modelle zu suchen, aber er fand Modelle — wie ehedem absichtslos beim Dreifuß des Barons Malsburg, dem Knurren des Kurfürsten von Hessen, dem Schlemmen des „bladen" Binder ꝛc. — auf Schritt und Tritt: in der Kneipe von Kunstzigeunern, unter den Förstern und Wildschützen auf seinen Jagdgängen, am Gasttisch der besten bürgerlichen Gesellschaft und in den Salons der vornehmen adeligen Kreise, die sich dem flotten, amusanten Gast rasch erschlossen. Im Künstlerverein „Aurora", späterhin im Ordenscapitel der „Grünen Insel", bei den Liedertafeln des Wiener Männer-

Gesangvereines kam er bald in engere Verbindung mit den hervorragenden Malern, Musikern und Literaten jener Tage.

Am folgenreichsten unter allen Bekanntschaften des Ankömmlings wurde zunächst aber die mit Betty Paoli. Er hatte die dazumal auf der Höhe ihres Dichterruhms stehende bedeutende Frau im Hause Laube's kennen gelernt, und in ihrer warmen Freundschaft für ihn, die sich späterhin auf all die Seinigen übertrug, die Sympathie einer treuen Seele gewonnen, die er von Jahr zu Jahr höher achten sollte. Bis an ihr Lebensende war sie „eine Kameradin, eine beff're find'st du nit", eine zuverlässige Beratherin, eine aufrichtige Kritikerin, eine Natur, deren Treue nur ihre Wahrhaftigkeit gleichkam. Der Antheil, den Betty Paoli an Gabillon nahm, brachte ihn auch mit ihren näheren und ferneren Bekannten, Faust Pachler, der fürstlichen Familie Schwarzenberg und der Gräfin v. Bagréef-Speranski in Beziehung; die letztere, deren Vorleserin Betty Paoli war, lud Gabillon fast allwöchentlich zu ihren behaglichen Diners, bei denen sich recht häufig der sonst so menschenscheue Grillparzer einstellte. Es zählte zu Gabillon's liebsten Erlebnissen, daß der heikle, wählerische Dichter ihn gerne auch in seiner Privatwohnung, bei den Schwestern Fröhlich, in der Spiegelgasse bei sich sah. Gabillon, der sich die thörichten Urtheile der norddeutschen Kritik jener Tage gegen den „Schicksalsdichter" der „Ahnfrau" unbesehen angeeignet hatte, war, bald nach seiner Ankunft, in Folge eines unbedachten Wortes wider Grillparzer, von Laube lächelnd zu einer Vorstellung von „Des Meeres und der Liebe Wellen" in die Directionsloge geladen worden. Der Abend bekehrte Gabillon für alle Zeiten. Er wurde ein feuriger Anhänger des großen Dramatikers, den er auch als Privatmann dauernd in sein Herz schloß. Es war ihm Stolz und Lust, in Grillparzer's Dienst als Schauspieler und Regisseur das Seinige beizutragen zu dessen geziemender Anerkennung. In jenen Tagen bot er — als „Otto von Meran" in Grillparzer's „Treuer Diener seines Herrn" — eine Schöpfung, die dem „Caligula" nichts nachgab. Und als der junge Paul Heyse nach Wien kam, wußte Gabillon dem Poeten keine größere Ehre zu erweisen, als daß er ihn bei Grillparzer einführte, und nach dem Tode des Meisters hat er wie kein Anderer dazu mitgeholfen, „Weh' dem, der lügt" für das Burgtheater zu retten.

Mitten in diesen Wirbel von neuen künstlerischen und geselligen Eindrücken fielen die Feierlichkeiten zu Ehren der Vermählung von Kaiser Franz Josef mit Elisabeth von Bayern. Ganz Oesterreich überbot sich in Huldigungen für die märchenhaft schöne Kaiserbraut. In Wien wurde sie mit

Jauchzen begrüßt. Feuerwerke und Illumination lösten einander ab, und im Burgtheater gab es am 24. April, am Abend nach dem feierlichen Einzug, eine Festvorstellung.

Einem von Halm gedichteten, von Julie Rettich gesprochenen Prolog folgte in scenischer Darstellung Schiller's „Lied von der Glocke" mit Anschütz als Meister, Frau Hebbel als Meisterin und allen Mitgliedern des Burgtheaters in den „Lebenden Bildern". Morgens auf der Generalprobe hören die Schauspieler plötzlich, daß der Einzug der Prinzessin Elisabeth am Burgtheater vorbeigehen soll. Flugs, versammeln sich Alle in dem einzigen, engen Garderobezimmer, das mit seiner bis zum Fußboden hinabreichenden Fensterthür bequeme Aussicht auf den Michaelerplatz vergönnt. So schmal und dichtgedrängt der Raum ist, für ihre kleine Enkelin — so klagt „Großmama" Anschütz — wäre doch noch ein Plätzchen da; aber wie das Kind durch die wogende Menschenfluth in die sichere Arche retten?! Eine Viertelstunde später klingelt es an der Hofglocke der Behausung von Anschütz' Tochter, und eine Donnerstimme ruft, wie uns Emilie Koberwein erzählt, aus der Tiefe, sie solle schnell hinunterkommen. „Mir war es sehr unheimlich, heulend ging ich mit dem Dienstmädchen über die Treppe, unten stand ein großer, junger Herr, der mich sogleich in den Wagen setzte, dann fuhren wir schweigend in das Theater." Dort hieß Klein und Groß das von Gabillon unversehrt geborgene Burgtheaterkind willkommen, und nun jammerte Christine Hebbel, daß ihre Tina nicht die gleiche Freude haben solle. Wiederum macht sich Gabillon wortlos auf, bricht sich mit gewaltigen Rippenstößen Bahn durch die dichtgestaute Masse der Gaffer bis in das Allerheiligste Friedrich Hebbel's und entführt dessen Tochter in den Kreis der Burgtheater-Gesellschaft. Die weist den Knirpsen ihren Lugaus unter den Lehnsesseln an, von denen aus sie prächtig durch die Verglasung auf den Festzug blicken können. Hinter ihnen secundum ordinem die Heldenmütter, Heroinen, komischen Alten, Sentimentalen und Naiven, die Regisseure, die wirklichen Hofschauspieler und die Mitglieder des Burgtheaters: in ihren Straßenkleidern, als neugierige Zuschauer des feierlichen Staatsactes, eine vom Zufall improvisirte, huldigende Künstlergruppe, deren Anblick dem kaiserlichen Brautpaar vielleicht mehr Spaß gemacht hätte, als die vom Regisseur gestellten lebenden Bilder des Théâtre paré.

Ein paar Wochen später statirte Gabillon wieder im „Lied von der Glocke". Sophie Schröder zeigte sich nach der Pause von einem halben Menschenalter 1854 in einer Mittagsvorstellung des Burgtheaters noch einmal, es war das letztemal, als Greisin den Wienern. Ihre Recitation von Klopstock's „Frühlingsfeier" schlug so mächtig ein, wie ihr Vortrag

der „Meisterin". Bei diesem Theaterfest sah und hörte der an kühlere nordische Auditorien gewohnte Mecklenburger zuerst, mit welcher Begeisterung patriarchalisch verehrte Kunstgrößen im Haus am Michaelerplatz an ihrem Ehrentage willkommen geheißen, mit welchen Beifalls- und Blumenstürmen solche Jubilare vom Paradies- und dem Logenpublicum gefeiert wurden. Und schwerlich ließ er sich damals träumen, daß ihm selbst an gleicher Stelle gleiche, ja verdoppelte Huldigungen beschieden sein werden, am Festabend seines 25jährigen Burgtheater-Jubiläums, an dem gleichzeitig die „Beatrice" dieses „Benedict", die „Lycisca" dieses „Caligula", ihr 25jähriges Burgtheater-Jubiläum beging: seine künstlerische Partnerin Zerline Würzburg, die 1856 seine Lebensgefährtin Zerline Gabillon werden sollte. Geboren in derselben Ortschaft, waren Ludwig Gabillon und Zerline Würzburg einander nie zuvor in der Heimat begegnet; in früher Kindheit kam Zerline nach Hamburg, wo sie, ein halbes Schulmädchen, von Maurice für das Thaliatheater entdeckt wurde, indessen Ludwig seine Lehrjahre in Mecklenburg, Schwerin, Oldenburg, Cassel und Hannover bestand. Erst in der alten Kaiserstadt sollten sie einander zum erstenmal sehen. „In demselben Glücksjahre 1853 hatten sich die beiden wunderschönsten Kinder Güstrows, Zerline Würzburg und Ludwig Gabillon," von Laube gleichzeitig für die Burg gewonnen, „im Wiener Hoftheater zusammengefunden. Da dieser reizende Zufall," mit Paul Schlenther zu reden, „nicht ungenützt vorübergehen durfte, so führte er zur Verliebtheit, zur Brautschaft, zur Ehe." Vorläufig — im Sommer 1854 — stehen wir indessen noch kaum am Beginne dieses Romanes, den Niemand anmuthiger zu beschreiben vermöchte, als dies Ludwig Hevesi gethan in dem herzenswarmen, geisterfüllten Buche: „Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben."

Einstweilen war sich Ludwig Gabillon noch gar nicht bewußt, wie tief sich ihm Zerline Würzburg schon ins Herz gespielt hatte und späterhin noch spielen sollte. Jubelnd begrüßte er die Freudenbotschaft, daß fortan das Haus auf dem Michaelerplatz sechs statt vier Wochen geschlossen bleiben werde. Eine Neuerung, die das Theaterherz von Mama Haizinger tief betrübte, ja, so weit das bei ihrer guten Gemüthsart möglich war, erbitterte. Für sie war jeder Abend, an dem es keine Komödie gab, aus dem Leben ausgestrichen; deshalb gefiel ihr der schmutzigste Coulissenbaum besser als der schönste Bergwald; die wundervollste Landschaft langweilte sie dermaßen, daß sie als Gast der Villa La Roche in Gmunden die beflissene Aufforderung des Hausherrn, das Alpenglühen des Traunstein vom Balkon aus anzusehen, verdrießlich mit dem geflügelten Worte abwies: „Lass' er mich mit de Traunstein zu-

friede, den hab' i scho' bei der Hebbel g'sehe." Grundverschieden dachte und handelte Gabillon. Hurtiger als ein Schulkind beim ersten Glockenschlag aus dem Lehrzimmer forteilt, machte sich unser Held, womöglich noch am Abend der letzten Vorstellung vor der Vacanz, auf ins Freie. Die lockendsten Anerbietungen zu Gastspielen lehnte er in der Regel ab: die paar Ausflüge, auf denen er während der Fünfziger- und Sechzigerjahre mit seiner Frau und wohlgewählten Collegen gelegentlich in Zürich, Breslau, Berlin den Ruhm des Burgtheater-Ensembles erprobte, waren zumeist nur durch Sorgen und Pflichten des jungen Hausstandes veranlaßt. Sonst hielt er sich genau an die Losung Scheffel's: „Mag trauern, hinter Mauern, wer will, hurrah, ich fahr' in die Welt." Ein geborener Schauspieler, war er ebenso gewiß ein geborener Ferienkünstler. Im Norden hatte er jeden Ferialtag, je nachdem es die Jahreszeit zuließ, zu Jagd-, Eislauf- und Schlittenpartien oder zu Ruder- und Schwimmtouren ausgenützt. In Wien pürschte er an jedem freien Wintertag, im Frühling ritt oder wanderte er in die prächtigen Umgebungen der Hauptstadt, zur Ferienzeit verlangte es den Sohn der Ebene aber, im Hochgebirg Natur, Landluft und Landwein zu kneipen. 1854 marschirte er mit seinem Kameraden Jürgan nach Mariazell und Aussee: von Lust und Leid dieses ersten Ausfluges in die Alpen geben seine munteren Reisebriefe an Betty Paoli die beste Kunde:

Mariazell, 4. Juli 1854.

Liebe Betty!

Freund Jürgan und ich fuhren um 2 Uhr zur Eisenbahn; ich war, offen gestanden, nicht in der besten Laune, wurde aber bald sehr heiter gestimmt, als mein Aide de Camp schon auf der Eisenbahn-Restauration anfing, sich vermittelst eines Glases Rum zu stärken; dann bestand er außerdem fest darauf, die neue Feldflasche mit derselben Flüssigkeit zu füllen, was ich nach einigem Zögern bewilligte. Alle diese Vorbereitungen traf er, um — Reichenau zu erreichen, das Ziel des ersten Tages. Wir fuhren bis Gloggnitz, gingen von da zu Fuß nach Reichenau, bei einem Sturme, der uns kaum vom Fleck ließ.

Am nächsten Morgen erwachte ich sehr unwirsch. Das Wetter sah noch immer ziemlich drohend aus, einzelne Regenschauer mit Sturm. — So brachen wir erst um Mittag auf; schritten tüchtig aus, passirten das kleine und große Höllenthal, fortwährend das klare, flinke Bergwasser zur Seite. Jürgan, der sich hier ganz heimisch fühlte, machte mich mit wichtiger Miene auf ein Echo im großen Höllenthal neugierig. Kaum dort angekommen, jodelte er in allen möglichen Mißtönen, ich horchte gespannt — ziemliche Pause. Plötzlich hören wir einige hundert Fuß über uns die Antwort des Echos, aber so dünn und zitternd, so gar nicht dem ursprünglichen Tone gleich, daß ich mit Recht verwundert sein mußte. Triumphirend wiederholte er das Experiment —

dasſelbe Reſultat. Ich ſchaue in die Höhe, und bald entdeckt mein gutes, treues Auge das angebliche Echo. Ein ungeheuerer Ziegenbock ſchaute von einer Felsſpitze auf uns nieder, ſtreckte weit den ſpitzen Kopf vor und echote fort und fort. Wir brachen Beide in ein unendliches Gelächter aus und hörten noch aus der Ferne das zornige Meckern des Bockes. Die Gegend fortwährend unbeſchreiblich ſchön. Mit jedem Schritt faſt nehmen einzelne Berge eine andere, groteske Geſtaltung an. Etwa um 7 Uhr Abends kamen wir zur ſogenannten „Singerin". Die Wirthsſtube voller Holzknechte und Bauern, die den Sonntagabend vertranken, daneben jodelten und Schnadahüpfeln ſangen. Ein kräftiger, geſunder Menſchenſchlag, etwas roh, aber gutmüthig; wir ſetzten uns zu ihnen, erkauften ihre Freundſchaft durch ein paar Maß gräßlichen Weines, und waren bald ſo vertraut mit ihnen, als hätten wir Jahre miteinander verlebt. Als die Geſellſchaft zu wild wurde, zogen wir uns auf unſer Zimmer (Dachkammer) zurück. Es dauerte auch gar nicht lange, hörten wir heftigen Wortwechſel, dumpfe Hiebe und das Poltern ſchwerer Körper aus der Hausthür. Der Wirth, ein robuſter Mann, machte kurzen Proceß und warf, mit Hilfe der halbnüchternen Partei, die völlig Betrunkenen zur Thür hinaus. Für den nächſten Tag (Montag) hatten wir uns ein weites Ziel geſteckt, Mariazell 10—11 Stunden von dort. Wir brachen früh auf, kamen bei guter Zeit zum Waldbauern, ein Viertel des Wegs, trafen dort ein paar Familien aus Bayerbach, zwei Eiſenbahn-Ingenieure mit ihren Frauen. Die Eierſpeiſe ſchmeckte uns vortrefflich (das Fleiſch ſcheint hier ſchon aufzuhören), der ſteiriſche Wein nicht minder. Die wunderbare Umgebung hatte uns Alle mehr oder minder berauſcht (Sie werden in dieſem Augenblicke lächeln und den Rauſch mehr auf Rechnung des Weines ſetzen — doch das kam erſt ſpäter —), und ſo waren wir in der erſten Stunde die beſten Freunde, in der zweiten tranken wir Alle Bruderſchaft, die Frauen miteingerechnet. Wir ſchwammen in einem Meer von Seligkeit, ich war höchſtens 18 Jahre und liebenswürdig wie ein Gott. Endlich nach dreiſtündigem Beiſammenſein ſchieden wir; die Frauen mußten uns auf Befehl der Gatten einen Kuß geben und uns das Verſprechen abnehmen, ſie in Bayerbach bei unſerer Rückkehr zu beſuchen. Wir ſchwangen noch lange unſere Hüte und ſchieden mit herzlichſtem Wohlwollen voneinander. Jetzt hieß es aber, das Verſäumte nachholen! Wir ſchritten munter fürbaß, Jürgan zeigte nicht die mindeſte Müdigkeit.

Wie aber keine Freude ungetrübt ſein ſoll, ſo umzog ſich nach vierſtündigem Marſche der Himmel, und es regnete und ſtürmte aus allen Poren des Himmels, wir wanderten wie die naſſen Pudel mit niederhängenden Ohren weiter und kamen endlich gegen 8 oder 9 Uhr in Mariazell an. Wir ſchälten uns die Stiefel von den Füßen und ſchliefen drauf einen wahren Todtenſchlaf. Heute Morgen ging's zum Erlaf-See, Laſſingfall, Oetſcher u. ſ. w. trotz des ſiebenſtündigen Umherlaufens und Bergſteigens ſchreibe ich Ihnen heute Abend noch den langen Brief. Die Schönheiten des Laſſingfalles werde ich Ihnen noch mündlich beſchreiben, dafür reicht das Papier nicht aus. Wir denken morgen Abend in Wildalpen einzutreffen, dann geht's noch nach Admont, Eiſenerz ꝛc.

Leben Sie wohl

Ihr

L. G.

Salzburg, Gasthof zu den „3 Alliirten" (Georg Nelböck),
Juli 1854.

Liebe Betty!

Soeben kann ich mir Ihren lange auf mich wartenden Brief erst verschaffen. Die Sorge, die Sie während dieser Zeit um mich gehabt, wird mir doppelt klar, nachdem ich Ihre Bitte um baldige Antwort gelesen. Aber wie bald werden Sie ihren armen Prinzen Schnudi von aller Schuld freisprechen, wenn Sie seine Irrfahrten gelesen haben. „Unrecht Gut gedeihet nicht" ist ein altes, wahres Sprichwort. In Bruck hatte ich einen Conducteur vermittelst eines Zwanzigers bewogen, mir den Cabrioletplatz zu verschaffen. Ein armer Jude, der die begründetsten Ansprüche auf jenen Platz hatte, wurde frech verdrängt, und ich richtete mich mit bekannter Rücksichtslosigkeit ganz comfortable dort ein. Ich entschlief bald, aber die Nemesis ereilte mich. Beim Erwachen war ich bis auf die Haut naß. Mein Mantel war mir im Schlafe von den Schultern gesunken, ein lauer Gewitterregen hatte mich unmerklich eingeweicht. Ich fror in den nassen Kleidern jämmerlich, und kaum in Aussee angekommen, hatte ich ziemlich starke Zahnschmerzen, die sich mit jeder Minute verstärkten. Ich ließ kein Mittel unversucht:

Krummholz, Oel und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen ꝛc.

Nichts half. Ich schlief keine Nacht. An eine Weiterreise war kaum zu denken, jede Erhitzung steigerte das Uebel maßlos, und doch war ich fest entschlossen, mir dies Ungeheuer von Zahn unter keiner Bedingung von einem Ausseer Arzt nehmen zu lassen. Ich versuchte eine Gewaltcur. Ich bestieg allein mit einem Führer den Loser, und siehe da, so lang die Ströme von Schweiß flossen, war ich frei von Schmerz. Aber die in der Almhütte zugebrachte Nacht war die fürchterlichste meines Lebens. Hätte ich mich nicht vor dem Führer geschämt, ich hätte geheult vor Schmerz. Am nächsten Tage stürzte ich zu einem Wundarzt, suchte den Mann vergeblich zu bereden, bei der Operation Aether anzuwenden. Genug, um die Sache kurz zu machen; ich setzte mich mit wahrhaftem Stoicismus auf den Marterstuhl, und nach viertelstündiger Arbeit, nachdem mehreremale an- und abgesetzt war, brach der Zahn zusammen. Der Arzt trug übrigens keine Schuld. Er ging mit einer Vorsicht zu Werk, die ich ihm ewig danke. Ein Ungeschickter würde mir den Kiefer gesprengt haben.

Meine Backe schwoll wie ein steirischer Kropf, und ich hatte zwei Tage Wundfieber.

Dessauer, den ich kennen lernte, hat mir einen vortrefflichen Eindruck gemacht, und Mosenthal, der sich förmlich auf acht Wochen einquartirte, hat glühende Kohlen auf mein Haupt gelegt, indem er während meines Unwohlseins die freundlichste Theilnahme an den Tag legte. Seine Frau schickte mir sogar einmal einen selbstgebackenen Kuchen. Quid faciemus nos? So wie die Geschwulst sich gelegt, stürzte ich von Aussee nach Hallstatt, bestieg von dort, um doch einigermaßen den Zweck meiner Reise zu erfüllen, den Dachstein, was beiläufig eine Tour von 16 Stunden ist, brachte einen fürchterlichen Schnupfen, eine totale Heiserkeit nebst der seltenen Blume „Edelweiß" mit, eilte von dort nach Salzburg, stürze ins Brief-Bureau, lese Ihren lieben Brief und schmiere jetzt was ich kann, damit die Antwort gleich abgehen kann.

Heute bei schlechtem Wetter fahre ich ins Bergwerk, morgen nach Berchtesgaden, besteige von dort den Watzmann, und kehre dann in die dumpfen Mauern zurück!

Leben Sie wohl, Ihr L. G.

In Wien eingerückt, wurde Gabillon von Laube 1854/55 wieder und immer wieder vorgeschoben, in guten und schlechten Stücken, in passenden und ungeeigneten Rollen „ausprobirt". Der Dreißigjährige mußte den „Don Carlos" ein- für allemal abgeben und dafür den „Alba" übernehmen, der (nach Minor's Charakteristik) „durch Gabillon's äußere Erscheinung und Persönlichkeit über das Niveau eines bloßen Hofschranzen und Emporkömmlings fast bis zur Höhe des geschichtlichen Alba gehoben wurde." Sein „Otto von Meran" ist, nach dem Urtheil desselben Gewährsmannes, nicht bloß im Bilde Aigner's, sondern auch im Gedächtniß der Zeitgenossen lebendig geblieben. Sein „Zawisch" in „Ottokars Glück und Ende" ist in der richtigen Mischung von junkerhafter Dreistigkeit, ritterlicher Verführer-Verwogenheit und intriganter Politik niemals übertroffen worden. Sein „Bolingbroke" im „Glas Wasser" blieb jahre- und jahrzehntelang kein unwürdiger Gegenspieler der einzigen „Marlborough" von Zerline Gabillon. Nach und neben solchen großen Treffern gab es freilich Fehlgriffe und Nieten. Gabillon's „Mephistopheles" bereitete Niemandem Freude, außer Papa La Roche, der den verunglückten Nachfolger Tags darauf schadenfroh zum Essen einlud. Und Laube legte dem durch so viel neue, große Aufgaben Belohnten mit gewohnter Schneidigkeit auch die Last von einem Dutzend unbedeutender, undankbarer Rollen auf. Nichts begreiflicher, als daß der junge Schauspieler mitunter gründlich abgespannt wurde von dieser Hetzjagd und seinem gepreßten Herzen Luft machte in den folgenden, aus den Jahren 1854/55 stammenden Billeten an Betty Paoli; in ihrem raschen Auf und Nieder wirken diese Stimmungsausbrüche und Stoßseufzer unmittelbarer als ein Tagebuch.

Liebe Betty!

Ich wäre heute so gerne zu Ihnen geeilt, ich habe aber einen unglücklichen Tag. Visiten und Geschäfte haben mir den ganzen Morgen genommen, und Gott weiß, wie nöthig ich ihn brauchte. Jetzt liegt mir ob, meinen Sclaven in die häuslichen Verrichtungen einzuweihen. Je schneller das abgethan, umso besser. Neue Kleider- und Schuhbürsten, Stiefelwichse und Wasserkrüge ꝛc. sind anzuschaffen, und bei alledem soll ich den eleganten „Louis XIV." repetiren. — — Um das Unglück voll zu machen, melden sich eben mehrere Bekannte zu Würstel, Bier und Whist auf heute Abend bei mir an. — Unter ihnen Josef Wagner!! — Was das bedeutet, enträthsele ein Anderer. Ich habe mir aber den Nachmittag bis 8½ verlängert, dann erst dürfen die Rotten erscheinen. — Leben Sie wohl.

Ihr

L. G.

Meine liebe Betty!

Für die nächsten 8—10 Tage bin ich für die Außenwelt ein todter Mensch. Dawison's Erfolge*) scheinen Laube doch etwas zu ängstigen, und wie er von einem Extrem zum anderen springt, so überhäuft er mich jetzt nach langer Vernachläſſigung mit außerordentlichen Gnaden. Er hat Fichtner den „Bolingbroke" genommen, um ihn mir zu geben. Ich habe jetzt Tag und Nacht zu lernen, um mit dieſer Rieſenrolle fertig zu werden. Dienstag iſt „Viel Lärm um Nichts". Ich muthe Ihnen nicht zu, deshalb nach Wien zu kommen. Kommen Sie deſſen ungeachtet, ſoll es mich freuen. — Ich grüße Sie vieltauſendmal und ehe ich's vergeſſe: Halm, der geſtern reiſte und dem ich noch eine Viſite machte, grüßt gleichfalls.

Ihr L. G.

Meine liebe Betty!

Die ungeheure Rolle des „Bolingbroke" werde ich ſchwerlich vor den Ferien noch bezwingen. Ich werde heute Mittag mit dem Wau-Wau reden, vielleicht wohnt ein menſchlich Rühren in ſeiner Bruſt, und er erläßt mir dieſen Schuß! Dann komme ich in den nächſten Tagen zu Ihnen. Vielleicht ſchreibe ich Ihnen heute noch einen zweiten Brief, wenn der Erfolg meiner Unterredung über „Bolingbroke" mit Laube ein guter iſt.

Trotz meiner großen Verſtimmung war ich geſtern Abend der heiterſte „Benedikt" und wurde vielfach applaudirt. — Die herzlichſten Grüße.

Ihr L. G.

Herzlichen guten Morgen, liebe Betty!

Mir wird beim erſten Schneefall immer ſo bang, mir iſt's, als ob der Winter mich in eigener Perſon an ſein kaltes Herz drückte. Ich meine, es könnte nie wieder ein Baum grünen, und ich brauche die grünen Bäume ſo ſehr. Ich bin ganz ſentimental, und ſoll in dieſer Stimmung den „Mephiſto" ſpielen! Ich ſchnarrte ſchon den ganzen Morgen wie ein Rabe durchs Zimmer. Den Nachmittag werde ich verſchlafen wie ein Murmelthier. Im Uebrigen bin ich ſehr geſund. Ich habe Ihnen ganz vorne einen Sitz verſchafft, damit Ihnen von der ſcheußlich ſchönen Maske Nichts entgeht. — Leben Sie wohl!!

L. G.

Liebe Betty!

Es iſt noch immer wie früher; ich muß Ihnen meine Leiden und Kümmerniſſe mittheilen. Das „Glas Waſſer" iſt nur einige Tage hinausgeſchoben, ſtatt deſſen aber auf Sonntag „Fauſt" angeſetzt. Ein Schreckenswort, das mir das Mark gefrieren macht. Mit welcher Angſt ich jetzt nach dem mißlungenen Verſuche den „Fauſt" anfaſſe, können Sie kaum glauben. Die Angſt entſpringt hauptſächlich aus

*) Auf auswärtigen Gaſtſpielen.

dem Gefühl des Unvermögens, dieſer Rolle keine andere Seite abgewinnen zu können. Die Maske werde ich ändern, was iſt aber am Ende damit gethan. Der Kern fürchte ich, wird derſelbe bleiben. Alſo hin zum Richtplatz! Der „Bolingbroke" muß dieſe Scharte wieder auswetzen, wie weiland der „Otto von Meran"! — Den nächſten freien Morgen beſuche ich Sie.

Laube's, La Roche's und Rettich's grüßen Sie herzlich. Laube hat überdies einen Gruß von Heinrich Heine für Sie aus Paris mitgebracht. Auf baldiges Wiederſehen,

Ihr

L. G.

Ich muß heute mit dem vom „Marinelli" bereits wüſten Kopf eiſern und unabläſſig den „Tourbières" repetiren. Ich habe die Abſicht, bis drei Uhr zu Hauſe zu bleiben, dann etwas zu eſſen und dann ſpazieren zu gehen, ſo lange mich meine müden Knochen tragen. Bin ich dann nicht in gar zu böſer Stimmung, ſo beſuche ich Sie.

Ihre geliebte Bayer mißfällt mir höchlich. Die Frau kann keinen Satz mehr auswendig. Nichts iſt echt, Alles gekünſtelt. Ihre „Hero", die ich theilweiſe ſah, hat mich erſchreckt, ſie hat mir das Bild genommen, das oft und lebhaft vor meiner Seele ſtand. Es iſt der Fluch unſerer Kunſt, daß mit den Jahren, mit den Erfahrungen, die das Leben bringt, die duftige Poeſie und eigentliche Wahrheit zum Teufel geht. Ich ſage Ihnen, die Seebach hat die „Ella Roſe" um Vieles, Vieles beſſer geſpielt. Doch ich predige Steinen. Ihr Alle ſeid nicht wahr, der Reiz der Seltenheit, Sympathie, Antipathie beſtimmen euch. Die Schauſpielkunſt wird bald ganz zu Grunde gehen, daß ſie das kann, iſt ein Beweis, daß ſie eigentlich keine echte, nothwendige Kunſt iſt. Alſo fort!

Herzlichen Gruß

Ihr L. G.

Herzlichen guten Morgen, liebe Betty! Ich muß Sie von dem Schickſal Ihres wohlgerathenen Kindes benachrichtigen. Die „Cleopatra" *) hat geſtern Abend ein fabelhaftes Furore gemacht. Der Hymnus allein wurde drei- bis viermal durch donnernden Beifall unterbrochen, zum Schluß wurde ich viermal gerufen, man wollte um jeden Preis den Namen des Verfaſſers wiſſen; ich war aber tückiſch und ſagte ihn nicht, weil ich weiß, daß die dummen Menſchen, jetzt doppelt neugierig, umſo länger davon ſprechen werden! Dann habe ich aber geſtern mit einer ſolchen Gluth, mit einer ſo hinreißenden Begeiſterung geleſen, daß mir die Hand von dem fortwährenden Schütteln, das andere tief ergriffene Hände an der meinigen ausübten, jetzt noch lahm iſt. Schließlich wurde einſtimmig erklärt, daß die „Cleopatra" der Glanzpunkt des Abends geweſen ſei. Sind Sie nun zufrieden? Nächſtens wird es abgedruckt!

Ihr L. G.

*) Ballade von Betty Paoli. Neueſte Gedichte, S. 121, Wien 1870.

Liebe Betty!

Morgen ist „Richard III“. Sie sehen, wie recht ich habe. Man ist seines Lebens nicht sicher. Sans gêne werden die größten, die anstrengendsten Aufgaben wie eine Seifenblase hingeschleudert. Ich besorge Ihnen für morgen zwei Billete. Ich selber werde thun, was in meinen Kräften steht. Lachen Sie nicht! Ich habe eine Ahnung, als spielte ich morgen den „Richard“ zuletzt; und diese Ahnung, sobald von meinem Schoßkinde scheiden zu sollen, macht mich weich. Bin ich morgen gesund, so sollen Sie etwas Außerordentliches sehen! — sonst! —

Ihr L. G.

Meine liebe, gute Betty!

Ich muß Ihnen meine gestrige Verstimmung schriftlich erklären, mündlich habe ich kaum den Muth dazu, denn der Jammer, in den Sie bei dieser Trauerpost ausbrechen werden, wird grenzenlos sein. — Puck ist fort! — Seit drei Tagen vermisse ich ihn. Keine Belohnung, die ich reichlich ausgeschrieben, bringt den lieben Kerl wieder. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief es mich betrübte. Ich glaubte, jede Stunde würde irgend ein Proletarier ihn wieder bringen. Vergebens!*) Sanft ruhe seine Asche. Sprechen Sie mir heute Mittag nicht zu viel davon, es würde mich nur unnöthig quälen.

Ihr L. G.

Meine liebe, gute Betty!

Soeben komme ich nach Hause; ich habe die Nacht auf meinem geliebten Kahlenberg zugebracht. Ich verfiel gestern gegen Abend in einen tiefen Schlaf, erwachte um neun Uhr — mir war, als ob tausend böse Geister im Zimmer seien; ich eilte fort, warf mich in einen Fiaker, fuhr nach Grinzing, stieg auf den Kahlenberg, wanderte bis Mitternacht umher, und schlief darauf im Wirthshause bis zum hellen Morgen. Stieg dann nach Nußdorf hinunter und wanderte bis zur Linie, warf mich dort einem Comfortable in die Arme, und kam ziemlich frohen Muthes an. Wie sind Sie denn angekommen?

Tausend herzliche Grüße

Ihr L. G.

Ich bin heute kein Mensch, sondern ein brüllender Löwe, der da suchet, wen er verschlinge! Der eine Tag, der mir so wichtig, so nothwendig für den „Jago“ war, ist mir genommen, und die Rolle fällt in den Brunnen. 14 Tage umherlaufen und aus Langeweile Läuse suchen, und dann Schlag auf Schlag, gehetzt wie ein Thier, dabei kann man nichts Tüchtiges schaffen, sondern geht auf die Länge zu Grunde. Diese letzten drei Tage machen mir das Theater auf Wochen zuwider. Die Angst und

*) Es war ein schlechter Trost für den zärtlichsten aller Hundefreunde, daß Grillparzer, wie ihm Betty Paoli schrieb, den Namen „Puck“ besonders gut gewählt für ein Hündchen fand.

Aufregung, dazu die enorme Anſtrengung des Repetirens („Othello" war ſeit neun Monaten nicht), das Alles mit dem Bewußtſein, dadurch nicht das Mindeſte genützt zu haben; es könnte nämlich anders auch gehen, das Alles macht mich toll. Gehen Sie morgen nicht ins Theater, ich werde miſerabel ſpielen.

Leben Sie wohl

Ihr L. G.

Meine liebe, gute Betty!

Man hat mich trotz allen Sträubens zu zwei Tagen „Bett" condamnirt, und der Doctor hat wohl recht, wenn er in dieſer wirklich gefahrvollen Zeit etwas ängſtlich zu Werke geht. Laube liegt an einer eingebildeten Cholera ſchwer danieder und erwartet ſtündlich den Tod. Er iſt und bleibt ein alter Angſtpeter, der durch ſeine Choleraangſt nachgerade zum Geſpötte Oeſterreichs wird.

„Carlos" iſt mit Landvogt! über Erwarten glücklich vom Stapel gelaufen! Aber Ihr Freund La Roche ſang ein grauſes, wildes Lied. So komiſch habe ich ihn nie geſehen wie geſtern als „König Philipp", ich habe ein paarmal mit großer Mühe das Lachen verbeißen müſſen. Er iſt Ihnen aber treu ergeben und frägt täglich mit aller Theilnahme nach Ihnen. Ich gebe Ihnen ſchließlich die Verſicherung, daß ich mich durchaus nicht krank fühle, überdies kennen Sie ja den weiſen Spruch: „Unkraut ꝛc. ꝛc."

Leben Sie wohl

Ihr L. G.

Ich danke Ihnen herzlich, meine gute Betty, für das große, begeiſterte und darum begeiſternde Lob. Es thut mir Noth! Es iſt betrübend, wenn der Künſtler ſich ganz hingibt, und das Publicum zeigt ihm dann nicht: wir haben dich verſtanden! Es iſt beſſer, in eine Wüſte gehen und den Steinen vorpredigen, als dieſen Menſchen. Und doch, begreifen mich nur Zwei: „ſo iſt die Sendung erfüllt". Sie ſind der Eine — eine Million für den Andern! Geſtern Abend im „Lear" war ich recht übermüthig; meine Lunge wollte und mußte arbeiten, und ſiehe, dem Arbeiter wurde der Lohn, das Volk applaudirte. Ich komme nach der Probe, die kaum um ein Uhr beendet ſein wird. Das Stück iſt ſchwierig, und kein Menſch weiß ſeine Rolle. Herzlichen Dank für das Gedicht, es iſt eines der ſchönſten unter Allen, die ich von Ihnen geleſen! Alſo nach der Probe

Ihr L. G.

Meine liebe Betty!

Ich habe heute Morgen ſchon einen großen Aerger gehabt. In Bauernfeld's neuem Stück bin ich wieder mit einer zweiten Rolle bedacht, ich habe es nun ſatt, „es hängt Gewicht ſich an Gewicht". „Clifford", „Auf dem Lande", „König Johann", das kann nicht ſo fortgehen. Ich habe ſeit Jahr und Tag in einem neuen Stück keine bedeutende Rolle erhalten. Diesmal will ich's durchſetzen, wohin käme das am Ende! Ich grüße Sie von ganzem Herzen meine liebe Freundin

Ihr L. G.

Troſt und Freude inmitten all dieſer Plagen und Zweifel brachte die immer voller aufblühende Neigung zu Zerline Würzburg. Wie die Beiden von der Bühne herab in immer neuen Rollen — als „Kunigunde von Maſſovien“ und „Zawiſch“ in „Ottokar“; als „Lady Tartuffe“ und „Tourbières“ — die Theatergänger als ebenbürtiges Paar überraſchten und gewannen, ſo gewannen ſie einander immer mehr Achtung und Antheil ab. Heveſi hat nach Gabillon's mündlicher Erzählung launig mitgetheilt, wie die von manchem Schwärmer angebetete und zur Frau begehrte Zerline dem ſtattlichen Mecklenburger das erſte Zeichen von Vertrauen ſchenkte: Laube hatte den „Tell“ vorbereitet und wollte ihn ſo raſch als möglich heraushaben, ehe ſich die Cenſur vielleicht eines ſchlechteren beſänne. Da, bei der letzten Probe, bekam Fräulein Würzburg die heftigſten Zahnſchmerzen. Laube war außer ſich, denn er ſah die Vorſtellung in Frage geſtellt. Da nahm Gabillon, ein Getreuer Laube's, die Sache auf ſich. Er begab ſich zur Leidenden und bemitleidete ſie erſt eingehend; er lobte ihre herrlichen Zähne und war empört über jenen einzigen da hinten, der ſich ſo zur Unzeit in den Vordergrund dränge. Dann ging er auf den „Tell“ über, den ſie, ſeine Landsmännin, nun unmöglich mache; mit Laube werde ſie es für alle Zeiten verderben und er, Gabillon, fühle ſich für ſie geängſtigt. Dann plötzlich erhob er ſich in ätheriſche Höhen; er ſprach von der Wunderkraft des Aethers, durch den ſein Freund, der Zahnarzt Rabatz, die Patienten einſchläfere ... ihn ſelbſt ſogar erſt neulich bis zur abſoluten Bewußtloſigkeit betäubt habe ... hier die noch friſche Lücke! und überrumpelte ſie ſchließlich mit einer Einladung, die wie ein Befehl klang: „Auf, kommen Sie mit!“ Und ſeine Suggeſtion wirkte. Mit ihrer Schweſter und ihm ging ſie zu Rabatz. Der Aether that ſein Werk und ... wie ſie ſo bewußtlos dalag in all ihrer leidenden Jugend und Schönheit, das ging noch über „Lycisca“. Im Triumph brachte er ſie auf die Probe zurück, und ſie ſpielte die „Bertha“. In den Pauſen der Rolle ſpülte ſie ſich noch fleißig den Mund. Laube war entzückt: „Tapferes Mädchen,“ wiederholte er fortwährend, „freut mich, tapferes Mädchen.“ Sie aber ſah Gabillon an und verſicherte: „Ohne ihn hätt' ich's nicht gethan.“ Vierzehn Tage ſpäter ſpielte er den „Richard“; er hat ihn nach Dawiſon einige dreißigmale geſpielt. Nach dem erſten Aufzug ſtand er in einer dunkeln Ecke und trocknete ſich die Stirne, da eilte ſie in einer Art Begeiſterung heran: „Wunderſchön haben Sie geſpielt!“ Und ſie leuchtete ihn an mit ihren hellen Augen ... und er, in der Erregung des Spiels und des Gefühls, nahm ſie beim Kopf und küßte ſie. Sie ſtand verwirrt, der Inſpicient rief ihn zur Scene: „Herr Gabillon! Herr Gabillon! Herr Gabillon!“ „Morgen

ſag' ich dir das Andere!" rief er ihr noch zurück. Tags darauf waren ſie heimlich verlobt, und das förmliche „Sie" der folgenden erſten Billete Gabillon's an die Collegin auf den Brettern und dem Tanzboden weicht dem herzhaften „Du" des Bräutigams:

Geehrtes Fräulein!

Ich kann nicht unterlaſſen, Ihnen nachträglich mein wahr- und wohlgemeintes Compliment über die jüngſte Vorſtellung der „Waiſe" zu machen. Sie haben zum erſtenmale den größten Theil des von mir geſehenen Parts wie ein vernünftiges, geſundes Menſchenkind geſprochen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu ſagen, daß ich mich wahrhaft darüber gefreut habe. Sie werden freilich denken: „er ſchmeichelt damit nur ſeiner Eitelkeit", doch der Gerechte leidet gern um der guten Sache willen.

Heute Abend hoffe ich, Sie als liebenswürdige Tänzerin wiederſehen zu können!

Es grüßt Sie herzlich und ergebenſt

L. Gabillon.

Werthe Freundin!

Ich habe geſtern aus „collegialiſcher Freundſchaft" faſt die ganze „Adrienne" geſehen. Sind Sie nicht gerührt? Einiges hat mir außerordentlich gefallen; Anderes war aber auch ſehr geziert. Beſonders vortrefflich war die erſte Hälfte des letzten Actes. Ihr Freund Schindler (J. v. d. Traun) hat Sie faſt durchbohrt mit dem Opernglaſe und wird Ihnen heute wahrſcheinlich unendlich viel Complimente machen.

Ihr L. G.

Herzlichen guten Morgen, mein liebes Kind! Ich ſchicke Dir den „Ottokar". Ich war den ganzen Morgen ſo in Anſpruch genommen, hatte im Nutzen der liebenswürdigen „Aurora" ſo viel Briefe und Briefchen zu ſchreiben, daß Stunde auf Stunde verrann! Ich hatte eine ſchlechte Nacht! Jago und Mephiſto ſaßen an meinem Lager und erzählten mir tauſend tolle Dinge! Wie weit reicht in einzelnen Momenten der aufs äußerſte angeſpannte menſchliche Geiſt! Das Böſe iſt doch die eigentlich ſchaffende Gewalt. Als mich dieſe Nacht im Halbſchlafe die glühende Phantaſie in weite Sphären trug, kam mir eben der klare, lichte Gedanke, daß nur Großes, Gewaltiges durch den verneinenden Geiſte bewirkt werden kann. Wie klein erſchien mir die dumme, behagliche Gutmüthigkeit! Jetzt hinaus in die friſche, kalte Luft, mir iſt wie dem „Fauſt" vor ſeinem Spaziergange mit dem „Famulus". O, begegnete auch mir ein Pudel, ein ſchwarzer Teufelspudel! O, wie klein iſt die Welt, könnte man drüber hinausſpringen!

Bis Abend!

Dein L.

Fürs Erſte ſtellten ſich den Liebenden Schwierigkeiten über Schwierigkeiten entgegen. Zerlinens Eltern waren aus confeſſionellen Bedenken, und

weil sie einen anderen mit Glücksgütern unvergleichlich reicher gesegneten Freier lieber als Eidam begrüßt hätten, auf das äußerste gegen diese Verbindung. Das Ehepaar Laube ließ wiederum Gabillon merken, daß seine Hochzeitspläne ihnen wenig Freude bereitete. Unbeirrt durch allen Widerstand, wenngleich mitunter tief verstimmt durch all diese großen und kleinen Widerwärtigkeiten, hielten die Beiden aneinander fest. Zeuge dessen die Briefe Zerlinen's an Ludwig während ihres mit dem vollsten Siege gekrönten Gastspieles in Hamburg (1855), die Hevesi in ihrer Biographie auszugsweise mitgetheilt hat: Zeuge dessen nicht weniger Gabillon's Antwortbriefe an die ferne Geliebte:

Mariazell, Morgens 11 Uhr, 4. Juli 1855.

Liebstes Linchen!

Kaum war Dein Brief fortgeschickt, so stürzte unendlicher Regen herab. Ich packte völlig resignirt, wie ich es auf Reisen immer bin, meinen Tornister aus, zündete mir verschiedene Kerzen an und studirte „Bolingbroke", bis das unwillige Murmeln der Zimmernachbarn auf beiden Seiten mich erinnerte, daß hier sogar „den Gesunden der Schlaf gegönnt sein wollte".

Ich stellte meinen Marsch ein, warf noch einen Blick nach der dicht verhüllten Rax, dachte zehn Minuten an „sie" und entschlief. Um 5 Uhr Früh machte ich Toilette, und bald darauf marschirte ich lustig im Höllenthale, sah die wunderbare Höhle, in welche wir bei unserer Partie so gerne gekrochen wären, trank am Kaiserbrunnen das übliche Glas Wasser, stand lange sinnend vor unseren Namen und hatte die große Freude, daß der kleine hübsche Bursch, dem Du damals den Kuß botest, sich nach Dir erkundigte. Wie kindisch ist doch der Mensch! Ich setzte mich sofort auf die Bank und unterhielt mich ein Langes und Breites über Dich mit dem dummen Jungen, weil er zufällig meinen Gedanken begegnete. Ich beschenkte ihn schließlich zu seiner großen Verwunderung mit einem Zwanziger, kam dann zu meinem alten Köhler, der mir im Vertrauen mittheilte, daß „das alte Scherben von einem Weib es wohl nicht mehr lange machen werde". Jetzt brannte die Sonne aber so furchtbar, wie ich sie nie gefühlt habe. Ich schwitzte höchst unpoetisch und dachte: „O Sonnenschein, o Liebespein, was macht ihr mir für Sorgen, am frühen schönen Morgen!" Bei der „Singerin" ruhte ich eine Stunde auf dem zauberisch glatten abschüssigen Rasen, wusch mir dann Gesicht und Hände an der bekannten Stelle am Fluß und setzte neu gestärkt meinen Weg fort trotz der Warnungen des Wirthes, daß ein Wetter im Anzuge sei. Ich verhöhnte ihn, da der Himmel klar und heiter schien, er aber wiegte bedächtig den ungeheuren Kopf hin und her und meinte, ich würde schon an ihn denken. Und ich dachte seiner. Ich kam glücklich bis zum „Waldbauern". Die guten Leute erkannten mich schon von Weitem und freuten sich herzlich, mich wiederzusehen. Sie verdanken mir nämlich eine sehr schöne Zeichnung des „Eisele und Beisele" in Kohle, was, wie sie sagen, von allen Fremden sofort erkannt und bewundert würde. Ich aß dort die unvermeidliche Gebirgseierspeise, trank unendlich guten Wein und ging, wie jener verzauberte Prinz, trotz Bitten und

Beschwörungen, vielleicht gerade deshalb, meines Weges. Dieser Weg führte durch einen dichten, dunklen Tannenwald, der drei Stunden lang und häufig von Gebirgswassern durchschnitten ist. Bald wurde es dunkel und immer dunkler; jetzt ein leises Rollen, was vom Echo beantwortet wurde. Plötzlich schwarze Nacht, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag. Ich blieb ruhig stehen, wo ich stand, bis ein Regen losbrach, der mich fast zusammenwarf. Ich versuchte, den Schirm aufzuspannen, mußte aber dieses lächerliche Vorhaben bald aufgeben. Ich zog meinen grünen Hut dicht über die Ohren und hatte nach zwei Minuten keine trockene Faser am Leibe. Das Wasser stürzte von den Bäumen, von den Felsen wie eine wohleingerichtete Douche. Ich setzte mich in dieser großen Noth auf einen Stein und senkte sehr jämmerlich mein Haupt. Nach einer halben Stunde konnte ich meinen Weg fortsetzen. Welch ein Weg! Tausende und abertausend Bäche strömten durch den Wald, die Brücken und Stege fast alle überschwemmt oder weggerissen. Doch genug! Nach sechsstündigem Springen, Klettern und Durchwaten, kam ich zu den „Wohnungen lebender Menschen". Mein Tornister war inwendig ziemlich trocken geblieben und somit auch der Thee, den ich mitgenommen. Es lebe der Thee! — Bald hatte ich jedes Gefühl von Unbehaglichkeit verloren. Ins Bett und zehn Stunden geschlafen! Um 8 Uhr trat ich meine Wanderung nach Mariazell an, das ich gestern nicht mehr erreichen konnte. Morgen erreiche ich endlich meinen geliebten Hochschwab. Mit welcher Sehnsucht eile ich dann nach Ischl, wo mich ein Brief erwartet.

Ich küsse Dich viel tausendmal

Dein L. G.

Ischl, 8. Juli 1855.

Mein liebes, gutes Mädchen!

Vor Allem die herzlichsten Glückwünsche zu Deinen Erfolgen. Mir könnte nicht froher zu Muthe sein, wenn ich selbst sie errungen. Als ich in Mariazell meinen Brief eigenhändig in den Kasten geworfen, machte ich mich auf den Weg und erreichte nach sechs heißen Stunden Weixelboden. Wie wirst Du aufjauchzen, wenn Du dieses wunderbare Thal sehen wirst. Hohe Bergriesen schauen so freundlich auf die niederen Hütten. Der Strom braust so wild lärmend an ihnen vorüber, als wollte er sagen: „Ich bin eigentlich ein wilder Geselle, aber ich verschone euch, weil ihr mir vertrauet." Wie die Gegend, so die Menschen. Treu, biederherzig, fast grob, aber so wahr und echt, als wüchsen sie aus diesen Bergen und beständen mit ihnen seit Uranfang. Mein Wirth löste mir die schweren Schuhe von den Füßen, seine schöne Tochter mit dem hochklingenden Namen Pauline, worauf sie nicht wenig stolz ist, nahm meine Wäsche, die sehr der Wiederherstellung bedurfte, in Empfang, um sie mit dem guten Flusse bekannt zu machen. Nach eingenommenem Mahle, Eier und immer Eier, erstieg ich eine kleine Anhöhe, um meinen alten Freund besser betrachten zu können: „Dort lag der Hochschwab, wo schon der Schuhe mehrere gebrochen!" (Tell). Er schaute freundlich ernst mit roth glühendem Haupte auf mich nieder. Die abertausende und tausende von Rissen und Furchen in dem alten verwitterten grauen Gesellen — „Schweizer, diese Narben stehen dir schön!" Er ist umgeben von vielen mächtigen Vasallen, die zu den Füßen seines Thrones lagern, die alle erst überwunden sein wollen, ehe man zu ihm gelangt. Doch sind das alles frische, jugendliche Gestalten, die Häupter sind mit frischem

Laub und hohem Grase bedeckt. Mein Wirth prophezeite für morgen einen schönen Tag. Man führte mich dann in ein kleines Kämmerchen mit reinlichem Lager. Ich legte mich nieder, um früh munter zu sein, konnte aber lange nicht einschlafen. Tausend schöne und häßliche Bilder zogen an mir vorüber. O, könnte ich so recht den tiefsten, inneren Frieden in mich aufnehmen! Ich glaube aber, ich habe die Fähigkeit dafür verloren. Es treibt und wogt in mir oft wie glühende Lava, die sich Bahn brechen möchte, um Alles um sich her zu zerstören — was will ich denn? Das liebste, beste Mädchen ist mein, ich habe errungen auf meiner Bahn, durch mich selbst errungen, was bis dahin zu erringen war. Und doch keine Ruhe! Oft antwortet mir eine innere Stimme, das ist die schaffende Gewalt, die in dir wohnt, ohne die du nichts erreicht hättest. Du mußt immer vorwärts, sonst gehst du zu Grunde. Ich will ja nichts für mich, ich möchte ja nur glücklich sein, um Dich ganz glücklich machen zu können, allen Segen, der mir noch beschieden ist, will ich auf Dein liebes Haupt ausschütten, und unter diesen Phantasien stand Dein liebes Bild vor mir und lächelte mich so freundlich an. So schlief ich ein und — Spiel der Natur — träumte von Mosenthal; er saß unten in der Wirthsstube im grünen steirischen Rocke und las den Bauern seinen „Sonnwendhof" vor, eine kranke, heiße Luft wogte durch die Stube, ich eilte auf ihn zu, entriß ihm das Buch und — erwachte. Es war kaum Mitternacht. Ich drehte mich auf die andere Seite und schlief weiter. Am Morgen 5 Uhr machte ich mich mit einem alten ergrauten Gamsjager auf den Weg, mit Bergstock und Steigeisen. Nach zwei Stunden hatten wir die Höhe, den „Hochedler", erstiegen. Die Luft war fast wie flüssiger Stahl. Wir kehrten bei der Almerin ein, die uns eine Milch credenzte, die der Saft aus sämmtlichen Kräutern und Gräsern des Berges schien, so würzig und duftig war sie. Mit dem bekannten „Grüaß Goat" nahmen wir Abschied, zogen unsere Röcke aus, denn jetzt wird das Steigen beschwerlich, und erklommen die erste Wand. Nach einer Viertelstunde sah ich die erste Alpenrose, und trotzdem, daß der Führer mich versicherte, „das Zeugs finden wir noch gnua," mußte ich gerade diese erste haben, um sie Dir zu schicken. Sie hat selbst in der festgeschlossenen, zusammengepreßten Brieftasche ihren starren Sinn nicht brechen lassen. Wir arbeiteten uns lustig weiter, und nach und nach stiegen die „Werke des Herrn" vor unseren Augen auf. Die kleineren Berge hatten uns bis dahin die Aussicht benommen, jetzt sahen wir über dieselben hinweg ins weite Land. Gipfel auf Gipfel, dazwischen leichte Nebelwolken. Ueber diesem kleineren Bergproletariate erhebt der Oetscher sein stolzes Haupt (der höchste Berg nach dem Hochschwab), als echtes Ritterzeichen umglänzte die schneeige Binde seine breite Brust. Er steht da, ein echter Fürst. „Ja," meinte mein Führer, „er möchte es gerne unserem Hochschwab gleichthun, aber da hat er doch noch lange zu wachsen!" Jetzt kamen wir an die ersten Schneeberge, auf denen sich ungefähr ein Dutzend Gemsen wie junge Hunde spielend herumbalgten. Mein Führer drückt mich auf den Boden, damit wir die Thierchen unbemerkt länger beobachten könnten, aber schon hatte uns ein alter ernster Bock bemerkt; er stieß einen schrillen Pfiff aus, und wie von der Windsbraut getragen, sauste der Haufe über den Schnee dahin. Man könnte schwindlicht werden bei dieser rasenden Eile. Wie ein von der Sehne geschleuderter Pfeil flogen sie dahin über die Abhänge und Gießbäche, diese kleinen Bergkobolde! Nach achtstündigem Marsche, nachdem wir hie und da gerastet, Höhlen durchklettert und Steine in die Abgründe gewälzt, um die Tiefe zu erproben, kamen wir an die eigentliche Spitze des Hochschwab;

ein kantiger Kegel, fast ganz mit Schnee bedeckt, eine leicht zerrissene Wolke flatterte wie Silberhaar um das Haupt des Alten. Mein Führer, dem ich diese poetische Idee aufdrängen wollte, meinte ganz trocken, das sei ein ganz unangenehmer Nebel, und er halte es nicht für rathsam, den Berg in diesem Zustande ganz zu ersteigen. Ich besiegte seine Bedenklichkeiten, brummend stieg er aufwärts, und nach einer Stunde standen wir an der eisernen Tafel, die Erzherzog Johann dem Schneeberg geschenkt. Ich will gar keinen Versuch machen, die Herrlichkeiten zu schildern, die man dort sieht; alles Geschriebene würde mir schal und abgeschmackt neben der Wirklichkeit erscheinen. Ich sage nur soviel — wäre oben Herr Petrus in eigener Person gestanden, hätte irgendeine geheime Wolkenthür erschlossen und mich direct in den Himmel geführt, ich würde das ganz natürlich gefunden haben, so erregt, so allem Irdischen entrückt war meine Stimmung! Sitzen wir in Wien einmal traulich nebeneinander, und mein Mädchen ist recht artig gewesen, so erzähle ich das und noch Anderes, was ein so kleiner Brief nicht Alles in sich aufnehmen kann. Nach vierstündigem Klettern kamen wir Abends in der Dullwitz-Alm an. Eine hübsche, schmutzige, kleine Almerin saß vor der Thür und sang: „Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud', ich hab' ein Schatz und der ist weit." Ich sagte: „Mädel, woher weißt du denn das Lied." „Mein Bua hat's mir g'sagt, und der ist in Wien Soldat." Ich antwortete ihr, daß ich wünschte, sie möchten sich bald bekommen. „Ostern zwei Jahr, dann wird er frei." So lange warten wir nicht, mein Mädchen, was? Mit Sonnenaufgang verließ ich sie, ging nach Aflenz, warf mich dort in den Postwagen, der mich 24 Stunden lang auf den langweiligen Straßen dahinrollen ließ. Jetzt bin ich in Ischl und wünschte mich sehnlichst weiter.

Leb' wohl und das Schicksal möge Dir gnädig sein!

Tausend Küsse, Dein

L. G

Bald nach Zerlinens Rückkehr aus Hamburg kam es zur officiellen Erklärung ihrer Verlobung. Eine der nächsten Folgen war ein nothgedrungener Besuch Gabillon's in dem Bureau von Bäuerle's „Theaterzeitung", dessen Vorgeschichte und Verlauf Sigmund Schlesinger also berichtet hat:

„Gabillon war ein gar seltener Gast in den Redactionen, und wenn er je einmal erschien, war es gewiß kein persönliches Motiv, welches ihn hinführte. Doch halt, ja, die Erinnerung an einen Zeitungsbesuch meldet sich da, der allerdings äußerst persönlicher Natur war und wegen mancher drastischer Momente erzählt zu werden verdient. Aber auch dabei handelte es sich nicht um ihn selbst, sondern um seine Braut Zerline Würzburg, die von einem, noch aus dem Vormärz herstammenden, ungemein fragwürdigen Wiener Zeitungspfuscher in einem Hamburger Theaterjournal beleidigt worden war. Der in den Theaterkreisen übel genug bekannte Mensch saß im Bureau der Bäuerle'schen „Theaterzeitung", und in dieses hinein also stürmte der „Rächer seiner Braut". Beim bloßen Anblick des jungen

„Burgtheaterrecken", der für Gewaltigere ein gefürchteter Gegner sein konnte und der unheilverheißend genug in die Redactionsstube einbrach, knickte das dürre Männlein am Schreibtisch schicksalsergeben zusammen und ließ den ganzen furchtbaren Schwall eines wildesten Zornausbruches resignirt über sich dahin fluthen. „Ehrabschneider — erbärmlicher Wicht — Feigling — Schuft", kein protestirendes oder sich dagegen auflehnendes Echo entschlüpfte bei all den Kosenamen seinen bebenden Lippen. Als aber der noch immer Fortschnaubende zu dem schmeichelhaften Charakterbilde auch noch den Zug fügte: „So ein Kerl, der nicht einmal deutsch schreiben kann!" — da fuhr es wie elektrische Spannung in die zerknitterte Figur des bis dahin regungs- und widerstandslosen Opfers. Seine „Ehre" war mit einemmale aufgejagt, er sprang empor und brüllte nun seinerseits: „Das ist zuviel, das brauch' ich mir nicht gefallen zu lassen!" — Der „Schuft", der „erbärmliche Feigling" hatten ihn kalt gelassen, aber das „nicht deutsch schreiben können" hatte offenbar seine „Schriftstellerehre" in Aufruhr gebracht. Doch nun folgte erst ein kleines Nachspiel im exquisitesten Style jener ganz speciellen Art von „Wiener Gemüthlichkeit", die sich im alten wie im neuen Wien so mannigfacher Pflege zu erfreuen hatte. Nachdem der wilde Sturm vertobt war, öffnete sich sachte die Thür eines Nebenzimmers, und der alte Bäuerle, welcher da drinnen die Mißhandlung seines Mitarbeiters gemächlich und geräuschlos „überstanden" hatte, streckte seinen Kopf heraus und sagte im gemüthlichsten Beschwichtigungstone: „Eiserle, Eiserle, i hab's Ihnen immer g'sagt, das nimmt no amal a schlecht's End!" — Dann trat er ein — in Anzug und Aussehen ein Diplomat der feinsten Metternich'schen Schule — und sprach weiter: „Aber jetzt, Herr v. Gabillon, regen S' Ihna nit mehr auf, kommen S' herein und trink'n m'r a Glas'l Wein mitsamm'n!" Der Wein und zwei Glas'ln standen im Nu bereit und wurden auch geleert. Und als eine etwas friedlichere Stimmung platzgegriffen hatte, ging Bäuerle zu seinem Schreibtische, holte aus einem Fache eine Hand voll Abonnementsscheine und sagte: „Herr v. Gabillon, möchten S' nit ein Abonnement auf meine „Theaterzeitung" bei der Gelegenheit mitnehm'n, und vielleicht glei ein zweites für die Fräul'n Braut?" Das war die vielberufene echte Wiener Gemüthlichkeit des Sängers der Strophe: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!" — —

Endlich — am 27. Juni 1856 — wurde das Paar in der evangelischen Kirche getraut. Pathin der Braut, die vorher zum Protestantismus übergetreten, war Iduna Laube. Trauzeugen sind Carl La Roche und Faust Pachler gewesen. „Die beiden Mecklenburger sind" — nach Paul

Schlenther's Wort — „beinahe Wiener geworden. Aus dem Fritz Reuter-Land trug derſelbe Schickſalsweg das Mädchen zu Bauernfeld, den Mann zu Grillparzer. Niederdeutſcher Schlag und Phäakencultur vereinigten ſich, zwei ſeltene Menſchenbilder zu modeln. Die ſchöne Zerline wurde ganz Dame, blieb aber „ſcharfe" Dame. Der ſtarke Ludwig wurde ganz Cavalier, blieb aber Recke. Auf die Frau wirkte Wien noch intenſiver als auf ihn. Sie wurde ganz feiner Nerv, er blieb ganz ehrliche Haut." Ein Paar, untrennbar verbunden in Kunſt und Leben; auf der Bühne, am häuslichen Herd, in der Wiener Geſellſchaft — nach einem Ausſpruch Alfred Berger's — „zwei Wahrzeichen des alten Burgtheaters!"

Zweites Capitel.

Der Hagen des Burgtheaters.

Siegfried: „... Hagen Tronje,
Ich grüße dich! ..."
Hebbel's „Nibelungen".

Die Hochzeitsreise der Neuvermählten führte ins bayrische Hochland. Schon in der Brautzeit hatten die Kinder der Ebene jeden freien Frühlingstag am liebsten im Wienerwald und am Kaiserbrunnen verbracht. Und nun winkten ihnen Ferienwochen in anmuthiger Alpenlandschaft, die dem Paar so wohlgefiel, daß sie fortan fast jeden Sommer ihrer 36jährigen Ehe im Gebirge verlebten und sich 1875 sogar an einem steirischen Bergsee ankauften. Denn voller Naturgenuß war für Gabillon ohne die rechte „Wasserfreude" nicht denkbar. Selig ruderte er seine junge Frau halbe Tage lang auf dem Tegernsee herum, an dessen Gestaden es auch ein fröhliches Wiedersehen mit Freund Bodenstedt gab. Die Krone der Lustreise blieb aber, daß sich das Paar zuvor den ganzen Ausflug durch tüchtige Arbeit redlich verdient hatte. Fast unmittelbar vom Traualtar weg, hatten sich die jungen Eheleute nach Breslau, zu einem Gastspiel mit Rettich's, Franz und Baumeister begeben; es brachte ihnen alle künstlerischen Ehren und es sorgte zugleich für einen kleinen Nothpfennig, den sie — die damaligen Gagen der mit Decret angestellten wirklichen Hofschauspieler waren ziemlich bescheiden — dringend bedurften für die Begründung des neuen Hausstandes und die von Gabillon übernommene Verpflichtung, mit Zerline für die Zukunft ihrer Eltern vorzusorgen. Ueberdies lautete der erste, pedantisch festgehaltene Grundsatz seines Haushaltes: niemals Schulden zu machen. Dieser Lebensregel getreu, hat er als Anfänger in Bethmann's Wander-

truppe manchen Tag mit Kartoffeln und Häringen sich begnügt und späterhin, auf jeder neuen Stufe seiner Laufbahn, bis in die letzte Lebenszeit, sich lieber einen Genuß versagt, als daß er irgendeine Gewissenspflicht nicht auf das genaueste erfüllt hätte oder gar, wenn auch nur vorübergehend, in irgendjemandes Abhängigkeit gerathen wäre. Dabei war seine Lebensführung nichts weniger als philiströs. Er ließ nur niemals Leichtsinn als Vorrecht des Künstlers oder Verschwendung als Kennzeichen der Genialität gelten. Im Uebrigen war nicht leicht ein Anderer großmüthiger gegen die Seinigen, hilfsbereiter für arme Kameraden, empfänglicher für die Freuden anspruchsloser Geselligkeit im eigenen Hause. Noch als Junggeselle hatte er gern und oft Freunde und Bekannte bei sich gesehen. Und in welcher Weise der Ehemann nun im Verein mit Zerline die Kunst echter Gastlichkeit ausübte, das hat nicht nur Hevesi in dem Capitel „Haus Gabillon" lustig und anschaulich geschildert, das werden in gebundener und ungebundener Rede in den folgenden Blättern so manche getreue Stammgäste der Stadt- und Landwohnungen unseres Paares berichten.

Burgtheater-Coulisse.

Ihr erstes Wiener Heim richteten sich die jungen Eheleute in der Vorstadt, jenseits des damals noch bestehenden Glacis, Mariahilferstraße 37, ein. Eine freundliche, helle Wohnung mit einem kleinen Garten, in dem zur Frühlingszeit Veilchen und Flieder die Luft mit ihrem Duft erfüllten und unter großen, alten Akazien ein Lusthaus stand, dessen altväterisch bemalter Giebel — eine verblaßte Eos, auf etwas schmutzigen Wolken schwebend — an längst vergangene Zeiten mahnte — das war der rechte Schauplatz für die rechte Abwechslung von angestrengter Arbeit und gemüthlicher Erholung. In diesen schlichten, schlicht möblirten Stuben und in diesem stillen Vorstadtgarten, waren Gabillon's viele frohe Stunden angeregten Ver-

kehres mit den größten Künstlern des damaligen Wien beschieden. Hier fand sich Amalie Haizinger als Pathin der beiden Töchter ein, hier stand neben ihr Friedrich Hebbel Gevatter bei der Erstgeborenen, Helene. Hier spielte der junge Rubinstein zum Tanz auf, wenn Sonnenthal und die Duſtmann, die Goßmann, Everardi und Désirée Artôt zum Walzer antraten. Hier wurden die Genossen von Gabillon's erster Tafelrunde aus der kleinen Kneipe in der Steindelgasse und „Erzherzog Carl": der Buchhändler Theodor Demuth und der lebensprühende Advocat Dr. Max v. Schickh, auch von Zerline willkommen geheißen als humorvolle Gäste, als treue Freunde; die Alle, wenige Jahre später, sich nicht minder behaglich fühlten in dem moderner angehauchten Interieur am Opernring 6, das Gabillons Mitte der Sechzigerjahre gegen die zu eng gewordene Vorstadtwohnung vertauschten. Zu dem fröhlichen Kreise gesellten sich auch, kürzlich aus dem Reich gekommen, ein paar Meister der Feder: der Schwabe Ludwig Speidel, der Bayer Hans Hopfen und der Rheinländer Bernhard Scholz; dieser letztere: „— eine männliche Schönheit, wie wir uns den Siegfried der Nibelungen vorstellen, eine sieghafte, prachtvolle Erscheinung im Glanze junger Männlichkeit, feine, weiche Züge, ein rechter deutscher Kopf, von goldblondem Haar und Bart umrahmt"; — beim Becher und auf der Wanderschaft — wie Gabillon's folgende Ferienbriefe bezeugen — sein vielgehätschelter und vielgehechelter Lieblingskamerad; alle Drei gewaltige Zecher vor dem Herrn, denen Gabillon einmal eine Riesen-Waldmeisterbowle in einem — Wasserschaff braute. In derselben bescheidenen Stadtwohnung erwiderte das jüngste Burgtheaterpaar die Gastfreundschaft ihrer hochverehrten Collegin Julie Rettich. Hier lebte sich die zuverlässigste Freundin Ludwig Gabillon's, Betty Paoli, alsbald auch als zuverlässigste Freundin Zerlinen's ein, stets bereit, zu helfen, zu begütigen, zu trösten, wenn Berufsschmerzen die Stimmung verdunkelten und die heißblütigen Temperamente der Eheleute aufregten in den erbitterten Kämpfen, die Zerline mit Heinrich Laube beinahe vom ersten Tage ihres Engagements zu bestehen hatte bis zu dessen Abgang. In diesen hitzigen Schlachten zwischen seinem eisenköpfigen Director und seiner zur schärfsten Abwehr Laube's stets wohlgerüsteten Frau stand Gabillon meist wie ein Parlamentär zwischen zwei Feuern. „Zerline," was wäre aus dir geworden, so scherzte er gelegentlich wohl, „wenn du nicht das Glück gehabt hättest, mich zum Mann zu bekommen!" Und in ernsthafter Bekräftigung dieser spaßhaften Wendung schrieb ihm der Diplomat des Oberstkämmereramtes, Hofrath v. Raymond, mehr als einmal wohlgemeinte Noten, wie die folgende, noch in das Hochzeitsjahr fallende vom 9. November 1856: „Der

Federkrieg zwischen Laube und Frau Gabillon erreicht heute einen ernsten Punkt, und es bedarf eines Vermittlers, um einer beiden Parteien unangenehmen Katastrophe vorzubeugen. Uebernehmen Sie diese Rolle, Sie, der Mann, der Besonnene, der allein etwas über die hoch Erzürnte vermag. Eines steht fest, Ihre Frau hat das Gesetz gegen sich — dies ihr zu sagen, hieße Oel ins Feuer zu gießen, aber Sie, der Ruhige, müssen eingestehen, daß ich Recht habe. Das Gesetz bestimmt, jedes Mitglied muß die von der Direction zugetheilten Rollen spielen, und die ‚Ella Rose' ist doch keine unbedeutende Rolle. Also sind Sie Mann, Gatte, Vermittler, nur sorgen Sie, daß es zu keinem Eclat, der des Burgtheaters unwürdig ist, komme, denn, ehrlich gesprochen, die Behörde würde den Director (nicht den Laube!) gegen Widerspenstigkeit zu schützen wissen, und wäre es nur des Beispiels wegen. Der Friede mit Euch! Der Freund des Ehepaares Gabillon, v. Raymond." Daß es dem Mann gelang, seine Frau bei diesem und so manchem anderen Zusammenstoß mit dem zornmüthigen Director zur Nachgiebigkeit zu bewegen, war eine von Raymond — nicht aber von Laube — nach Verdienst anerkannte Leistung. So hatte Gabillon in den meisten Rollenstreitigkeiten zwischen Laube und Zerline seine liebe Noth mit beiden Theilen. Seine Aufgabe war fast in jedem Fall unlösbar: er sollte das Für und Wider jeder derartigen Controverse als „Unparteiischer" erwägen und zum Austrag bringen; daheim, in einem Ehestand, von dem Heyesi witzig meint, so ungefähr hätte die Fortsetzung von Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts" aussehen können, wenn uns der Dichter „Benedict" und „Beatrice" nochmals als Gatten hätte vorführen wollen: in der Directionskanzlei, seinem eigenen Chef gegenüber, als ritterlicher Beschützer der eigenen Frau, der er, bisweilen in der Form, selten in der Sache unrecht geben konnte. Das Ende vom Lied war, daß Gabillon in der Regel keinen der Hadernden beruhigte, dagegen aber Laube's folgenschweren Ingrimm auf sein Haupt herabbeschwor. Je zärtlicher der Director anfangs den jungen Mecklenburger gefördert, je stolzer Laube mit Frau Iduna am Triumph seines „Caligula" theilgenommen hatte, desto unwilliger schlug nun seine Stimmung um, desto entschiedener drängte er ihn nun zurück. So folgten auf die an Arbeit und Erfolge so reichen Jahre 1854/55 in Gabillon's Burgtheater-Thätigkeit seiner Empfindung nach nun sieben magere Jahre. Das will nicht sagen, daß er von 1856—1863 in seiner künstlerischen Entwicklung gefeiert hätte oder vom Publicum vergessen worden wäre. Gabillon verstand es vielmehr just in den Jahren, in denen ihm Laube für seinen jüngsten Liebling Lewinsky alle seine großen Charakterrollen — die mißglückten: „Mephisto"

und „Marinelli", ebenso wie die geglückten: „Jago", „Richard III.", „Carlos" in „Clavigo" — abnahm, ganz neue Gebiete zu erobern. So, um nur für ganze Fächer einige typische Rollen herauszugreifen, dämonische, gespenstische, märchenhafte Figuren, wie seinen „Banquo" und den „Mann vom Felsen" in Grillparzer's „Traum ein Leben". Gestalten, umflossen von solchem Schauer der Phantastik, daß sie — gleichsam leibhaftig herausgesprungen aus den Spinnstubengeschichten seiner mecklenburgischen Vorfahren mütterlicherseits — wie Urgestalten der Saga gemutheten. Und daneben frivole Roués, verwegene, zu jedem Gewaltstreich bereite, erzfranzösische Lebemänner, wie den „Bévallan" in Feuillet's „Verarmter Edelmann" und den „Herrn von Fronsac" in Meilhac's „Attaché": — Weltkinder und Windbeutel, ebenso behende im Lippenfechten, wie auf dem Tanzboden und auf der Mensur, so durch und durch gallisch in jedem Blutstropfen, daß sie lebendiges Zeugniß ablegten von Gabillon's, in der Gascogne wurzelndem, väterlichen Stammbaum. Diese Vortrefflichkeit in Episoden trug indessen eine große Gefahr in sich; sie ließ selbst in Kennern, wie Minor, die Vermuthung aufsteigen: Laube habe Gabillon bewußt dadurch gefördert, daß er ihm „zwischen den großen Fächern einen viel größeren Spielraum anwies, als er je in Einem von diesen hätte finden können, daß er zu einem der meistbeschäftigten und unentbehrlichsten Mitglieder des Institutes wurde". In der That verhielt sich nach Gabillon's Ansicht die Sache umgekehrt. Nur weil Gabillon sich nicht beugen ließ durch Ungunst und falsche Beschäftigung, behauptete er sich an erster Stelle auch in zweiten Rollen. Das wurde aller Welt offenbar, als endlich 1863, arg verspätet, Friedrich Hebbel's „Nibelungen", Laube zum Trotz, den Weg fanden in das Haus am Michaelerplatz. Damals erlebte Gabillon die Genugthuung, als „Hagen Tronje" eine schauspielerische Schöpfung zu Stande zu bringen, die solange im Gedächtniß der Nachlebenden dauern wird, als man nach der Geschichte des Burgtheaters und der deutschen Bühne fragen wird. Bevor diese Leistung eingehender zur Sprache kommt, mögen indessen Gabillon's eigene Briefe an seine Frau und Betty Paoli von Stimmungen und Verstimmungen dieser Jahre 1856—1863 Zeugniß geben.

Juli 1859.

In diesem Moment komme ich aus dem Gebirge zurück. Ich war in Kochel, erlebte in letzterem Orte zwei reizende Tage. Ich hoffte, bei meiner Rückkehr einen Brief bei Bodenstedt zu finden; nichts davon, er wird noch unterwegs sein. Bodenstedt schickt mir für den Fall selbigen nach Reichenhall, wohin ich heute Abends über Salzburg gehe. Ich schäme mich, es zu sagen, aber ich bin so vollkommen Oesterreicher geworden,

daß ich mich darauf freue, wieder in unsere Marken einzutreten. Gestern Nachts habe ich das jämmerlichste Quartier gehabt, das ein Christenmensch haben kann. Spät kam ich von Kochel, dachte, noch das Dampfschiff zu erreichen, zu spät! Ich mußte in einer Fuhrmannskneipe einkehren, man räumte mir das Staatszimmer ein — unten der Schweinestall (denn deutlich hörte ich durch den schlecht gefügten Boden das liebliche Grunzen) — oben der Futterboden, denn in malerischer Unordnung lugten durch die Decke Heu und Strohhalme, und jedes starke Auftreten hüllte mich in eine Wolke von Futtergras. Ich legte mich schlafen unter furchtbarem Gewitter und Sturm, ausstrecken konnte ich mich nicht, das Bett war kaum fünf Fuß lang, endlich überwand die größere Müdigkeit eine große Nervosität und halb träumend fiel ich in eine Art Schlaf. Plötzlich über mir Pfeifen und Getöse. Plumps fällt etwas auf mein Bett, dann noch etwas. Wie ein Blitz bin ich auf und habe mein Messer in der Hand. Einen Augenblick leises Geraffel im Zimmer und jetzt, in dem Momente, wo ich das Licht anzünden will, fällt zum drittenmale ein schwerer Körper auf das Bett, das ich bereits verlassen, und ein Gebalge begann nun, welches ich bei voller Beleuchtung mit dem größten Behagen genoß. Die ersten Eindringlinge waren Ratten, der schwere Körper ein großer, grauer Kater, der die zwei ungeheuren Ratten auf das leidenschaftlichste unter Schnauben und Pusten angriff. Eine lag lahm am Boden, die andere hatte sich in mein Bett retirirt, aber bald unterlag auch sie, und der tapfere Sieger trug sie unters Bett. Mietze, so schrecklich im Kampfe, war sonst äußerst liebenswürdig. Ein Stück Schinken, der Rest meines Abendessens machte sie schnell vertraut, und sie blieb den Rest der Nacht bei mir, nachdem ich zu ihrem großen Leidwesen die beiden Ratten zum Fenster hinausgeworfen hatte. Ich war bereits um 4 Uhr auf, ging nach zärtlichem Abschied von meinem Schlafgesellen zum Starhembergersee bis Tutzing, wartete dann auf das Dampfschiff und fuhr direct nach München. Morgen früh sehe ich Glasbrenners. Wie lange ich mich bei ihnen aufhalte, hängt von deren Liebenswürdigkeit ab.

Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen, Dein

L.

Ischl, 16. Juli 1859.

Bis heute hat mich das schöne Wetter und der patriotische Verein zum Besten hilfsbedürftiger Krieger, dessen Mitglied ich bin, nicht zu Athem kommen lassen. Die alte Witch und ich — wir ersteigen die Höhen, durchwaten die Flüsse, durchschwimmen die Seen, durchkriechen die Schluchten, sie streckt keuchend die kußgeübte Zunge heraus; — ich schwitze wie — wie — wie J. Wagner. Meine alte Begleiterin und Freundin, wenn auch weniger schwung- und sprungkräftig als früher, verjüngt sich sichtlich. — Die bezaubernden schwachen Augen glänzen oft wie damals, als sie noch eine halbjährige Magd war. Sie erinnern sich doch ihrer Pose in diesen Momenten, wenn sie, den Kopf zur Seite geneigt, mir mit liebeglühendem Blicke und graziösem Schweifwedeln, tausend feurige Sonette zuflüsterte. So stand sie neulich bei Sonnenuntergang auf dem Schafberge vor mir und erzählte mir, es werde bald eine neue, schöne Zeit anbrechen, alle Prüfungen seien vorüber — ich solle fröhlich in die Zukunft schauen, und ich glaube meiner guten, einzigen Freundin. Zwischen der alten Person und mir besteht ein wunderbares Verhältniß. Sie kennt mich wie Niemand auf der Welt. Ein leichter Schatten von Freude oder Schmerz darf über mein Gesicht ziehen, sie sieht und

fühlt ihn, sie weint und lacht mit mir, so lange sie lebt, wird's mir nicht ganz schlecht gehen. Ich brauche Sie, liebe Betty, kaum um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie so lange von diesem Gegenstand unterhalte; Sie kennen mich gerade lang genug, daß Sie mich verstehen und das Alles nicht für sentimentale Phrase halten. Witch ist und bleibt eine verzauberte Prinzessin, die allerdings durch einen reineren Charakter als ich einer bin, erlöst werden muß ... Leider genieße ich all das Reiche und Schöne hier nicht ungetrübt — so herrlich das Wetter, so liebenswürdig die Alte, mein dummer Zahn macht mir manche böse Stunde. Die Wunde ist noch immer nicht heil; und obwohl die hiesigen Aerzte mich versichern, es sei wenig Gefahr vorhanden, fühle ich es doch besser und weiß: ich werde der schauerlichen Operation nicht ausweichen können. Nächster Tage gehe ich nach Aussee und besteige den Loser, der mein alter, höflicher Freund und Gönner ist; — hat er sich noch so dicht in seine Nebelkappe gehüllt — wenn ich komme, zieht er höflich die Kappe und lacht mich mit seinem breiten, glatten, durch keine Bäume entstellten Gesicht an. — Ich liebe am meisten die blanken, kahlen Felsen, der Blick fliegt unbeengt meilenweit hinaus, die Luft ist dort markiger, und der ungebrochene Wind bringt bis auf die Knochen. Dort denkt man gerne der Homerischen Helden, und unwillkürlich schwingt man den Bergstock, wie weiland Hektor der Helmbusch umwogte, seine Lanze. — Auf waldigen Höhen, mit dem süßen Tannen- und harzduftenden Säuseln beschleicht mich gar zu leicht, bei geringer Nervosität, ein Geibel'sches, wenn's hoch kommt, Halm'sches Gefühl und — das mag ich nicht! — Ich hätte noch unendlich viel und lange mit Ihnen zu plaudern, aber meine Gefühle sind zu wenig geordnet, es gährt und wogt noch zu sehr in mir. Im nächsten Brief werde ich als gesetzter Mann, ganz ordnungsmäßig verfahren, Alles in Rubriken theilen und capitelweise vorführen. Ich warte sehnsüchtig auf ein paar Regentage, um — um den Chatterton zu beendigen.

Die herzlichsten Grüße von meiner Frau. Ihr

L. Gabillon.

Herbst 1860.

Ich hätte Ihren Brief, liebe Betty, umgehend beantwortet, wenn ich auch nur eine Stunde hätte erübrigen können. In Folge des klimatischen Wechsels überfiel mich schon am Tage meiner Ankunft mein alter Feind, der Schnupfen, mit solcher Gewalt, daß ich kaum aus meinen schönen veilchenblauen Augen blicken konnte. Trotzdem habe ich jeden Tag Proben und jeden Abend Vorstellung gehabt, „Graf Waldemar", „Tell", „Götz", „Urbild des Tartuffe", „Edelmann" und heute „Traum ein Leben". Wenn man eben der behaglichen Frische des Seebades und dem süßen Lotterbett der Faulheit entstiegen ist, geht das auf die Knochen, wie sie im Norden sagen. Wir sitzen hier bei alledem in einer schauderhaften Unordnung. Sämmtliche Zimmer werden neu tapeziert, und so flüchtete ich aus einem Winkel in den anderen, in jedem nach einer ruhigen Stelle suchend, um meine Rollen durchlesen zu können. Uebermorgen ist, dem Himmel sei Dank, Alles fertig.

Das nächste Repertoire wird hoffentlich auch etwas friedfertiger sein, und so kann man in beschaulicher Ruhe dann die reichen Erlebnisse vorüberziehen lassen und geistig durcharbeiten. Trotz aller Mühe und Unannehmlichkeiten war es doch eine schöne

nützliche Zeit.*) Auf Laube scheint die Geschichte Eindruck gemacht zu haben. Ob derselbe nachhaltig, ist eine andere Frage. Heute Früh war eine Badener Deputation bei uns. Man wünscht für einen wohlthätigen Zweck „Vater und Sohn" mit der Berliner Besetzung. Wir haben natürlich refusirt, aus tausend Gründen. Die nächsten sind, alle Freunde Fichtner's, und deren Zahl ist nicht klein, würden dieses Badener Gastspiel als Demonstration gegen ihren Liebling betrachtet haben, und wir hätten uns tausend Feinde, eine Masse gehässiger Recensionen ꝛc. zugezogen. Dazu das miserable, kleine Theater, die schlechte Umgebung, nein, ein solcher Erfolg darf nicht leichtsinnig aufs Spiel gesetzt werden. Habe ich recht? Bekomme ich ein gutes Zeugniß für Mäßigung und Klugheit? Die alte Witch ist noch immer sehr gedrückt, das alte Thier glaubt immer noch nicht recht daran, daß es mich wieder hat. So oft ich den Hut nehme, winselt sie erbärmlich, sie glaubt immer mich wieder zu verlieren. Hätten Sie die Freude gesehen bei unserer Rückkehr! Es ist wirklich rührend. Ach, liebe Betty, wie klein bin ich doch geworden, oder besser, wie bescheiden! Die Liebe dieses Thieres macht mich ordentlich stolz. Wie wird mir sein, wenn ich sie verliere, was in Kürze sein kann. Sie ist ziemlich stumpf und zeigt nur hie und da, bei besonders anregenden Anlässen, einige Funken von Lebhaftigkeit. Pincheſſa ist entschieden zu ihrem Nachtheil verändert. Keine Spur von Poesie.

Tausend Grüße von Ihrem

L. G.

9. November 1860.

Schiller's Geburtstag, alle möglichen Akademien und Feste nach sich schleppend, Wohlthätigkeits-Concerte, ein neues schlechtes Stück: „Heinrich von der Aue", nahmen mich so in Anspruch, daß ich nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Trotzdem will ich Sie nicht länger warten lassen, liebe Betty, und Ihren Brief beantworten. Eine plötzliche Abänderung hat mich im Schreiben unterbrochen. Anschütz wird jetzt recht gebrechlich, alle Augenblicke fehlt ihm etwas. Vor einigen Tagen war „Lear". Welch ein Abstand gegen sonst! Es stimmt selbst den Verwegensten traurig, wenn er sieht, daß Alles, was menschlich, und sei es noch so großartig von der Natur ausgestattet, so elend zu Grunde gehen muß. Möge mein Genius mich vor hohem Alter bewahren, für mich wäre es doppelt traurig, da ich kaum auf eine großartige, ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken werde. Franz kommt zu hohen Ehren; morgen spielt er in der „Braut von Messina" den alten Chorführer, übermorgen declamirt er die „Glocke". Ja, ja, wenn der Teufel hungrig ist, frißt er Fliegen. Gestern noch das schönste Wetter, heute fußhoher Schnee. Es muß auch bei Ihnen in Ungarn recht traurig und öde sein, die langen Spaziergänge hören auf, sie sind auf das Zimmer beschränkt, vielleicht trägt das gute Früchte. Sie werden fröhlich und kommen reichbeladen heim. Ich hätte Ihnen so viel zu schreiben. Der November ist mein traurigster Monat; ich finde für nichts eine Form und schwanke zwischen dem Strick oder etwas Anderem. Wenn die Nerven nicht wären! Am 20. werden Sie hoffentlich wieder hier sein. Da können wir nach Herzenslust plaudern.

Ihr L. G.

*) Ein erfolgreiches Berliner Gastspiel.

Ischl, 3. Juli, Morgens 6 Uhr 1861.

Meine liebe, gute Zerline!

Wir sitzen in Ischl, nicht vom schönsten Wetter begünstigt. Die Berge haben ihre Schlafhauben übergezogen, und es regnet ganz anständig. Wir haben bis jetzt überhaupt wenig Glück gehabt. Die Reise fing unheilschwanger an. Eine Dame, die mit uns fuhr, machte, nachdem sich kaum der Zug in Bewegung gesetzt, die Bemerkung, sie möchte sich wohl ans Rauchen gewöhnen, obwohl sie fürchte, es werde ihrem Kinde schaden. Die Folge davon war, daß wir Beide verdammt wurden, den Morgen ohne Cigarren zu verbringen, was unsere gute Laune nicht erhöhte. Endlich gingen Mutter und Kind, wir dampften das lang entbehrte Kraut in langen Zügen, und schon wurden wir wohlgemuth und lustig, als mein dicker Freund auf die unglückselige Idee kam, eine Flasche (natürlich eine leere, früher mit Vöslauer gefüllt) nach einem Meilenstein zu schleudern. Er legt sich weit aus dem Wagenfenster, wirft, stößt sich sehr empfindlich an den Ellbogen, fährt zurück, stoßt mit dem Kopf ans Wagenfenster und — Schicksal! — ein neuer Panama à 9 fl. ö. W. fliegt durch die Lüfte, kleiner und immer kleiner werdend, dann langsam verschwindend in das Land der Wonnen. Scholz machte ein unendlich dummes Gesicht und meinte schließlich, das sei ein böses Omen, eine Warnung, käme noch ein solches Jupiterzeichen, so müßte die Hochzeit verschoben und die Reise nach Wiesbaden aufgesteckt werden. Wir fuhren bis Lambach, wo ich mich seiner erbarmte, meinen alten Panama aus dem Koffer zog und seine Blöße damit bedeckte. In Lambach werden die Plätze gewechselt, ich suche Plätze für Gmunden, und siehe, ein zweites Götterzeichen kam. Scholz war durch die verschiedenen Unglücksfälle entschieden verstört. In der Zerstreuung geht er an die Cassa und kauft, trotzdem er ein Freibillet hat, einen Platz bis Gmunden. Als ich ihn lachend darauf aufmerksam machte, schwor er hoch und theuer, die Heirat jetzt aufzugeben, dergleichen Götterwinke müsse man beachten. In Gmunden stand ein Jüngling mit leuchtenden Augen am Bahnhof, der mich mit weißen Hosen, dito Weste und freudigem Geschrei begrüßte. Es war La Roche, ganz verwandelt, welcher günstige Wechsel nicht sowohl den Ferien, als der Trennung von Heinrich (o süßer Name) zuzuschreiben sein dürfte. Er lud mich zum Kaffee, ich aber setzte meinen Fuß auf das meerumfluthete Dampfschiff und schwelgte in Erinnerungen — rechts an der Esplanade, die wunderbar verschönert ist, unser altes Haus, wo wir vor drei Jahren recht vergnügt waren, etwas weiter suchte ich vergebens die primitive Schwimmschule, fand aber ein elegantes, schwimmendes Lustzelt von mächtigem Umfange mit wehenden Flaggen; ach die Cultur! Schloß Orth liegt noch so unverändert und altersgrau wie damals ruhig im grünen See. Jetzt kommt der Traunstein, jede Formation ist ein alter Bekannter, jetzt die Stiege zur Meieralm, die Rinne, in der die alte Witch die denkwürdige Fahrt machte, liegt deutlich da. Unwillkürlich sehe ich mich um, und Scholz sagt: „Du suchst die Alte — es ging mir ebenso!" Während ich mir den reizenden Hohlweg zur Alm vergegenwärtige, legen wir schon bei Traunkirchen an. Es sind wenigstens zweihundert Menschen an Bord, ein Theil davon steigt hier aus. In Ebensee waren, dank Scholzens Langsamkeit, in einem Augenblick sämmtliche Wagen und Stellwagen von unseren Reisegefährten besetzt. Wir zogen mit unserem Gepäck zum groben Postmeister, der auf unsere Forderung, er möge einen Wagen beschaffen, ruhig impertinent erwiderte: „Morgen Früh!" Ich sah

ihn durchbohrend an, steckte die rechte Hand in die linke Seite der Weste, nahm die bekannte privilegirte fürstliche Stellung an und sagte ernsten Tones zu Scholz: „Erlaucht, es ist unangenehm, daß wir hier warten müssen," und Scholz antwortete mit furchtbarem Stirnrunzeln: „Euer Liebden, es ist mir noch nicht passirt, daß ich warten mußte." Der Postmeister war sehr verblüfft, schlich sich fort, kam nach zehn Minuten demüthig und ehrerbietig wieder und meldete: „'s hat sich doch noch ein Wagen gefunden!" Ich ließ mein geistreiches Auge einen Moment nachdenklich auf seinem breiten Antlitz ruhen, blies ihm eine dicke Rauchwolke zu und sagte: „Ich habe es wohl erwartet." Der Kutscher fuhr wie der Wind, und in $1^1/_4$ Stunden waren wir in Ischl, und eine Stunde darauf aßen wir im neuen Speisesaal des goldenen Kreuzwirths die erste Alpenforelle mit Butter und Petersilie. Wir legten uns schon um zehn Uhr schlafen, und, soll ich's gestehen, mich faßte ein mächtiges Heimweh, als ich dachte: du sollst morgen Früh weder Weib noch Kind sehen. Solche Trennung in der Ehe ist Goldes werth, sie gibt uns den besten Maßstab für unsere Liebe. Es hat mich lange der Gedanke nicht schlafen lassen, wie vollkommen glücklich wir sein könnten, wenn wir unsere Naturen nur etwas williger ineinander fügten. Denn trotz Allem habe ich die Ueberzeugung, es gibt wenig Eheleute, die im tiefsten Kern so aneinander hängen, sich so unentbehrlich sind, wie wir. Aber freilich, wie würden wir den Sonnenschein schätzen und lieben, wenn wir Sturm und Regen nicht kennten. Was liegt am Ende auch an einem Gewitter; es macht die Luft erst recht rein. Ich habe Dich lieb, recht lieb, ich glaube fast mehr als das Lenerl, und das will viel sagen ... Der Brief ist länger geworden als er sollte, man muß die Frauen nicht schon am ersten Trennungstage so verwöhnen! Es regnet fort, aber im Westen zeigt sich ein lichter Streifen, und es mag sein wie es will, punkt zwölf Uhr nehmen wir unsere Taschen und gehen nach Aussee. Ich zwinge Scholz zum Kauf eines Regenschirms. Beifolgende Gedichte, die wir mitsammen gemacht, sind heute Morgen beim Kaffee geboren. Daneben hat mir Scholz bereits einen neuen Stoff zu einem Lustspiel mitgetheilt, und ich habe ihm die Bildnißarie vorgesungen. Seit fünf Uhr bin ich auf. Scholz schimpft, noch immer im Bett liegend, er hat auch dort seinen Kaffee getrunken, über mein ruheloses Gewissen. Aendert sich das Wetter nur ein bißchen, so beschränken wir uns nicht auf Aussee, sondern besteigen heute noch den Loser! Ich bringe Dir Alpenblumen herunter! Tausend Küsse! Dein guter, lieber, theurer, bester

Mann.

Hallstatt, Freitag den 5. Juli 1861.

Liebste Zerline!

Vor einer Stunde — es ist jetzt 8 Uhr Abends — kamen wir in Hallstatt an. Der Himmel so blau, der See so schwarz, die Berge so grün. Wir kommen vom Loser, und trotz Müdigkeit, Schmutz und trockener Zunge — ich habe den ganzen Tag declamirt und gesungen, um Schulze's*) Melancholie als echter Müller zu bannen — ist mein Herz froh und guter Dinge. Glaube nicht, daß ich vergessen habe, daß Weib und Kind in Dornbach sind, ich habe fortwährend an Dich gedacht und den ziehenden

*) Bernhard Scholz.

Wolken tausend Grüße an Dich mitgegeben. Einer, die in leibhafter Gestalt eines der buckligsten Dromedare blitzschnell vom Dachstein schwarz zum Loser eilte und dort leutselig eine Weile umspähte, um dann in unveränderter Gestalt gegen Gmunden zu traben, habe ich die wunderbaren Shakespeare'schen Verse aus „Antonius und Cleopatra" mitgegeben. Ob sie sie bestellt?

„In deinem Mund und Blick ist Ewigkeit,
„Wonn' auf den Brauen —
„Kein Tropfen Bluts, der Göttern nicht entquoll!"

Der alte Herr v. Loser hat mich diesmal nicht mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Trotz drohendem Himmel brachen wir vorgestern Nachmittags um 3 Uhr von Ischl auf, kamen um 6½ Uhr am Alt-Aussee See an, mietheten einen Holzknecht als Träger, und fort ging es. Nach halbstündigem Marsche fiel ein erfrischender Thau, der sich nach einer weiteren halben Stunde zum prächtigen Gebirgsregen ausbildete. Wir konnten nur langsam vorwärts. Es war zwischen den hohen Bäumen und Felsen fast Nacht. Endlich gegen 9 Uhr kamen wir naß, müde, hungrig bei den Almhütten an. Alles still, die Thüre verschlossen, und jetzt entdeckte uns unser liebenswürdiger Gefährte (ein echter Steirer), die „Menscher" bezögen erst am 16. Juli die Hochalm. Wir öffneten also mit trüben Ahnungen einen der kleinen Paläste und richteten uns so häuslich ein, als es die Mittel erlaubten. Zum Glück hatten wir Wein, viel Wein bei uns. Was konnte uns viel geschehen! Das nasse Holz wurde mit Mühe in Brand gebracht, vor Qualm und Rauch sahen wir uns kaum, der noch durch den Regen, der uns unablässig durch das morsche Dach auf den Herd tröpfelte, vermehrt wurde. Schließlich hörte der Regen auf, das Feuer brannte lustig, die Hütte wurde warm, wir wechselten die Hemden, hüllten uns in unsere Mäntel, die wir sorgfältig vor Nässe bewahrt hatten, sangen und wurden kreuzfidel. Dank dem guten Wein und Rum, den wir mit uns führten. Von diesem Augenblicke begannen Schulze's kleine Leiden. Zwei Flaschen waren glücklich mit Hilfe eines Messers in Ermangelung eines Korkziehers geöffnet. Bei der dritten brach Schulze von einem schönen Messer die Klinge mitten durch. „Ein böses Omen," murmelte er. „Das Messer war mir theuer wie mein Schlachtschwert!" Wir richteten uns jetzt in dem trockensten Theile der Hütte aus einer alten Futterkiste, die drei Fuß breit und fünf Fuß lang war, eine Lagerstätte. Auf dem Boden konnten wir uns nicht lagern. Der war vollkommen durchnäßt. Wir klemmten uns mühsam hinein, legten die Reisetaschen unter das schwere Haupt und deckten uns mit — Holzspänen zu. Bald waren wir sanft entschlafen! Ach, die Jugend, ein reines Gewissen, ein poetischer, zufriedener Sinn und vor Allem drei Flaschen Wein und Rum, mit Zucker und Gebirgswasser gemischt, thun Wunder. Der Führer weckte uns erst um 5 Uhr. Der Kerl hatte sich ebenfalls verschlafen. Uebrigens versäumten wir nichts. Die Sonne schlief ebenfalls noch. Schreckliches Erwachen! Gebrochen, gerädert an allen Gliedern, konnten wir uns kaum der Futterkiste entwinden. Wir blickten uns trübselig an, fuhren Beide mit der Hand nach dem Kopfe und überraschten uns mit dem Geständnisse, daß ein leichter Katzenjammer — —

Der Alpenjüngling hatte während dessen in einer alten Milchbutte frisches Quellwasser geholt; wir überschütteten uns damit und spürten sichtliche Entfernung des Jammers. Dann wurden die Speisereste zusammengesucht, und langsam erstiegen wir den Gipfel. Die frische Alpenluft ist die beste Arznei. In der nächsten halben Stunde

waren Kopfschmerz, Melancholie, alte Futterkiste vollkommen verschwunden, und ungetrübten, heiteren Sinnes konnten wir das große Schauspiel genießen. Der Losergipfel ist vollständiger Gletscher. Ueberall Schnee und Eis. Ich hätte dem alten Kerl diese rauhe Seite bei seinem sonst so milden Charakter gar nicht zugetraut! Wir blieben fast drei Stunden, brachten sogar von mühsam zusammengesuchtem Krüppelholz ein kleines Feuer zustande. Auf dem Heimwege kam mein Freund Schulze (wie er manchmal kühner Jüngling sein kann) auf die unglückliche Idee, mir das „Abfahren" (man steckt den Bergstock zwischen die Beine und gleitet auf der harten Schneefläche blitzschnell hinunter) nachmachen zu wollen. Ich war bereits unten, schaue hinauf, in dem Momente, wie ihm gerade der stützende Stock entgleitet. Mit furchtbarem Getöse und Geschrei: „Aufhalten, aufhalten!" rutscht er die holperige, steile Schneefläche hinunter. Als er in meiner Nähe, greife ich mit aller Macht zu, zerreiße ihm Hemd und Rock, brachte ihn aber zum Stillstand. „Schon wieder ein Unglücksfall," brummte er, „ich sehe deutlich, dieser verfluchte Loser haßt und verfolgt mich." Tief gekränkt stieg er den Hütten zu, wo wir rasteten, und entdeckte dort den Verlust zweier werthvoller Hemdknöpfe. Jetzt war es mit der guten Laune aus, und schimpfend und fluchend kam er mit mir in Aussee an, wo ihn selbst der Genuß eines prachtvollen Seiblings nicht erheitern konnte. Um 6 Uhr legte er sich ins Bett, behauptete steif und fest, an Kolik zu leiden, und keine Bitten und Beschwörungen konnten ihn veranlassen, das Bett zu verlassen. Heute morgen entzog ich ihn dem Bette mit Gewalt und List. Kaum aufgestanden, setzte er sich mit aller Grandezza in den kleinen Wandspiegel, den ich unvorsichtigerweise von der Wand genommen und auf einen Stuhl gelegt hatte. Auf ein Haar hätte ihn dies bewogen, wieder das Bett zu suchen, um, wie er meinte, ferneren Unglücksfällen zu entgehen. Wir fuhren auf dem See, besuchten die alte Platzar und bummelten langsam durch die Wälder nach Hallstatt. Jetzt, während ich schreibe, liegt er auf dem Divan und macht Sonette. Werden die bis morgen fertig, so schicke ich sie mit. Morgen Mittag habe ich einen Brief von Dir. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darauf freue. Entschuldige meine schlechte Schrift, aber Papier, Feder und Tinte sind schlecht, dazu ist meine Hand vom Rudern und vom Bergstocke geschwollen. Morgen beantworte ich Deinen Brief und sage Dir, wie wir von Hallstatt nach Ischl gelangt sind. Hoffentlich passirt Schulze noch irgend etwas.

Wir wollen eben, es ist ½11 Uhr, ins Bett steigen, da entdeckt Schulze den Verlust seines einzigen mitgenommenen Hemdes. Er ist auf dem Punkte, Extrapost zu bestellen, um nach Wien zurückzufahren. Bei weiterer Nachforschung findet er auch seine Cigarrenspitze nicht!

Ischl, 6. Juli.

Wir kommen um 6 Uhr in Ischl an. Schulze hat heute Morgen bis 10 Uhr geschlafen. Ich war in aller Frühe am Waldbachstrub. Der Wasserfall war sehr bei Laune, das Regenwetter hatte ihn reichlich unterstützt. Um 12 Uhr zogen wir gen Ischl, zu Fuß tummelten und bummelten wir, haben richtig sechs volle Stunden gebraucht. Ein guter Fußgänger geht die Strecke in vier Stunden. Eben kommt Dein lieber Brief; wenn Du mir auch nichts frisch Erlebtes schreiben konntest, war es doch aus der Heimat. Ich bliebe gerne noch ein paar Tage in Ischl, aber Schulze, der

Wolken tausend Grüße an Dich mitgegeben. Einer, die in leibhafter Gestalt eines der buckligsten Dromedare blitzschnell vom Dachstein schwarz zum Loser eilte und dort leutselig eine Weile umspähte, um dann in unveränderter Gestalt gegen Gmunden zu traben, habe ich die wunderbaren Shakespeare'schen Verse aus „Antonius und Cleopatra" mitgegeben. Ob sie sie bestellt?

„In deinem Mund und Blick ist Ewigkeit,
„Wonn' auf den Brauen —
„Kein Tropfen Bluts, der Göttern nicht entquoll!"

Der alte Herr v. Loser hat mich diesmal nicht mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen. Trotz drohendem Himmel brachen wir vorgestern Nachmittags um 3 Uhr von Ischl auf, kamen um 6½ Uhr am Alt-Aussee See an, mietheten einen Holzknecht als Träger, und fort ging es. Nach halbstündigem Marsche fiel ein erfrischender Thau, der sich nach einer weiteren halben Stunde zum prächtigen Gebirgsregen ausbildete. Wir konnten nur langsam vorwärts. Es war zwischen den hohen Bäumen und Felsen fast Nacht. Endlich gegen 9 Uhr kamen wir naß, müde, hungrig bei den Almhütten an. Alles still, die Thüre verschlossen, und jetzt entdeckte uns unser liebenswürdiger Gefährte (ein echter Steirer), die „Menscher" bezögen erst am 16. Juli die Hochalm. Wir öffneten also mit trüben Ahnungen einen der kleinen Paläste und richteten uns so häuslich ein, als es die Mittel erlaubten. Zum Glück hatten wir Wein, viel Wein bei uns. Was konnte uns viel geschehen! Das nasse Holz wurde mit Mühe in Brand gebracht, vor Qualm und Rauch sahen wir uns kaum, der noch durch den Regen, der uns unablässig durch das morsche Dach auf den Herd tröpfelte, vermehrt wurde. Schließlich hörte der Regen auf, das Feuer brannte lustig, die Hütte wurde warm, wir wechselten die Hemden, hüllten uns in unsere Mäntel, die wir sorgfältig vor Nässe bewahrt hatten, sangen und wurden kreuzfidel. Dank dem guten Wein und Rum, den wir mit uns führten. Von diesem Augenblicke begannen Schulze's kleine Leiden. Zwei Flaschen waren glücklich mit Hilfe eines Messers in Ermangelung eines Korkziehers geöffnet. Bei der dritten brach Schulze von einem schönen Messer die Klinge mitten durch. „Ein böses Omen," murmelte er. „Das Messer war mir theuer wie mein Schlachtschwert!" Wir richteten uns jetzt in dem trockensten Theile der Hütte aus einer alten Futterkiste, die drei Fuß breit und fünf Fuß lang war, eine Lagerstätte. Auf dem Boden konnten wir uns nicht lagern. Der war vollkommen durchnäßt. Wir klemmten uns mühsam hinein, legten die Reisetaschen unter das schwere Haupt und deckten uns mit — Holzspänen zu. Bald waren wir sanft entschlafen! Ach, die Jugend, ein reines Gewissen, ein poetischer, zufriedener Sinn und vor Allem drei Flaschen Wein und Rum, mit Zucker und Gebirgswasser gemischt, thun Wunder. Der Führer weckte uns erst um 5 Uhr. Der Kerl hatte sich ebenfalls verschlafen. Uebrigens versäumten wir nichts. Die Sonne schlief ebenfalls noch. Schreckliches Erwachen! Gebrochen, gerädert an allen Gliedern, konnten wir uns kaum der Futterkiste entwinden. Wir blickten uns trübselig an, fuhren Beide mit der Hand nach dem Kopfe und überraschten uns mit dem Geständnisse, daß ein leichter Katzenjammer — —

Der Alpenjüngling hatte während dessen in einer alten Milchbutte frisches Quellwasser geholt; wir überschütteten uns damit und spürten sichtliche Entfernung des Jammers. Dann wurden die Speisereste zusammengesucht, und langsam erstiegen wir den Gipfel. Die frische Alpenluft ist die beste Arznei. In der nächsten halben Stunde

waren Kopfschmerz, Melancholie, alte Futterkiste vollkommen verschwunden, und ungetrübten, heiteren Sinnes konnten wir das große Schauspiel genießen. Der Losergipfel ist vollständiger Gletscher. Ueberall Schnee und Eis. Ich hätte dem alten Kerl diese rauhe Seite bei seinem sonst so milden Charakter gar nicht zugetraut! Wir blieben fast drei Stunden, brachten sogar von mühsam zusammengesuchtem Krüppelholz ein kleines Feuer zustande. Auf dem Heimwege kam mein Freund Schulze (wie er manchmal kühner Jüngling sein kann) auf die unglückliche Idee, mir das „Abfahren" (man steckt den Bergstock zwischen die Beine und gleitet auf der harten Schneefläche blitzschnell hinunter) nachmachen zu wollen. Ich war bereits unten, schaue hinauf, in dem Momente, wie ihm gerade der stützende Stock entgleitet. Mit furchtbarem Getöse und Geschrei: „Aufhalten, aufhalten!" rutscht er die holperige, steile Schneefläche hinunter. Als er in meiner Nähe, greife ich mit aller Macht zu, zerreiße ihm Hemd und Rock, brachte ihn aber zum Stillstand. „Schon wieder ein Unglücksfall," brummte er, „ich sehe deutlich, dieser verfluchte Loser haßt und verfolgt mich." Tief gekränkt stieg er den Hütten zu, wo wir rasteten, und entdeckte dort den Verlust zweier werthvoller Hemdknöpfe. Jetzt war es mit der guten Laune aus, und schimpfend und fluchend kam er mit mir in Aussee an, wo ihn selbst der Genuß eines prachtvollen Seiblings nicht erheitern konnte. Um 6 Uhr legte er sich ins Bett, behauptete steif und fest, an Kolik zu leiden, und keine Bitten und Beschwörungen konnten ihn veranlassen, das Bett zu verlassen. Heute morgen entzog ich ihn dem Bette mit Gewalt und List. Kaum aufgestanden, setzte er sich mit aller Grandezza in den kleinen Wandspiegel, den ich unvorsichtigerweise von der Wand genommen und auf einen Stuhl gelegt hatte. Auf ein Haar hätte ihn dies bewogen, wieder das Bett zu suchen, um, wie er meinte, ferneren Unglücksfällen zu entgehen. Wir fuhren auf dem See, besuchten die alte Platzar und bummelten langsam durch die Wälder nach Hallstatt. Jetzt, während ich schreibe, liegt er auf dem Divan und macht Sonette. Werden die bis morgen fertig, so schicke ich sie mit. Morgen Mittag habe ich einen Brief von Dir. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich darauf freue. Entschuldige meine schlechte Schrift, aber Papier, Feder und Tinte sind schlecht, dazu ist meine Hand vom Rudern und vom Bergstocke geschwollen. Morgen beantworte ich Deinen Brief und sage Dir, wie wir von Hallstatt nach Ischl gelangt sind. Hoffentlich passirt Schulze noch irgend etwas.

Wir wollen eben, es ist ½11 Uhr, ins Bett steigen, da entdeckt Schulze den Verlust seines einzigen mitgenommenen Hemdes. Er ist auf dem Punkte, Extrapost zu bestellen, um nach Wien zurückzufahren. Bei weiterer Nachforschung findet er auch seine Cigarrenspitze nicht!

Ischl, 6. Juli.

Wir kommen um 6 Uhr in Ischl an. Schulze hat heute Morgen bis 10 Uhr geschlafen. Ich war in aller Frühe am Waldbachstrub. Der Wasserfall war sehr bei Laune, das Regenwetter hatte ihn reichlich unterstützt. Um 12 Uhr zogen wir gen Ischl, zu Fuß tummelten und bummelten wir, haben richtig sechs volle Stunden gebraucht. Ein guter Fußgänger geht die Strecke in vier Stunden. Eben kommt Dein lieber Brief; wenn Du mir auch nichts frisch Erlebtes schreiben konntest, war es doch aus der Heimat. Ich bliebe gerne noch ein paar Tage in Ischl, aber Schulze, der

eben wieder einmal ins Bett steigt, drängt mich nach Salzburg. Auch dort wird er keine Ruhe haben. Ihn zieht's nach München. Nun, meinetwegen, ich habe mich plötzlich so über und über voll Natur gesogen, daß mir der Verkehr mit Stadt und Kunst nicht unangenehm sein wird. Einer meiner ersten Besuche wird Kaulbach gelten; dann besuche ich den Tegernsee, Starhemberg ꝛc. Deinen ausführlichen Brief schicke nach München, poste restante. Gleich nach meiner Ankunft schreibe ich Dir von dort.

Tausend Grüße und Küsse,

Dein L. G.

Juli 1861.

... München ist eine Wunderstadt trotz des scheußlichen Klimas. Ueberall treten uns Kunst und freie Institutionen entgegen, man fühlt sich so sicher und frei, so gehoben, der Einzelne ist hier wirklich ein Theil des Ganzen und gerirt sich auch so. Im Uebrigen bietet mir München zahllose kleine Ueberraschungen. Man geht ahnungslos in eine kleine Gasse hinein und steht plötzlich vor der Isar, die Einem trübsinnig und gelb entgegenrauscht, man biegt in eine Seitengasse, diese Seitengasse hat keinen anderen Zweck, als uns in ein Bierhaus zu führen, und wie merkwürdig praktisch ist der Mensch, er will nichts umsonst gethan haben. Gewöhnlich, man kann sagen immer, geht man dann ins Bierhaus, um einen Schoppen zu trinken. Du glaubst gar nicht, wie viel Zeit das raubt. Am meisten bin ich mit Bodenstedt zusammen, dessen augenblickliche Arbeiten für mich einen unendlichen Reiz haben. Er übersetzt die Sonette Shakespeare's. Diese sind von so wunderbarer Schönheit, daß mein Gemüth mit den glitzernden Thautropfen dieser Himmelspoesie förmlich getränkt ist. Die Pinakothek ist ein so wunderbar schönes Gebäude, daß dieser Rahmen, in dem die Meisterwerke alter und neuer Meister gefaßt sind, mir fast noch besser gefällt als die Bilder selbst.

Ich mache Alles durch, habe sogar mit den Studenten einer Vorlesung Bodenstedt's über „Hamlet" beigewohnt. Kaulbach hat mich sofort wieder erkannt und metamorphosirte meinen schön gebildeten Namen in Cabillan. Pecht, der Herausgeber der Schiller-Gallerie, arbeitet an den Goethe'schen Figuren in ähnlicher Weise. Auch diese sollen nächstens erscheinen. So kannst Du Dir vorstellen, in welchen Schätzen ich wühle. Heute Nachmittag bin ich bei Heyse zum Kaffee. Der Arme ist sehr gedrückt, seine Frau ist bedenklich leidend.

Ich kann mir kaum eine Vorstellung machen, wie mir sein wird, wenn der Wagen vor dem kleinen Hause in Dornbach hält, Du den steilen Weg mir entgegen kommst, Leni sich vorsichtig festhaltend beim Heruntersteigen der Stufen Dir nachtrippelt. Wir wollen in den Ferien noch einige glückliche, recht glückliche Tage verleben und das Alles, was wir gewonnen, redlich theilen.

Dein L. G.

9. October 1861.

Liebe Betty!

Ihr Abschiedsbrief hat mich tief bekümmert. Ich sehe daraus, daß Sie viel Unangenehmes erfahren, und Sie wissen, meine Freundschaft ist stark genug, einen Theil

des Kummers auf meine Schultern zu laden, indem ich Alles, was Sie betrifft, lebhaft mitempfinde und fühle. Auch mir geht es herzlich schlecht. Ich habe in letzter Zeit schwerer geathmet denn je. Ich bin fast krank vor Melancholie und muß Alles in mich hineinfressen mit lächelndem Munde, um Zerline, die leidend ist, nicht zu alteriren. Ohne alle Vorbereitung zeige ich Ihnen den Tod der alten Witch an. Ich sag's Ihnen ganz allein, es hat mich bittere Thränen gekostet. Im Augenblick, wo mir die alte Freundin unwiederbringlich verloren war, fühlte ich erst, wie eng ich mit ihr zusammenhing. Sie wurde boshaft bis zum Exceß, Niemand außer mir durfte sich ihr nahen, sie riß dem Mädchen, das ihr Milch brachte, buchstäblich die Kleider vom Leibe. Das ganze Haus gerieth in Aufregung, die sich aufs höchste steigerte, als die Alte am nächsten Morgen ohne jegliche Veranlassung aus dem Hause stürzte und dem Hauswirth an die Brust sprang. Glücklicherweise widerstand seine dicke Jacke dem Bisse. Bei meinem Erscheinen war sie gehorsam wie ein Kind, legte sich mir zu Füßen und leckte mir die Hand. Sie können sich meine Angst denken. Ich setzte ihr Wasser vor. Sie trank ganz harmlos. Trotz Allem wäre es gewissenlos gewesen, sie länger am Leben zu lassen. Blausäure war nicht zu bekommen und nicht um 1000 Gulden hätte ich sie fremden Händen übergeben. Ich lud mein Jagdgewehr mit Kugeln, nahm die Alte, führte sie auf den Hügel hinter unserem Hause. Ich nahm sie auf den Arm; das alte Thier, ganz erstaunt über die ungewohnte Zärtlichkeit, heulte vor Freuden und legte oder preßte vielmehr ihre Pfoten fest um meinen Hals, als wolle sie mich nicht lassen, und dabei leckte sie mich mit einer Behendigkeit, wie in ihren jungen Jahren. Ich biß die Zähne zusammen und setzte sie auf den Boden, schoß sie nieder und traf sie so glücklich, daß sie ohne einen Laut, ohne eine Bewegung todt umsank. Mir war, als hätte ich einen Mord begangen. Meine Frau sagte mir, ich sei leichenblaß gewesen, wie ich den Berg mit langen, unsicheren Schritten hinunter gestolpert sei. Ein Dritter würde sich über diesen Brief höchlich amüsiren, Sie aber, liebe Betty, wissen, daß man mit Recht von der alten Freundin sagen konnte: „Ihr werdet nimmer ihres gleichen sehen". Jetzt liegt sie in Dornbach unter dem Apfelbaum begraben, und mir ist, ich sage es ohne Scheu, als müßte ich sie mit meinen Händen wieder herauskratzen. Also weiter! Heute Nachmittag zeigte mir Laube in seiner liebenswürdigen, formvollen Schreibweise an, daß Lewinsky, auf die Theatergesetze gestützt, den „Richard" zu spielen wünsche, er diesem Wunsche Rechnung trüge und also bei der nächsten Aufführung ich auf die Rolle verzichten müsse. Ich wußte es und doch that es mir unendlich weh.

15. October 1861.

Ich wurde hier zufällig unterbrochen, und mehrere Tage vergingen, ehe ich mir selber so weit zugänglich wurde, Ihnen frei und sicher schreiben zu können. Sie wissen, ich bin in gewisser Beziehung eine langsame Natur, es geht mir wie guten Tuchröcken, die lange dem Regen widerstehen, dann aber, wenn sie endlich durchgeweicht, doppelt schwer und naß auf dem Körper liegen. Ich war fünf bis sechs Tage vollständig unbrauchbar und melancholisch, jetzt ist Alles überwunden. Sanft ruhe die alte Witch! Im Theater jagt ein Unerquickliches das andere. „Heinrich IV." ist entschieden abgefallen. Der Boßler'sche Abschiedsabend, der am 12. stattfand, war das einzige wichtige

Ereigniß. Alles ging wie gewöhnlich. Zahllose Hervorrufe, Thränen, übliche Abschiedsrede. Wahrscheinlich wird Ihnen in Szaros-Patak*) das „Fremdenblatt" oder „Presse" ꝛc. nicht fehlen. So brauche ich Ihnen den interessanten Zwischenfall nicht zu erzählen, daß die jungen Mitglieder diesmal, weil die Alten sich zurückgezogen hatten, die Abschiedsfeier allein begingen.

Leben Sie wohl,

Ihr Gabillon.

Wien, 1. November 1861.

Liebe Betty!

Zerlinens Leiden fesselt mich mehr denn je ans Haus, meine Beschäftigung im Theater ist gleich Null, so läuft mein Leben in engen Kreisen. „Die Fabier" waren dreimal, das Stück wurde übrigens miserabel gespielt. — La Roche ist schwer vom Schicksal heimgesucht, sein Sohn, der Stolz und die Freude seines Lebens, hat plötzlich quittiren müssen, bis jetzt weiß man den Grund nicht, tausend Gerüchte circuliren, die aber alle documentiren, daß er ein mauvais sujet sei. Der Alte ist wie umgewechselt, der letzte Rest von Kraft in ihm ist gebrochen. Was mögen Mutter und Schwester leiden! Am 10. ist „Wallenstein's Lager" und die „Piccolomini", am 11. „Wallenstein's Tod". Ich spiele den „Terzky", ein bitterer Trank. Ich lerne schon geraume Zeit und kriege nichts in den Kopf. Wie soll ein Künstler etwas leisten, wenn er mit Ekel und Abscheu an die Aufgaben geht! Käme eine einzige gute Rolle, ich würde zufrieden sein. — Aber nichts von Bedeutung, keine Aussicht; es ist ein mühevolles Leben. Bei Gott — ich wünschte, ich wäre erst stumpf, um diese Scorpionstiche nicht mehr zu fühlen. — Ich bin sehr niedergeschlagen und werde es täglich mehr, da ich mir den Trost selber geben soll und die Stütze und den Halt in mir selber suchen muß. — Es ist fortwährend trüber Himmel und Nebel, vielleicht wird's besser, wenn die Sonne wieder scheint. Sie wissen, ich kann ohne Luft und Licht nicht leben!

Leben Sie wohl und schreiben Sie bald — gleich!

Ihr L. G.

18. November 1861.

Liebe Betty!

Eben im Begriffe, die Feder in Weihrauch und Rosenöl zu tauchen, um einen Hymnus auf „Elisabeth" loszulassen, erhielt ich Ihren Brief. Ich beantworte ihn in derselben Minute. Ich sitze seit drei Tagen zu Hause und sehe Alles doppelt. Sie wissen, ich habe Manches vor anderen Sterblichen voraus, so auch die Art des Schnupfens, dessen Qualität und Potenz mir das Bekenntniß abringt, daß der status quo ante doch ein glücklicher, ein erträglicher war. Also, wenn ich jetzt den status quo wieder erreiche, denn kein Schnupfen währt ewig, dann mir lebhaft vergegenwärtige, daß die „Wallenstein's" glücklich vorüber sind, so bleibt mir schließlich noch ein Plus, für das ich eigentlich dankbar sein sollte. Was soll ich Ihnen über „Wallenstein" berichten?

*) Schloß der Fürstin Bretzenheim, wo Betty Paoli wiederholt zu Gast war.

Schaudervoll, höchſt ſchaudervoll! Ida*) hatte durch einen wunderbar treffenden Witz alle meine Witze erſtickt. Ich ſtrecke die Waffen. Sie ſagt, Wagner war kein Generaliſſimus, höchſtens ein Oberſtlieutenant, und wer dieſen ſchwankenden, kauenden, kopfbeutelnden, geiſtig total unbedeutenden, ewig marklos declamirenden „Wallenſtein" geſehen, der ſieht zu Ida auf und ruft: „Ein Daniel iſt gekommen, ein weiſer Daniel!" Aber was ſollen wir uns täuſchen? Laube hat ſechs Abende mit ihm an dem Meiſterwerke gearbeitet, und Laube's Wahlſpruch iſt: „Ich mache die Schauſpieler, ich habe Wagner den ‚Wallenſtein' einſtudirt, folglich iſt Wagner als ‚Wallenſtein' gut." Förſter als „Oberſt Wrangel" bewies uns, daß die Anſicht, die Schweden ſeien die Franzoſen des Nordens, eine ganz irrige ſei. Er copirte trefflich einen Holſteiner Pächter, deſſen Organ und Sprechweiſe eine Reclame für die von ihm fabricirte vortreffliche Butter war. Da die Extreme ſich berühren, war Franz in der mageren Richtung ebenſo unausſtehlich. Die B... als „Thekla" war etwas bürgerlich, wodurch die geiſtvolle Künſtlerin vielleicht andeuten wollte, daß ſie, obwohl Friedland's Tochter, doch beſcheiden und nicht ſtolz ſei. Die häufig geballte Hand, der harte, manchmal ſogar rauhe Ton war eine treffliche Zeichnung des thatkräftigen Mädchens, das echte Erzeugniß des dreißigjährigen Krieges. Mir wurde durch dieſe Darſtellerin klar, daß Schiller bei der Zeichnung dieſes Charakters ſich zu ſehr von ſentimentalem Schwunge habe hinreißen laſſen. Er fühlte das ſpäter ſelber und läßt dann, um den Fehler zu corrigiren, „Wallenſtein" das Epitheton „ſtark" auf ſeine Tochter anwenden. Sollte es Sie intereſſiren, daß die Rettich als „Gräfin Terzky" den hiſtoriſchen Paradeisvogel trug, ſo zeige ich es hiermit an. Das Publicum war lau, die Claque nicht energiſch genug.

Leben Sie wohl und glückliche Reiſe!

Ihr Gabillon.

Wien, 4. October 1863.

Liebe Betty!

Sie ſind glücklich angelangt am ſchönen Meere und athmen friſche, freie Luft. Was das kleine Intermezzo betrifft, ſo kann ich Sie kaum bedauern, dergleichen würzt eine lange Fahrt, die betäubten Nerven und der damit verbundene apathiſche Zuſtand bekommen einen heilſamen Puff, und wenn der erſte Schreck vorüber, freut man ſich unendlich über das Abenteuer. Ich muß Sie nachträglich um Verzeihung bitten, daß ich ſo zerſtreut und unruhig von Ihnen Abſchied genommen. Sie, die faſt immer ſchwarz und in heiterer Stimmung grau blickende Caſſandra, ſehen darin vielleicht ſchon Freundſchaftsbruch, zum mindeſten Gleichgiltigkeit, aber Sie wiſſen, was in letzter Zeit Alles auf uns eingeſtürmt; der beſte Muth, die ſtärkſte Energie müſſen unter hämiſchem Drucke erlahmen, wenn man keinen Ausweg ſieht, keine Beſſerung, nicht einmal eine Aenderung erwarten darf. So müſſen Sie Geduld mit mir haben, ich bin in übler Lage und Stimmung, Sie müſſen das mittragen, „dafür ſind Sie mein Freund", wie der ſelige Scholz ſagte. Ich ſpiele faſt täglich und muß daneben die abſcheulichſten Rollen zweiten und dritten Ranges mit aller Mühe, mit allem Fleiße ſtudiren, denn

*) Ida v. Fleiſchl-Marxow, Betty Paoli's Lebensfreundin, in deren Hauſe die Dichterin bis an ihr Lebensende wohnte.

wehe mir, wenn ich nachlasse. Und doch erreiche ich mit dem rastlosesten Eifer nur negative Vortheile, man wirft mich nicht zu Kirschner und Rettich — das ist Alles! Das Publicum urtheilt nach den mehr oder weniger dankbaren Rollen, und der Ausspruch Ludwig Devrient's, so barock er ist, hat unendlich viel Wahres: „Die dramatische Kunst ist die Kunst, dankbare Rollen zu erhalten." Förster muß auf diese Weise ein großer Künstler werden. Laube gibt mit bekanntem Takt am 18. October den „Andreas Hofer". Ich spiele den zweiten Liebhaber „Lacoste", Herr Förster die mir gebührende Rolle des „Speckbacher". Förster ist Alles, mehr als Laube, er hat schon jetzt alle Fäden der artistischen Leitung in Händen, und nolens volens müßte er bei etwaigem Rücktritte Laube's wenigstens provisorisch mit der Leitung des Burgtheaters betraut werden. Doch genug, übergenug! „Richard II." lief mit getheiltem Erfolge vom Stapel. Sie wissen, was ich voraussagte, es fehlt dem Wagner die Jugend. Nur der Jugend verzeiht man Dummheit und Lumperei, und in beiden Sachen war der selige zweite Richard stark.

Schreiben Sie bald und viel,

Ihr Gabillon.

Liebste Betty!

Ich hätte Ihnen längst ausführlich geschrieben, wenn nicht neben einer wirklich ermüdenden Beschäftigung jeder Tag so viel des Unangenehmen brächte, daß man schließlich kaum noch den Kopf über Wasser halten kann. Ein neuer Krieg zwischen Laube und Zerline ist ausgebrochen, und diesmal scheint die Sache so ernst, so drohend, daß man sich eben auf Alles gefaßt machen muß. Es widert mich an, das wieder durchzukäuen — in Kürze: sie soll die „Prinzessin von Bouillon" in „Adrienne Lecouvreur" übernehmen und weigert sich entschieden. Laube schob seine verletzte Autorität vor, wandte sich an den noch abwesenden Oberstkämmerer, von dem der Bescheid kam, sie hätte unter allen Umständen die Rolle zu spielen, wenn sie nicht ihre Stellung gefährden wolle. Jeder Sachverständige wird Zerlinen in diesem Falle recht geben und es ist doch ärger als die Knute: ohne Grund nimmt man ihr die brillante Rolle der „Adrienne" und will sie jetzt überdies in zweiter Linie neben die Rivalin stellen. Sie ist fest entschlossen, das Aeußerste über sich ergehen zu lassen. Sie können wohl denken, daß die Stimmung im Hause keine angenehme ist, und ich sehne mich herzlich danach, mit Ihnen, meiner einzigen Freundin, ein paar Tage zusammen zu sein, um zu erwägen, zu besprechen, was zu thun sei, vor Allem aber durch eine gleichgestimmte, treue Seele einige Balance wieder zu erhalten! Leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen!

October 1863. Ihr L. G.

October 1863.

Eine wohlthätige Grippe entzieht mich wieder auf einige Tage der angenehmen Gesellschaft des Herrn v. Rhoden, des La Coste ꝛc. Ich muß das Zimmer hüten

und fühle mich recht unwohl, aber trotzdem „still durch meine Seele zieht liebliches Geläute". Ich konnte mich so lange nicht besuchen und genieße mich jetzt so recht con amore. Ich bin doch unendlich amüsant, das merke ich immer erst, wenn ich lange nicht mit mir verkehrt habe. Der „Hofer" war ein Nagel zu meinem Sarge. Ich habe mich selten auf Proben so geärgert. All diesen Unsinn aus Lebensberuf mit vollem Ernst mitmachen zu müssen, ist schauerlich. Mir war wie jenem Gentleman, der von seinem Feinde mit der Pistole in der Hand auf freiem Felde gezwungen wurde, Gavotte zu tanzen. Verlangen Sie keine eingehende Kritik von mir. Einige Striche werden genügen, Ihnen ein Bild aufzurollen, das Sie lebhaft an Daum's „Elysium" erinnern würde, hätten Sie selbes jemals gesehen. Wagner that, was er konnte, und sah prächtig aus, und kein Mensch kann mehr, als er eben kann! Franz' „Marschall Lefebvre", der wirkliche gerechte Vicecorporal der „heiligen Hermandad", schnitt so furchtbare Gesichter, daß ich als sein Leibadjutant alle Augenblicke in Versuchung kam, ihm ein Doverisches Pulver anzubieten. Fichtner („Eugen Beauharnais") spielte so deutsch-gravitätisch-gemüthlich, daß sich der „Hofer" ein Exempel daran hätte nehmen können. Der einzige Lichtpunkt war Papa Anschütz als „Pater Maier". Er sprach seine kleine Erzählung mit einer Kraft und Meisterschaft, daß man sich unwillkürlich sagen mußte, das alte Burgtheater mit seinen früheren Größen ist kein leerer Wahn. Von ihm, von „Speckbacher", sollte ich eigentlich ganz schweigen! Von der Inscenesetzung brauche ich Ihnen nur zu sagen, daß 22 Tiroler und 18 Franzosen sämmtliche Schlachten am Berge Isel besorgten. Als besonderes Curiosum theile ich ihnen noch mit, daß am Schlusse des zweiten Actes die Volkshymne von eben jenen 22 Tirolern gesungen wird.

— —

Uebrigens war der Fürst A. in seiner Loge, und ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, wie ihm die Geschichte gefallen. Ich habe den Fürsten lange Zeit hindurch beobachtet — wenn einerseits auf dem feinen Gesicht eine gewisse Weiche und Unentschlossenheit liegt, so sind andererseits starke Merkmale von eigensinniger Hartnäckigkeit darin, und täuscht mich nicht Alles, so hat Laube ihm vis-à-vis bereits verspielt.*) Doch Sie wissen den glücklichen Ausgang der „Adrienne"-Geschichte noch nicht. Nach dem imperatorischen Befehl des Fürsten durch Raymond in höchst unangenehmer Form Zerlinen mitgetheilt, ging sie zu Laube, ihm anzeigend, daß sie die gesetzliche Strafe mit allen Consequenzen über sich ergehen lasse, die Rolle der „Prinzessin" aber unter keiner Bedingung spiele. Laube, aufs äußerste bestürzt, handelt mit Zerline um jeden Fußbreit Landes, beiläufig in liebenswürdigster Form, und das Resultat war, um es kurz zu machen, daß er ihr die Rolle der „Prinzessin" ganz nahm und sie der wiederengagirten Frau Bartelmann zutheilte, die nach kurzem, glücklichem Ehestande ihren Gemahl jetzt in München über die Veränderungen menschlicher Charaktere nachdenken läßt! Hätte Laube unbedingten Rückhalt am Fürsten gefunden, er wäre anders aufgetreten. Der Fürst hat, da Laube sich auf seinen Contract stützte, der besagt, er habe in artistischen Sachen allein zu entscheiden, allerdings nachgegeben; es kömmt aber darauf an, wie er nachgegeben. Doch genug davon, die Geschichte hat uns kummer-

*) Einige Monate später sind vom Fürsten Vincenz Auersperg auch neue Instructionen erlassen worden, die die Machtvollkommenheit des Directors einschränken sollten, doch traten dieselben kaum in Kraft, da die Kränklichkeit des Fürsten ihn daran hinderte, selbst entscheidend in die Theaterangelegenheiten einzugreifen.

volle Stunden in Ueberfluß gemacht. Heinrich ist jetzt gegen uns Beide die Freundlichkeit selbst, was mich aber durchaus nicht zu vertraulicher Annäherung verleitet!

Kommen Sie bald und recht gesund zurück,

9. Februar 1864. Ihr L. G.

Liebe Betty!

... Ich habe Ihnen vom Theater wenig Neues zu referiren. Alles geht den gewohnten Schlendrian. „Pitt und Fox" hat, wie Sie wohl aus den Zeitungen gesehen, ziemlichen Erfolg gehabt und macht volle Häuser. Du lieber Himmel, wie bescheiden das Publicum in seinen Ansprüchen wird. Es gibt nichts Grobkörnigeres als dies Ding; aber je mehr Hanswurst, desto größere Wirkung. Se. Durchlaucht haben gnädigst geruht, mir ein Spielhonorar von 5 fl. zu bewilligen, mir dafür aber 300 fl. von irgend einem Posten meiner Gage abgezogen. Nun, da können Sie sich gleich ein passendes norddeutsches Sprichwort merken; ich habe mir gedacht: „Klein Vieh macht auch Mist!" und bin zufrieden! ...

L. G.

„Den echtesten aller Gabillon's" nennt Minor „den grimmen ‚Hagen' in Hebbel's ‚Nibelungen', leider nur bloß im Bilde für alle Zeiten festgehalten in der Erzstatue der Villa Gabillon, dem sinnigen Geschenke der Collegen vom Burgtheater an den Jubilar. Was von Kunst und Fertigkeiten in dem vielbegabten Manne steckte, das trat in dieser einzigen Rolle in die Erscheinung und umgekehrt: sie verlangte nichts, was er nicht besaß. Gabillon war der ‚Hagen', nicht bloß des Burgtheaters, sondern überhaupt. Der ‚Hagen' gab ihm freien Spielraum für das Maß von äußerer Bewegung, dessen er in jeder Rolle bedurfte: hier konnte er Speere schleudern, hier war er Jäger, Fährmann, Kämpfer. Es war ein Bild, strotzend von gesunder männlicher Kraft, ein wiedererstandener Recke." Das Urtheil deckt sich mit Ludwig Speidel's Meinung: „die größte Rolle seines Repertoires, seine Rolle schlechtweg, möchte man sagen, ist der ‚Hagen' in Hebbel's ‚Nibelungen'. Da findet er Raum für sein Reckenthum; da darf er schwelgen in Heldenthaten, da darf er sein, wie er ist, tapfer und treu." Ueber ein Menschenalter war Gabillon der „Hagen" des Burgtheaters; dem „Hagen" in „Siegfrieds Tod" (1863) folgte 1871 der „Hagen" in „Kriemhilds Rache". Als zwanzig Jahre später, 1891, unter Burckhard „Die Nibelungen" wieder aufgenommen wurden, schrieb Gabillon in sein Tagebuch: „Wie wird's mir heute Abend gehen? Bin ich noch der starke Mann? Habe ich noch die

eiſerne Energie, eine Müdigkeit, die durch wochenlange Arbeit, reine Schinderei, hervorgerufen, auch den ſtärkſten Mann ergriffen hätte, zu überwinden und den ‚Hagen', das Wahrzeichen meines Theaterlebens, voll und ganz hinzuſtellen? Angſt habe ich, aber an Muth und Entſchloſſenheit fehlt's mir doch nicht. Nur 'rin ins Feuer — das richtige Eiſen kommt als Stahl heraus." Am nächſten Morgen fuhr er fort: „Ueberſtanden! — Ich bin voll und ganz mit mir zufrieden und die Anderen ſind's auch. Sämmtliche Blätter überſtrömen von Anerkennung. Ich werde geradezu verherrlicht. Ich fühle noch die alte Kraft, die auch heute durch ſtarke Technik — die ich leider erſt in den letzten zwölf Jahren erworben — erhöht wird. Ich darf mit Stolz ſagen, heute, mit 66 Jahren, ſpiele ich den mächtigen ‚Hagen' in jeder Beziehung mächtiger, als vor 28 Jahren, wo das Stück zum erſtenmale gegeben wurde." Nach dieſem Selbſtbekenntniß war es begreiflich, daß Gabillon zwei Jahre ſpäter, 1893, auch bei ſeinem 40jährigen Burgtheater-Jubiläum den „Hagen" für den Feſtabend wählte. Und auch inmitten des Jubelſturmes that er ſeine Pflicht. Gabillon's „Hagen" war und blieb des Burgtheaters und Hebbel's würdig.

Außerordentliche Vorausſetzungen trafen zu dieſem außerordentlichen Gelingen zuſammen. Gabillon ſtand vom Anfang ſeines Aufenthaltes in Wien mit Hebbel in perſönlichem Verkehr. Er kannte die „Nibelungen" noch im Manuſcript. Ihm war Art und Kunſt, das innerſte Weſen des Landsmannes, die geheimſte Abſicht des Dichters vertraut. Der Dithmarſcher fand ſolches Wohlgefallen an dem Mecklenburger, daß er ihm auf ſtundenlangen Spaziergängen alle möglichen Arbeitspläne entrollte, über alle Dinge des Himmels und der Erden philoſophirte und zwiſchendurch viel aus ſeinem Leben erzählte, ſo viel, daß Emil Kuh, als er an die Ausarbeitung ſeiner Biographie ging, Gabillon um eine Denkſchrift bat. Er willfahrte dieſem Wunſche ſofort, und einer der merkwürdigſten Züge aus dem Jugendleben des Dichters ſtammt aus dieſem Memorandum: wie ein vor Gericht geladener Knecht, auf wiederholtes Drängen des Kirchſpielvogtes Mohr in Weſſelburen, zu antworten, endlich ſagte: „Watt ſchull ik denn ſeggen, ik bun ja all dood!" und nach dieſen Worten wirklich vom Schlage gerührt zuſammenſtürzt. Die anderen Blätter von Gabillon's Aufzeichnungen ſind nach Emil Kuh's Tod an Rudolf Valdek gelangt und leider weder in deſſen Nachlaß, noch in Felix Bamberg's Papieren oder von Hebbel's Witwe wiedergefunden worden. Hebbel's Briefe an Gabillon ſind verzettelt worden, ſo daß von ihren vielen gemeinſamen Erlebniſſen nur ein paar Anekdoten durch gelegentliche Ueberlieferung ſich erhalten haben. So die er-

götzliche Geschichte, wie Gabillon den Dichter einmal wieder in seinem Orther Häuschen besucht, und Hebbel in heller Verzweiflung findet. Hebbel wollte einen kleinen Zubau aufführen lassen, von dem er selbst erklärte: „So viel Mühe hat mir kein Act eines Trauerspieles gemacht, wie dieser Entschluß." Zuvor hieß es aber, den Bauconsens von dem zuständigen Bezirksamte zu erwirken. Und der große Denker und Dichter war vollkommen rathlos, wie eine solche Eingabe zu stylisiren sei. Ungläubig und verwundert sah er Gabillon an, als sich dieser erbot, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Und als der künftige „Hagen" gar mit dem just zur Hand liegenden Bleistift das Gesuch zu Papier brachte, sagte Hebbel im Tone tiefster Ueberzeugung: „Ich danke Ihnen! das ist sehr bedeutend!" — Gewichtiger war das Wort des Dichters, als Gabillon bei der Generalprobe der „Nibelungen" wissen wollte, ob Hebbel mit seiner Maske zufrieden sei. Auf die Frage: „Wie seh' ich aus?" folgte die lapidare Erwiderung: „Wie ein Gewitter!"

Man kann die Erscheinung des Gabillon'schen „Hagen" nicht bündiger und markiger charakterisiren. Diesem Tronjer glaubte man wirklich unbesehen, daß nur ein Siegfried ihm an Körperkraft gewachsen sei, daß er im Stande sei, Felsblöcke spielend in den Rhein zu schleudern. In Wien insbesondere hatte Gabillon als Fechter und Ringer Proben ungewöhnlicher Leibesstärke gegeben, einmal sogar auf einer Privatbühne: „Zu Anfang der Fünfzigerjahre" — so berichtet uns der Wiener Graveur Johann Schwerdtner — „lebten in Wien zwei Mäcene der dramatischen Kunst: Baron Dietrich, der ein eigenes Theater im Jahre 1852 erbaute (das spätere Sulkowsky'sche Theater bei der Matzleinsdorferlinie) und Baron Pasqualati, der im Jahre 1853 im Schönborn-Palais in der Laudongasse (spätere Ackerbau-Hochschule) den ganzen ersten Stock zu einem sehr schönen Saaltheater umbauen ließ. Die beiden hohen Herren machten sich Concurrenz in den Aufführungen, aus welchen Baron Pasqualati siegreich hervorging und sein Theater bis 1860 aufrecht erhielt. Eigentlich war es die Frau Baronin, geb. Vogl, welche mit Energie das Scepter führte, selbst mitspielte und später das Harmonietheater (jetzt Orpheum) erbaute. Von den älteren Künstlern gibt es beinahe keinen, welcher nicht auf der Pasqualati'schen Bühne gestanden hätte. Dort wurde alljährlich für den ersten Altersversorgungsverein „Perseverantia" in Dresden ein größeres Stück aufgeführt, in welchem oft mehrere Hofschauspieler gastirten. Ende des Jahres 1857 wurde für obigen Zweck Raupach's „Isidor und Olga" gegeben. Unter Mitwirkung Gabillon's als „Wolodimir", Franz als

„Oſſip", Baronin Pasqualati als „Gräfin", Schreiber dieſes als „Iſidor". Ich war nach dem Rücktritte von Roderich Anſchütz Regiſſeur geworden, ich hatte daher nicht nur die Aufgabe, ſelbſt zu ſpielen, ſondern auch die Vorſtellung zu leiten. Die Leſeprobe war bei Gabillon, in der Mariahilferſtraße; danach wurde im Theater probirt und Alles ging bei der Aufführung am Schnürchen, nur im dritten Acte ſollte ich eine Ueberraſchung erleben: „die Gräfin" iſt als Gaſt beim Fürſten „Wolodimir", „Iſidor", ſein Bruder, muß als Leibeigener Beide bei Tiſch bedienen. Die „Gräfin" liebt „Iſidor", welcher in ſeiner Herzensaufregung Wein beim Einſchenken verſchüttet, und Gabillon hatte mich mit den Worten: „Elender Sclave!" zur Seite zu ſchleudern, er packte mich jedoch mit nerviger Fauſt an der Bruſt unter dem Halſe, hob mich auf und ſtellte mich, den Ueberraſchten, der den Boden unter den Füßen verloren hatte, knapp an die Rampe des Theaters. Er ſpielte weiter, ohne ſich um mich oder meine Poſition zu kümmern. Es hat im Hauſe Niemand gelacht; dieſe Kraft hat Allen imponirt!" Daß Schwerdtner ebenſo groß und kräftig gebaut wie Gabillon, darf dabei nicht unerwähnt bleiben!

Was für Raupach recht war, war für Hebbel nur billig! Schon auf einer der erſten „Nibelungen"-Proben ereignete ſich ein Zwiſchenfall, der durchaus charakteriſtiſch für den Darſteller war: im letzten Acte, da „Siegfried" zur Quelle ging, um zu trinken, löste ſich „Hagen" von der Gruppe der Burgonden und ſtellte ſich mitten auf die Bühne, um mit weit ausgreifender Bewegung den Speer nach dem Drachentödter hinter die Couliſſe zu ſchleudern. Da unterbrach Laube die Scene mit den Worten: „Das geht nicht, Gabillon, Sie müſſen hart an die Couliſſe treten, denn wenn der Speer in die Couliſſe fliegt, ſo iſt das Stück aus." Gabillon ſah ihn ſcharf an und erwiderte: „Da haben Sie recht, Herr Director, aber wenn ich den „Hagen" ſpiele, fliegt der Speer nicht in die Couliſſe!" Und in den 31 Jahren, in denen er der „Hagen" des Burgtheaters geweſen, traf er nicht nur richtig, weit hinter die Scene, ſondern er machte ſich ſogar den Spaß dabei, wirklich das Mal eines Lindenblattes, wie es ſich auf „Siegfrieds" Schulter befinden ſollte, zu durchbohren. Er ließ nämlich auf jenem Strohſack, der den Speer aufzufangen hatte, ein dunkelgemaltes Lindenblatt befeſtigen und traf ſtets mitten hinein, ſo daß ſich zu jener Scene gerne mehrere Zuſchauer hinter der Couliſſe einfanden. Mit großer Vorliebe betrachtete Dingelſtedt dieſes Hagen-„Stückel", aber mit beſonderer Spannung harrte der Inſpicient Michely jedesmal des Wurfes, und ſagte danach befriedigt und triumphirend: „Jetzt hätt' er

ihn 'troffen!" Man erzählt sogar, daß Gabillon den Speer einmal so kräftig geschleudert hätte, daß dieser durch den Strohsack fuhr und an das Mauerwerk anprallte, von dem ein Stück polternd zur Erde rollte, und das Publicum sich schier darob verwunderte, wie hart „Siegfrieds" Körper auf dem Waldboden aufgefallen sei.

Ueber solchen Nebensachen wurde die Hauptsache nicht vergessen. Gabillon's „Hagen" besaß nach Hevesi's Zeugniß „den höchsten, pathetischen Styl. Wer hat vor seinem ‚Tronje' nicht geschaudert? Er hatte eine Art, mit allem blutigen Ernst zu machen, daß er nur zu erscheinen brauchte, um den Saal mit Illusion zu füllen. Illusion, das ist ja das letzte Geheimniß der Bühnenwirkung. Heute sagt man dafür Stimmung, aber Illusion ist beim Theater richtiger, denn es drückt das Vortäuschen aus, den Kunstbetrug als Wesentliches in der Schauspielerei. Aus Gabillon's persönlichem Wesen flossen ihm die Hilfsmittel dazu. Wenn ‚Hagen' in voller Rüstung auftrat und seinen großen eisernen Schild leise vor sich auf den Boden stützte, so hörte man beim Auftappen der unteren Schildspitze auf den Boden sofort an, daß dieser Schild zwanzig Pfund schwer war. Noch war kein Wort gefallen, und das ganze Haus hatte bereits den Eindruck von etwas außerordentlich Kräftigem. Wenn ‚Hagen' König Etzel's Söhnlein vom Kissen nimmt, mit einem raubthiermäßigen Zugreifen seiner beiden Hände, so sagt man sich unwillkürlich: Der kommt nicht lebendig aus diesen Händen". Diese Züge, diese Bilder echten Reckenthums ließen sich von Auftritt zu Auftritt weiter verfolgen: „Hagen" bei Brunhilde; „Hagen" beim Racheschwur, nachdem sich die Königinnen schalten; „Hagen", wie er Kriemhild aushorcht; „Hagen" auf Siegfrieds letzter Jagd; „Hagen" im Dom an Siegfrieds Leiche; „Hagen" an der Donau; „Hagen" mit dem Balmung Wache haltend, indessen Volker die Hunnen als Fiedler bannt; „Hagen" im Verzweiflungskampf gegen die Vâlandinne: — jede einzelne dieser Scenen war Fleisch und Blut gewordene Heldensage, jedem Empfänglichen unvergeßlich, wie Baumeister's „Volker" und die „Kriemhild" der Wolter, ein lebendiges Zeugniß dafür, daß die Gestalten der „Nibelungen" von echten Dichtern und echten Schauspielern aus dem Schattenreich zu neuem leibhaftigem Dasein heraufbeschworen werden können. Es entzieht sich unserem Urtheil, ob und wieweit Gabillon in die Darstellung des „Hagen" Erinnerung an Wesen und Gehaben des Dichters aufgenommen; Speidel nannte seinen „Hagen" in diesem Sinne ein lebendiges Denkmal Hebbel's. Gewiß ist, daß Gabillon in dieser Aufgabe als Mensch und Künstler sein Bestes einsetzte. Seine leidenschaftliche Vorliebe für die germanische Vorzeit, seine Begeisterung für

deutsches Alterthum, für Uhland's Balladen und Scott's Romane, sein reger Sinn für die große Romantik des Mittelalters vereinigte sich mit den glücklichsten Naturgaben und ausdauernder, jahre- und jahrzehntelang fortdauernder Künstlerarbeit. „Und wie die Freude an dem Gelingen in dem Schauspieler, dem eine Rolle ganz auf dem Leibe sitzt, im Innern oft ungeahnte Schleusen öffnet, so kamen auch hier Töne zum Vorschein, die Gabillon sonst nicht oft zu Gebote standen, wie der Epilog auf „Giselher", voll schöner, männlicher Rührung: „Wir hüllen uns in Todes tiefste Schatten, und nur auf ihn fällt noch ein Abendroth." So hat sein „Hagen" im Burgtheater keinen Vorläufer gehabt, und er wird schwerlich so bald einen ebenbürtigen Nachfolger haben."

* * *

Der durchgreifende Erfolg seines „Hagen" hob Gabillon's Selbstvertrauen. Nach so ernsten Mühen erholte er sich doppelt froh mit lieben Kameraden auf Jagdgängen und Ferienwanderungen. Eine Künstlerfahrt nach der Schweiz brachte gleichzeitig der Burgtheatertruppe Ehre und den studentisch frohgemuthen Schauspielern erquickliche Reiseeindrücke und launige Abenteuer. An diesem 1865er Gesammtgastspiele nahmen außer dem Ehepaar Gabillon Bernhard Baumeister, Hermann Schöne, Fritz Kraftel, Anna Kratz und Friedrich Beckmann theil. Dessen Frau Adele (als ehemalige Operettensängerin Muzarelli bekannt) war auch mitgereist. Die Erinnerung an die damals aufgeführten Vorstellungen ist so ziemlich aus dem Gedächtniß der Mitspielenden geschwunden, nur daß sie riesig gefallen haben und lebhaft gefeiert wurden, ist ihnen im fröhlichen Andenken geblieben; ebenso die Fahrten Abends auf dem Zürichersee, bei denen Beckmann mit bekannter Kunstfertigkeit die Flöte blies, seine Frau sang und Alles äußerst lustig war. — Und in der Fülle des täglich neu Erlebten wurde weder ein Blättchen von der Kritik, noch ein Theaterzettel aufbewahrt! Doch erinnert man sich, daß u. A. „Krisen", „Damenkrieg", „Flattersucht", Scenen aus „Faust" gespielt worden sein sollen; aber verbürgt ist nichts, als ein Brief Gabillon's an Dr. Nava aus Zürich, und ein Gedicht, das F. Th. Vischer Frau Zerline zum Abschied ins Album geschrieben. Denn zu dem Besten, was das Ehepaar Gabillon aus den Schweizer Bergen mit in die Heimat brachte, gehörte die Freundschaft mit dem schwäbischen Professor und die Erinnerung an all die schönen Stunden in seiner Gesellschaft. Der Brief Gabillon's an Dr. Nava lautet:

Zürich, 19. Juli 1865.

Lieber Nava!

Die Koffer sind gepackt, heute Nachmittags geht's nach Bern. Im Zimmer Kränze, bunte Bänder, Haufen von Blumen umher. Das echte Bild eines glücklichen Gastspieles. Und in der That, wir waren sehr glücklich, kein Zank, kein Hader, wir waren immer fidel. Ich habe mein Scherflein redlich dazu beigetragen und den größten Theil der beim Gastiren unvermeidlichen Unannehmlichkeiten als Regisseur auf meine breiten Schultern genommen. Ein ruhiges, friedliches Gesammt-Gastspiel! Der Fall ist seit Menschengedenken nicht vorgekommen, und er sollte in den Annalen der deutschen Theatergeschichte verzeichnet werden. Die Geschäfte gingen vortrefflich. Trotz einer wahren afrikanischen Hitze war das Theater immer gefüllt, und die braven Züricher jubelten, jodelten und stampften, daß die alte Kunstbude in allen Fugen krachte. Ein ungeheuerer seliger Dusel, die Folgen allnächtlichen brüderlichen Kneipens mit Vischer und dessen Studenten liegt noch wie eine rosenrothe Wolke auf der ganzen Bande. Meine Frau kneipte immer lustig mit. Einmal hatte ich einen Katzenjammer; aber er war einzig in seiner Art, glorios erhaben!

Am 16. Juli wurde mein Geburtstag gefeiert. Freund! Ich habe oftermalen viel getrunken und viel trinken sehen; aber was an dem Abend geleistet wurde, läßt alle Thaten der Gegenwart und Vergangenheit weit hinter sich. Beckmann sogar warf die Melancholie ab, trank wie unsereiner und sang schließlich, wenn auch mit gebrochener, von Schluchzen gestörter Stimme, Burschenlieder mit selig schwimmenden Augen. Der alte Vischer sprühte von Geist und Frohsinn, citirte den Horaz und hielt in classischer Form eine schwungvolle Rede: „Wir hätten in das düstere, ernsthafte Zürich einen Lichtstrahl, und jedem Züricher eine blühende, duftende Rose ins Fenster geworfen."

Um 4 Uhr Morgens trennten wir uns unter viertelstündigem Händeschütteln und Versicherungen glühendster Hingebung. Noch muß ich Dir schildern, in welcher Art die Bande ihre Gratulation abstattete. Beckmann erschien mit Federhut, weißer Hose und schwarzem Frack, mit unerschütterlicher Ruhe einen Lorbeerkranz mit bunten Bändern auf einer ungeheueren „Tuchet" tragend. Baumeister, mehr oder minder bekleidet, mit der längsten Stange Siegellack den Hut geschmückt, sang mit heiserer Stimme nachstehendes Gedicht, von ihm und Beckmann verfaßt, die Uebrigen glichen eher Piraten, als k. k. Hofschauspielern, und erschreckten auf dem Corridor, den sie in pomphaftem Aufzuge, unter Absingung frommer Lieder durchschritten, harmlose Reisende.

Das Gedicht, eine Nachbildung des Goethe'schen „Es war eine Ratt'", lautet folgendermaßen:

„Es war einmal ein frommer Sohn,
Der wurde heut' geboren,
Mit Namen heißt er Gabillon,
Der Tag ging nicht verloren.
Er wurde Mephisto-Spieler
In Zürich Oberregisseur —
Drum haben wir Lieb' im Leibe.

Die Band', die er beregiſſirt,
Die fühlt ſich heut' durchdrungen,
Daß ſie ihm herzlich gratulirt
Mit dankerfüllten Zungen.
Du führſt den Zürch'ſchen Scepter gut,
In dir ſteckt viel Directorblut,
Du haſt viel Kunſt im Leibe.

Auch biſt du Mann, wenn Deine Frau
Auf ihrem Kopf beſtehet,
Du wahrſt ſtets unſer Recht genau,
Wenn's manchmal nicht gut gehet;
Drum danken wir dir heut' dafür
Und gratuliren herzlich dir
Mit aller Lieb' im Leibe!

Gott ſchütz' das Gabillon'ſche Haus
Noch viele, lange Jahre,
Laß dich ſtets ſenken auf dem Daus (Aß)
Und kriege dichtre Haare;
Doch täuſchen wir uns Alle nicht,
Wir freuen uns auf das Fiſchgericht,
Wir haben noch nichts im Leibe".

Der Endreim dieſer geiſtvollen Verſe wurde vom brüllenden Chorus begleitet, ſo zwar, daß ſchreckensbleiche Engeländer beiderlei Geſchlechtes händeringend auf dem Corridor umherwankten. Nach dreimaligem Hurrah erklärten ſie die Feier für beendet, durchſchritten in ernſter, feierlicher Haltung mehrere Stockwerke, dann lösten ſie ſich zur allgemeinen Freude des ganzen Hauſes auf. Zum beſſeren Verſtändniß muß ich noch beifügen, daß wir den „Fauſt" in ſeinen Hauptſtücken unter ungeheuerem Beifall hier aufgeführt. — Jetzt lebe wohl, altes Haus, am 10. oder 11. ſind wir in Wien. In Bern erwarte ich einen Brief von Dir. Tauſend Grüße an Deine Frau.

In alter Freundſchaft

Dein

L. Gabillon.

Jener einmalige Katzenjammer, der „erhaben, glorios, einzig in ſeiner Art" von Gabillon genannt wurde, hatte eine Vorgeſchichte, die auch „einzig in ihrer Art" geweſen. Wenn er von Frau Zerline erzählt, daß ſie immer luſtig mitgekneipt, ſo iſt ſie doch nicht ſo dauerhaft als Gabillon mit den Züricher Studenten in der „Katerkneipe" ſitzen geblieben. Und ſo trug es ſich einſtmals zu, daß ſie den Gatten Abends in der luſtigen Geſellſchaft zurückgelaſſen und — ihn am nächſten Morgen vermißte! Alle, die mit ihm am Wirthstiſch geſeſſen, betheuerten, daß er mit ihnen gegen Morgen

aufgebrochen und nach Hause ins Hotel gegangen sei. Etliche hatten ihn auch bis dahin begleitet; doch von da an war jede Spur von ihm verloren! Die Aufregung war schrecklich, Frau Zerline fassungslos, die Collegen durchforschten die ganze Stadt und wußten nicht, welche Maßregeln sie wegen der Abendvorstellung ergreifen sollten; und als sie eben wieder von einem erfolglosen Suchen heimkamen und den Vorplatz betraten, in dem Frau Zerline ängstlich ihrer Kunde harrte, hörte sie plötzlich dumpf und wie aus der Ferne ihren Namen rufen! Alle stehen erst wie gebannt und schreien dann durcheinander: „Gabillon! Louis! wo bist du!" — „Ja, zum Donnerwetter," schallt es wieder wie aus der Unterwelt, „wo bin ich?!" — Man stürzt der Richtung des Schalles nach, einer Ecke zu, in der eine große Truhe zum Einsammeln der gebrauchten Servietten stand; deren Deckel hob sich jäh, und Gabillon, von jenem „glorioſen Katzenjammer" einigermaßen verstört, und erstaunt über die sonderbare Situation, erhob sich aus der ihn umwallenden Wäsche. Von Angst und Sorgen befreit, brachen nun Frau und Collegen in ein nicht endenwollendes Gelächter aus. Gabillon hatte, aus der Katerkneipe heimkehrend, die offenstehende Serviettenkiste wohl für sein Bett gehalten, und war in die weiche Tiefe hinabgesunken, hatte dabei auch den Deckel umgerissen und ist somit in der Versenkung für die Mitwelt verschwunden gewesen! Ob und wie er den Abend noch gespielt, davon erzählt die Geschichte nichts weiter.

Ehe die Wiener Gesellschaft Zürich verlassen, wollte Gabillon um jeden Preis seinen hochverehrten Gottfried Keller feiern, obwohl Vischer ihm dringend davon abrieth und meinte, das werde nur eine Enttäuschung geben. Aber Gabillon ließ sich nicht abschrecken. Er war mit Keller in verschiedenen Winkelkneipen zusammengetroffen, und dort war der Dichter ganz gemüthlich mit ihm gewesen. Er lud ihn also ein und erhielt — wenn auch keine sehr liebenswürdig gegebene — aber doch eine Zusage! Daß er den ersten Fehler damit begangen, ihn in das „Hôtel Bauer au lac" statt in irgend einen rauchigen Felsenkeller, oder in „die Meise" zu bitten, ahnte er freilich nicht! Es wurde also ein solennes Souper bestellt, besonders auf die Wahl der Getränke große Sorgfalt angewendet; und Jeder in dem Kreise dachte sich was Hübsches und Lustiges aus, womit der Gefeierte erfreut werden sollte. Der Abend kam, und Keller auch — aber verdrießlicher denn je; brummte Jeden an, wenn er es nicht vorzog, zu schweigen. Beckmann hatte eben seine besten Geschichten erzählt, denen noch nie ein Mensch widerstanden, dann sang seine Frau einige echt wienerische Lieder, und ehe noch der letzte Ton verklungen, war Keller aufgestanden, und als

Schöne ihn frug, ob ihm das nicht gefalle, schrie er wüthend: „So dumme Spaß kann ich amal nicht leiden!“ und rannte davon — in seine Stammkneipe! — Nach der Stille der ersten Verblüffung rief Vischer mit gemüthlichem Lachen: „Nun, Gabillon, was hab' ich Ihne g'sagt?“ und dann wurde es erst recht lustig! Mit den auserlesenen Getränken ist man auch ohne Keller fertig geworden; und das Erlebniß hat Gabillon nicht daran gehindert, den Dichter der „Leute von Seldwyla“ nach wie vor zu verehren; er hat vielleicht einige Sonderlinge jener merkwürdigen Stadt noch besser verstehen gelernt!

Zum Abschied schrieb dann noch Vischer Frau Zerline folgende Verse in das Stammbuch:

„Des Uetli steilen Kamm hast Du bestiegen;
Das ist etwas, doch nicht allzuviel;
Des Bergvolks rauhe Herzen zu besiegen,
Das war was Andres, war kein Kinderspiel.

Dort oben in der Abendsonne Strahlen
Erglühte Dir der schroffen Firnen Kranz;
Du schaust zurück und siehest rein sich malen
Dein helles Bild in unsrer Augen Glanz.

Es reichet, solche Berge zu bezwingen,
Die Anmuth nicht, die sanft sich biegt und schmiegt;
Das ist die Frucht von echtem Künstlerringen,
Es sieget nur, wer sich zuerst besiegt.

Zürich, 19. Juli 1865.

Zum Abschied von Zürich,
nicht der Letzte unter den Dankbaren,
Fr. Vischer.“

Für die nächsten Ferien war wieder ein Gastspiel projectirt, diesmal innerhalb der schwarz-gelben Pfähle, in Brünn und Linz, doch die Kriegsgefahr hat jenes gar nicht, dieses nur theilweise zur Ausführung kommen lassen. Auch das Burgtheater erlitt in jenen traurigen Zeiten schwere Verluste, unmittelbar vor Jahresschluß, am 29. December 1865, starb Heinrich Anschütz, den 11. April 1866 erlag Julie Rettich ihren Leiden; Gabillons verloren mit der seltenen Frau eine hochverehrte Freundin. Wenige Monate darauf folgte Emilie Anschütz, die schon lange kränkelte, ihrem Gatten.

So kam es, daß der auf so traurige Art frei gewordene Anschütz'sche Sommersitz in Pötzleinsdorf von Gabillons gemiethet und am 2. Juni bezogen wurde.

Das Haus dominirte damals die kleine Anhöhe, auf der es stand; ein Theil des Gartens stieß an die nahen Felder; die Straße, an der es lag und die seitdem viele Veränderungen erfahren, heißt jetzt Khevenhüllerstraße. Das Anwesen bestand aus einem weitläufigen, alten Garten, in dem, hart an der bunt und stattlich von Rosenbäumen und Malven umsäumten Auffahrt, ein ebenerdiges Haus stand. Ganz schmucklos zwar, aber grundbehaglich; und trotz der einfachen Einrichtung waren die großen, niederen Wohnräume gar stimmungsvoll mit ihren steif-feierlichen, buntbezogenen Empiremöbeln. Vor den etwas klein gerathenen Fenstern waren wieder Rosen von allen Sorten und allen Farben. In diesem Hause, das vielleicht vier bis fünf Zimmer zählte, wohnte Frau Zerline mit den Kindern. In einer andern Ecke des Gartens, dort, wo die alten Bäume schon urwaldmäßiger zusammenstanden, war ein zweiter ebenerdiger Bau. Der lag sehr romantisch, war aber dafür so feucht, daß auch, wie in einem rechten Märchengrund, Schwämme in allen Größen und Gestalten rund herum aus dem Boden schossen und selbst die geräumigen, weißgetünchten Zimmer nicht verschonten. Dort hauste Gabillon — ganz allein! Diese Idylle war seine Freude; dort studirte er seine Rollen, und dort genoß er seine Ferienfreiheit. Unfern von seinem einsamen Gelaß stand ein außer Thätigkeit gesetzter Ziehbrunnen, dem man eine unerhörte Tiefe nachrühmte, um den herum hohes Gras und üppig blühendes Unkraut wucherte. Ein Lusthaus, dessen Dach, auf schlanken Säulen ruhend, weiß und blau bemalt gewesen, war ein Lieblingsaufenthalt der ganzen Familie. Der Garten bot überall reizvolle Abwechslung von schönen, mächtigen Baumgruppen, dichten Bosketen mit ausgedehnten Wiesen. Ganz am Ende desselben, dem Blicke durch eine Hecke entzogen, lag ein großer, nicht eben sorgfältig gepflegter Obst- und Gemüsegarten, wo Alles lustig durcheinander wuchs, und wo das überreife Obst sonndurchwärmt und unbeachtet in den wild in die Höhe schießenden Kohl und Salat von den Bäumen hinabfiel. Daß dieser reizende Gartenwinkel so einmüthig gemieden wurde, kam daher, daß er, nur durch eine Mauer getrennt, an den kleinen Ortsfriedhof stieß, dessen Nähe während des traurigen Sommers 1866, in dem die Cholera wüthete, noch mehr Grauen einflößte als sonst. — —

Gabillon hatte in Folge seines projectirten Linzer Gastspieles Wien am 2. Juli mit seinem Freunde Schöne verlassen. Zerline, die bei den

Kindern in Pötzleinsdorf geblieben, wurde nach den ersten Unheilsbotschaften vom Kriegsschauplatze noch fleißiger als sonst von Colleginnen und nahewohnenden Freunden aufgesucht. Allen voran von Mama Haizinger, die stets ganz erfüllt von den Erlebnissen ihres bei Skalitz verwundeten Sohnes Toni war; dann die Tochter der Anschütz, Frau Koberwein, die Ehepaare Hofkapellmeister Dessoff, v. Nava, Hofschauspieler Franz u. A. m. Sie Alle saßen an dem runden Empiretisch im Speisezimmer und zupften Charpie für die Verwundeten. Die Lustigkeit, die sonst in diesem Kreise geherrscht, war geschwunden; Jeder hatte bei der allgemeinen Noth noch eine Privatsorge, die ihn drückte, und Frau Gabillon wünschte schon recht ihren Gatten nach Hause.

Er selbst schildert seine Erlebnisse wie folgt:

Sonntag, 8. Juli 1866.

Seit drei Tagen schicke ich täglich mehreremale auf die Post. Ich glaubte, Du würdest gleich nach den furchtbaren Ereignissen schreiben und doch fürchtete ich wieder Deinen Brief. Ich malte mir Deinen Zustand mit den grellsten Farben. Heute um 3 Uhr Nachmittag erhielt ich endlich Dein Schreiben. Ich bin seelenvergnügt, daß Alles gesund ist! Damit ist meine größte Sorge für den Moment gehoben. Wir gingen nach unserer Ankunft in Aussee gleich ins Gebirge, blieben die Nacht beim Albin Schramml. Nächsten Tag lasen wir an der Rathhausthür das Telegramm, welches bis 2 Uhr Mittags unsere Truppen siegen ließ, dann einen Rückzug nach Königgrätz meldete. Mir ahnte Schlimmes, aber unmöglich konnte ich hieraus die ganze Größe des Unglückes abmessen. Erst am 6. Nachmittags gab mir Kapellmeister Esser die „Neue Presse" mit dem Artikel „Die Niederlage von Königgrätz". Ich war sprachlos, ich mußte einige Minuten nach Worten suchen. Das hatte wohl kein Mensch erwartet! Ein solches Heer und solche Niederlage. Ich habe geschäumt vor Wuth und Zorn, Schöne, der gute Sachse, war nicht minder außer sich, und so wanderten wir stumm in der herrlichen Gegend umher. Wir gaben uns zehnmal das Wort, nicht über Politik zu reden, und das Erste, was gesprochen wurde, war wieder Politik. Du kennst aber meine Natur, was nicht zu ändern, nicht zu bessern ist, hat bald keine Macht mehr über mich, und heute bin ich ruhig und heiter, wenn auch im anderen als im gewöhnlichen Sinne. „Auch das ist zum Guten," sagt Akiba, und diese ungeheueren Ströme Bluts werden Oesterreichs verschiedene Stämme fester zusammenkitten. Oesterreich geht nicht zu Grunde, es kann nicht zu Grunde gehen, weil es eine Nothwendigkeit ist. Jede große Sünde, und wir haben deren viele begangen, braucht eine Sühnung. Jetzt folgt die Läuterung, das Volk wird sich nach aller menschlichen Berechnung jetzt freier entwickeln dürfen. Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, Handel werden wachsen und blühen, und Oesterreich wird aus dieser Feuerprobe gestählt und nervig hervorgehen. Bei der hiesigen Bevölkerung haben alle die Schreckensnachrichten wenig Sensation gemacht. Der Refrain ist immer „Hier kommen die Preußen nicht her!" Der brave, patriotische Rimer meinte, „die Wohnungen stehen a so leer, wann die Preußen kommen, können s' einziehn, zahlen müssen s' a!" Zu seiner Ehre muß ich aber sagen, daß er andererseits auch bereit ist,

für sein Vaterland zu „kimpfen". Er meinte, „wenn die Steirer dürften und wollten und jeder seinen Stutzen nähm' und in die Päße ging, so käme von der ganzen Reichsbagage nicht einer ins Land". Nun noch Eines! Wie steht es mit Brünn? Ich begreife vollkommen, daß Du Dich unter den Verhältnissen gegen das Gastspiel sträubst, aber der Director muß jedenfalls avisirt werden. — — —

Juli 1866.

Liebe Zerline!

Ich sitze in Ischl am Fenster, habe mir einen kleinen Tisch mit Schreibmaterial zurechtgestellt, mit der Absicht, Dir einen langen Brief zu schreiben, und das Wetter ist dem Unternehmen günstig, denn der Regen fließt in Strömen hernieder, und Schöne liegt auf dem Divan und memorirt den „Ambrosio". Die alte Barry liegt mir zu Füßen, schnarcht furchtbar. Sie ist heute von Ebensee nach Ischl gelaufen. Wie Du mich kennst, wirst Du wissen, daß die ganze Situation geeignet ist, durch mein Gemüth ein friedliches Geläute zu ziehen, aber fassen wir es in den Worten zusammen: „Ich bin nicht glücklich!" Ich möchte doch die „Presse" lesen, meine Natur hat sich nach dem erregten Nervenleben noch nicht beruhigen können, und doch, so wie man Linz hinter sich hat, glaubt man, es sei der tiefste Friede. In Gmunden hörten wir kein Wort von Politik außer von Beckmann, der uns in Linz auf dem Bahnhofe aus dem Coupéfenster mit der unglücklichsten Miene anstarrte. Er ist ganz zerrüttet, er ist aus dem Geleise geworfen — er scheint vergebens über einen Mechanismus nachzudenken, der ihn nach Bedürfniß bald im Rothen Adler-, bald mit dem Franz Josefs-Orden erscheinen ließe. Er vergaß sich soweit, mit uns dritte Classe zu fahren. Seine tödliche Angst läßt die Preußen schon in Wien einrücken. Ich habe die Ueberzeugung, er trägt zwischen Herz und Flanell seine Werthpapiere, um nöthigenfalls unbehindert entfliehen zu können. Wir wurden in Linz durch das bunte Treiben einen halben Tag aufgehalten. Dort wimmelt's von allen Waffengattungen, dort wird die Reserve gesammelt, um dünn gewordene Bataillone zu ergänzen. Es drängen sich Sachsen, Oesterreicher, Ungarn, Polen, Italiener, selbst einige Baiern sah ich, wild durcheinander. Mitten im Trubel begegneten wir dem kleinen Obermüllner, der uns in eiliger Hast zu einer Kaserne zog, von wo aus gerade 1200 gefangene Italiener aller Waffengattungen per Dampfschiff nach Komorn befördert werden sollten. Der wunderbarste, sonderbarste Anblick — der Bersagliere neben dem Lancier, der Liniensoldat neben dem Dragoner und Artilleristen. Aber du, lieber Gott! Sind das armselige Gestalten! Klein, verkümmert, verhungert, wie Katzen im Käfig schauten sie drein. Die Officiere (ungefähr 20) waren schöne Leute und sahen unendlich niedergeschlagen aus. Sie wurden von sonngebräunten Kaiserjägern escortirt, die mit nicht geringer Wichtigkeit ihr Amt versahen. Und wie mächtig sahen diese kleinen Jäger neben den Italienern aus. O, wären die Preußen doch auch Italiener, da ginge es leichter. Die Kerle wurden auf drei nebeneinander befestigte Dampfer gebracht und unendlich schonend und cavaliermäßig von den Jägern behandelt. Man schien, glühende Kohlen auf ihr Haupt sammeln zu wollen. Trotz alledem weiß ich, was sich die braven Italiener gedacht haben, wie sie mit endlosem Geschnatter und freundlichem Ducken und Grinsen die Schiffe bestiegen. Den Abend brachten wir im Theater zu. Es wurde „Martha" gegeben, und mir gegenüber saßen Wagner und die Baudius und weiter in einer Loge Hartmann; und

Wagner hat, glaube ich, fast gesprochen und beinahe gelächelt; und heute Morgens um ½5 Uhr saßen Schöne und ich auf der Eisenbahn, wo wir, wie ich schon erzählt, Beckmann begegneten. Wir hatten die feste Absicht, heute Aussee zu erreichen, aber der Nebel und Regen sind so dicht wie ein grauer Sack, und so sitze ich in Ischl und denke an Pötzleinsdorf, an Zerline, an Helene und Dora. Morgen Früh bin ich in Aussee. Addio. Grüße Navas und Dessoffs.

Dein L.

Linz, 10. Juli 1866, Abends, im Gasthofe zum „Rothen Krebs".

Liebste Zerline!

Hier in Linz herrscht große Panik. Die Preußen werden in wenigen Tagen erwartet. Die Dampfschiffahrt ist heute eingestellt, und die letzten großen Dampfer heizen soeben, um die Cassen nach Komorn zu bringen. Ich freue mich herzlich, daß ich dieses Gastspielleiden von Dir genommen und es allein tragen muß. Die Theaterluft ist auf dem Gefrierpunkte. Ich habe bereits mit dem Director das Uebereinkommen getroffen, nur einmal zu spielen. Die zweite Wohlthätigkeits-Vorstellung ist auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Ich spiele am 13. den „Benedict" und reise am 14. Morgens 5 Uhr, treffe präcise 9 Uhr 30 Minuten in Wien ein; hoffentlich holst Du mich vom Westbahnhof ab. Es hat die drei letzten Tage in einemfort geregnet, heute Abends scheint das Wetter sich wenden zu wollen. Das Wetter contrastirte wunderbar während der Fahrt von Gmunden nach Linz mit den Menschen. Wir fuhren mit circa 500 Recruten, die unablässig in süßer, reeller, wirklicher Trunkenheit Schnadahüpfeln sangen; ihre Juchzer klangen zu dem rauschenden Regen ganz sonderbar. Gmunden sieht furchtbar langweilig aus. Ich besuchte während eines mehrstündigen Aufenthaltes die Goßmann, La Roche ꝛc. Die Goßmann grüßt Dich viel tausendmal, ebenso ihr Mann; La Roche saß in seinem Erkerzimmer bei 30° R. Ofenwärme. Der Ofen glühte, und sofort flog mir ein Schnupfen in die Nase. Also auf Wiedersehen, grüße und küsse die Kinder, Linz ist unendlich langweilig. Zum Glück ist Obermüllner noch hier, der mir versprach, mir die Merkwürdigkeiten von Linz zu zeigen; für zwei Tage wird das ausreichen. Adieu, auf Wiedersehen.

Dein L.

Auf das Kriegsunglück folgte die Entsetzen bringende Cholera, und daß Gabillon den Kopf oben behielt und keine Angst vor der Epidemie kannte, wirkte auch auf seine ganze Umgebung beruhigend. Er wohnte unbeirrt weiter in seinem feuchten Gelasse und hatte dort sogar viel Gesellschaft. Der italienische Krieg legte damals Einquartierung in sein Haus, wie in so viele andere Wohnungen; mit wahrer Begeisterung nahm er eine große Anzahl von Custozza gekommener Jäger eine Woche lang bei sich auf und tractirte sie reichlich mit Speis', Trank und — Cigarren! — Das war nun ein Treiben um den sonst gemiedenen Ziehbrunnen geworden; — dort putzte

die Mannschaft ihre Waffen, reinigte ihre Wäsche, und unfern davon, auf einem freien Platze, brannte Mittags und Abends ein helles Feuer, bei dem die Soldaten ihre Mahlzeiten kochten. Gabillon natürlich bei Allem dabei — helfend, belehrend, erzählend, und immer und überall freudig begrüßt!

Noch andere Gäste brachte der Krieg zu Gabillons. Mehrere sächsische Officiere, durch Landsleute eingeführt, fühlten sich dort bald heimisch, und unvergessen lebt heute noch in der Familie die Geschichte fort von einer seltsamen Bowle, die einmal in dem weißen Gartenhause entstand! Gabillons Talente und Kenntnisse für Bowlenbereitung waren ebenso bedeutend als berühmt; jede Jahreszeit brachte ihm ihre besondere Gaben für seine Kunstleistungen; von den ersten Blüthen des Waldmeisters bis zu den letzten Pfirsichen und Pomeranzen, wußte er Alle, ihre Eigenart würdigend zu behandeln! — Ein erfindungsreicher Sachse aber wollte ihn lehren, zur Abwechslung eine Resedabowle zu brauen; mißtrauisch, doch wißbegierig ließ er den Gast gewähren. Aber dann — als es zum Trinken kam! Wie schlecht erging es dem armen Sachsen, schon deswegen, weil er seine Bowle allein austrinken mußte, und Gabillon sich eine andere zur Entschädigung componirte, die gewiß die Krone aller Bowlen gewesen ist.

Das waren die wenigen heiteren Momente, die dieser unglückliche Sommer brachte, der auch über den kommenden Herbst und Winter seine tiefen Schatten breitete.

Am 21. Juli hatte Gabillon beim König von Hannover Audienz gehabt und den blinden tiefgebeugten Fürsten nach 13 Jahren wiedergesehen!

Beckmann, den die Kriegsnoth um seine, ihm stets nothwendig gewesene Carlsbader Cur gebracht, starb am 7. September 1866. Und als F. Th. Vischer wenige Tage später nach Wien gekommen, fröhlich tafelnd mit Gabillons beisammensaß, und von den schönen Züricher Tagen sprach, gedachte man wehmuthsvoll des eben Heimgegangenen. — —

Das Burgtheater war am 16. August mit „Faust" eröffnet worden, und Gabillon berichtete über sich und die letzten Coulissenneuigkeiten, Ende October, wie folgt:

Liebe Betty!

Eine Pille habe ich erwartet, aber so bitter dachte ich sie mir nicht. Sie wissen, wie rasch ich meine Fehler einsehe, wie sehr ich mich bemühe, jede Unbändigkeit wieder gut zu machen; diesmal thun Sie mir Unrecht. Sie beurtheilen immer nur die Wirkung, die Ursache ist Ihnen gleichgiltig. Fast alle meine Fehler entspringen meinen miserablen Nerven: ich habe in den Augenblicken einer gerechtfertigten Mißstimmung nicht die

Kraft, all den bitteren Groll, der mein Blut sieden macht, zurückzuhalten. Also reichen wir uns die Hände und verzeihen wir einander!

Unser Thespiskarren, der schon bedeutend knarrte, ist durch „Wildfeuer" etwas geschmiert worden und rollt coulanter. Aber es sieht traurig aus. Die großen Lücken: Anschütz, Rettich, Beckmann gähnen uns bei jedem Schritt entgegen, und sie sind wohl nimmer auszufüllen. Laube behauptet bereits: die komischen Rollen werden jetzt viel wirksamer gespielt; nun, wenn die Direction zufrieden ist, was wollen wir mehr?! „Nos bons villageois" bleibt bis zur Ankunft der Schneeberger liegen; über die Besetzung verlautet nichts. Uebrigens flößt mir das Stück geringes Interesse ein ... Es ist ein Unglück, in jetziger Zeit Schauspieler zu sein. Ja, wer diese Zeit abspiegeln, ihr vielleicht gar vorausssehen könnte! Aber wir sind arme Narren, Fastnachtsspieler! Die Posse ist widrig in so ernster, trüber Zeit, und die hohe Tragödie nichts, der grandiosen Wirklichkeit gegenüber! Wir stehen ja erst am Anfang der Dinge! ...

Am 10. October spielte Gabillon den „Spiegelberg" zum erstenmale, am 20. November den „Junker Tobias". Zwei Gestalten, die er mit der ganzen Kraft und Laune seiner Begabung ausfüllte; im Jänner „Ludwig XI." in „Gringoire", dann den „Herrn von Rivonnière" im „Verlorenen Sohn", nachdem er bis dahin den „Waldener" gegeben, im „Treuen Diener seines Herrn" den „Grafen Simon" nach dem „Herzog Otto". Dazwischen aber ist er auch häufig auf die Jagd gegangen, und nicht selten traf er dann, wie z. B. auf dem Seyringer Boden, mit Laube zusammen; vermöge ihrer gemeinsamen Liebe für Burgtheater, Jagd und Hunde hätten sie aufrichtig befreundet sein müssen — wären sie nicht so aufrichtig verfeindet gewesen! Auf einer solchen Jagd hatte Gabillon Laube einmal einen ganz jungen, englischen Jagdhund edelster Race abgekauft, der eine der vielgeliebtesten, von Voltz gemalten, von Speidel in einem Feuilleton verewigten Hundeperlen des Hauses wurde: die berühmte Barry, der „Professor", wie sie der „Caspar" des Operntheaters, Draxler, nannte. Dieser Meistersänger und Meisterschütz war einer der ersten Führer Gabillon's auf seinen Jagdgängen im Wienerwald gewesen. Er hatte den jungen Schauspieler auch dem Förster Harbig als würdigen Zögling empfohlen, einem Original, der sämmtlichen Wildschützen seines Reviers durch kluge Streiche und kaltes Blut den Wahn eingeflößt hatte: er sei kugelfest. Unter Harbig's Augen hatte sich Gabillon bald zum echten Jäger herausgebildet, im Gegensatz zu seinem Jagdgenossen Beckmann, von dem bis zur Stunde der Spottvers umgeht: „Die Witze, die er machte — die Hasen, die er jagte — sie leben Alle noch!"

Gabillon war aber ein zu leidenschaftlicher Waidmann, um nicht die Erfüllung seines heißen Wunsches anzustreben, Herr im eigenen Revier zu sein. Neujahr 1867 wurde der Traum endlich zur Wahrheit, er pachtete

mit Dr. v. Schickh, Schöne und Hartmann gemeinsam die Rückersdorfer Jagd in der Nähe von Korneuburg, und mitten in den Wald hinein bauten sie sich ein kleines Haus, das sie bescheidentlich Jagdhütte nannten.

Schickh und Gabillon hatten den Platz dafür glücklich gewählt: er lag an einer waldigen Anhöhe, bestand aus Wohnzimmer, Schlafzimmer und Küche, von der man mit einer Leiter auf den geräumigen Boden, und durch eine Fallthüre in den engen Keller gelangen konnte, in dem dennoch Raum genug für sehr viel Wein gewesen! Zum Wohnzimmer führte, mehrere Stufen hoch, eine kleine Terrasse, deren Geländer aus weißen Birkenstämmen

Die Rückersdorfer Jagdhütte.

von wild wucherndem Hopfen dicht umsponnen war, durch den sich spärlich, doch ausdauernd, ein dunkelblättriger Epheu zog, der, vom Heidelberger Schloß dorthin verpflanzt, verständnißinnigen Gruß vom „Zwerg Perkeo" und dem „großen Faß" an jene ewig durstige Stätte im Wienerwald gebracht! Daneben ragten zwei mächtige Ahorne über das Dach der Hütte und beschatteten einen langen Tisch mit Bänken, an dem die Jagdgesellschaft gerne rastete, ihre Mahlzeiten einnahm, vor Allem aber sehr viel trank, sang, gute und schlechte Witze machte! Wenn die Blätter im Walde gelb und roth geworden und endlich im winterlichen Schneetreiben zu Boden wirbelten, dann wurde es drinn im Hause beim warmen Ofen und beim Schein der

Lampe erst recht heimlich, und das Behagen der fürsorglich ausgestatteten Hüttenräume von Allen freudig empfunden! Dabei gedachte man aber auch Kater Hiddigeigeis weisen Rathes:

Wenn die magern Jahre kommen,
Saug an der Erinn'rung Tatzen! —

und damit nicht alle Erlebnisse jener glücklichen Tage so ganz spurlos verweht würden, legten sie ein Hüttenbuch an, in das die wichtigsten Waldereignisse in Vers und Prosa eingetragen wurden. Gabillon's markige Schriftzüge tauchen am häufigsten unter denen seiner Genossen auf, und so ist er es auch, der den bedeutsamen Vorgang von der „Gründung der Jagdhütte" schildert, wovon hier ein Abriß folgt:

„Am Frohnleichnamstage im Jahre des Heils 1867 stand sie da, die Kleine, mitten im Waldesgrün, und das helle Schindeldach leuchtete gastlich durch die knospenden Zweige, und ein Zauber lag auf dem kleinen Ding, daß einem das Herz im Leibe lachte, und man ihm freudig zujauchzen mußte!

Und nun zogen wir hinaus mit den Freunden, und es wurde zum erstenmal gekocht, gesotten und gebraten. Auch die Eingeborenen des Landes mit ihrem starken Opferpriester (Cooperator) wurden feierlichst geladen, die Hütte durch Vertilgung kolossaler Vorräthe von Schweinebraten, Schinken, Käse, Gugelhupf ꝛc. festlich einzuweihen.

Schweigend kamen sie herangezogen, gewaschen, gekämmt, sogar barbirt, schweigend aßen sie gewaltig und tranken noch gewaltiger.

Die heiße Sonne erwärmte ihre Schädel, und sie wurden sogar lustig, und die alte, wilde Cimbernnatur erwachte in ihnen, sie sprachen von grausen Thaten, von Raufen, Ringen, Hakeln.

Und sie deuteten auf ihren starken Opferpriester und sprachen: „Niemand ist da, der ihn bezwingen kann im Hakeln."

Max aber, dem die Ehre höher gilt als das Leben, rollte drohend das Auge: „Wir haben einen Mann unter uns, einen starken Mann, da wird's sich zeigen. Er hat zwar keine Ausdauer," murmelte er zu den Freunden, „aber die Situation wird ihn kräftigen. — Gabel!!"

Und ich mußte vortreten und hakeln mit dem Opferpriester. Der aber saß auf einer Tonne und stemmte sich mit den starken Füßen und Waden gegen die Tonne.

Und wir zogen — und zogen — und endlich schwankte der Opferpriester, die Tonne mit ihm, und Beide lagen am Boden.

Und der blinde Glaube an die ungeheure Kraft des Clerus war gebrochen, die Eingeborenen heulten und schmähten auf den Priester.

Da erhob sich Max, zitternd vor innerer Erregung, sein Auge flammte, die Fäuste ballten sich krampfig, und seine Stimme glich dem Donnern und dem Brausen des Meeres, da er anhub:

„Müller, sind die Fußangeln gelegt, sind die Selbstschüsse geladen? Wir meinen es gut mit euch," donnerte er den Eingeborenen zu, „wir wollen mit euch in Friede und Freundschaft leben, aber wer des Nachts in meine Hütte steigt, wenn ich drinn bin — den erschieße ich!" (Bewunderndes Gemurmel der Eingeborenen.) „Ja, ich erschieße ihn umsomehr, als ich durch das bürgerliche Strafgesetzbuch vollkommen sichergestellt bin. Abwehr von Angriff auf Leben und Eigenthum ist Nothwehr. Also erschieße ich den Betreffenden unter allen Umständen aus Nothwehr!" (Stürmisches Hurrah der Eingeborenen!)

Und Max wurde milde, Barmherzigkeit strahlte aus seinen Augen, er räusperte sich sanft, und eine feierliche Stimmung lag auf Allen. Der Mond schien hell, und der Wind rauschte in den Bäumen, aber heller als Mond und Sterne waren unsere Köpfe, und vom wilden Jauchzen der Eingeborenen begleitet, zogen wir fort mit ihrem berauschten Opferpriester und sangen: „So leb' denn wohl, du stilles Haus!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du aber, du liebe, kleine Hütte, sei viel tausendmal gepriesen! Du bist der Becher, aus dem wir frische Lebensluft trinken, du bist der klare Quell, in dem wir den Staub des Alltagslebens abspülen. Du bist unser poetischer Hausschatz, aus dem wir neue, lebendige Anschauung und ein zufriedenes Herz holen. Sei gepriesen bis in alle Ewigkeit!"

Ein Brief Gabillon's an seine Frau zeigt echten Jagdhütten-Humor:

Rückersdorf, 3. Juni 1869.

Meine liebe, liebe Zerline!

Du sitzest jetzt gemüthlich in Deinem milden Reichenhall und Dein braver Mann im wollenen Jagdhemd bei 6° in der Jagdhütte, und der Wind braust und die Wolken, die grauen ziehen über unser Haupt und waschen uns in gewissen Zeiträumen, daß man auf alle Bäder der Welt vergißt. Aber trotzdem ist es schön, herrlich! Hören wir auch keine Nachtigall, so schreit dafür die Eule. Unter allen Umständen romantisch. Und weiß der Teufel, die anderthalb Tage sind verflogen wie ebensoviele Stunden... Unser Frühstück verlief ruhig und gemessen. Der magere Schelle aß neun Eier, eine große Quantität Butter, und um $2^1/_2$ Uhr wurde die Sitzung aufgehoben. Wir stiegen eine „doppelte" Treppe hinunter, gingen durch ein „doppeltes" Hausthor, und nachdem

ich Schelle und Speidel bis zu einem renommirten Bierhaus begleitete, wo Beide den Rest des Tages auszuharren beschlossen, ging ich ungeheuer lustig auf die Eisenbahn, wo mich Schöne mit Argwohn und Mißtrauen im Blick, taktvoll und zögernd begrüßte. Wir fuhren mit einem alten, behäbigen k. k. Hauptmann, den ich auf das zärtlichste behandelt und sogar umarmt haben soll. So langten wir ohne Fährlichkeiten auf der Hütte an, und nachdem wir uns häuslich niedergelassen, beschwor mich Schöne fast mit Thränen im Auge, ich möge mich zu dem morgigen Katzenjammer würdig vorbereiten. Das stimmte mich ernst, und im ersten Schrecken trank ich mehrere Gläser Wassers. So schlief ich mit trüben Ahnungen und finsteren Gedanken ein! Aber siehe da — um 5 Uhr erwachte ich frisch, leicht und blühend wie ein junger Maimorgen — warum lachst Du, findest Du das Gleichniß nicht passend? Schöne ist mit dem vierpfündigen Lungenbraten beschäftigt, der heute Mittag in Gestalt eines Sauerbratens hungrige, müde Jäger erquicken soll. Er grüßt Dich und die Kinder ernst und liebevoll (beim Kochen ist er immer ernst!). ... Schöne und ich sehen mit den struppigen Bärten bereits viel mehr Holzknechten oder Betyaren gleich als genialen Hofschauspielern! ... Und nun, meine liebe Zerline, tausend Grüße und Küsse ꝛc.

Auf jenes Frühstück am 1. Juni und die Fahrt nach Rückersdorf bezieht sich folgende Eintragung in das Jagdhüttenbuch von Gabillon und Schöne:

1. Juni. Beginn der Burgtheaterferien. Man darf sich wohl auf der Hütte einen Fetzen holen, aber nie mit einem Fetzen auf die Hütte kommen — sagt Schöne. Das Vorstehende war ein Spitzen auf — ob mit Recht, mag die Nachwelt entscheiden.

G.

„Gabillon ward, außer meiner geringen Person, noch von 20 neuen Häringen und einem Fremden begleitet. Dieser Fremde war ein sehr vielseitig gebildeter Mann. Er sprach mit dem Generalsecretär der Nordbahn sehr belehrend über Eisenbahnangelegenheiten, hielt dann einem Generalstabs-Hauptmann im Coupé eine Vorlesung über Kriegswissenschaft, und haute in Korneuburg den Kreuzwirth Assanek „um d' Erd". Schade, daß der liebenswürdige Fremde am andern Morgen verschwunden war ..."

... Aus seiner „gottvergnügten" Stimmung schreibt Gabillon weiter an seine Frau:

Jagdschloß Rückersdorf, 6. Juni 1869.

Meine liebe, liebe Zerline!

Heute ist Demuth hier, der diesen Schreibebrief direct von Wien aus spedirt — den ersten wird Deine schöne Hand schon an die schönen Lippen gedrückt haben. Mir thut die Einsamkeit unendlich wohl. Wir haben nie Zeit und sehen mit Bedauern den stets zu frühen Abend hereinbrechen. Täglich 12—14 Stunden im Freien, unbeirrt von den Eindrücken der Civilisation, macht den Geist wieder frisch und stark und die

Und der blinde Glaube an die ungeheure Kraft des Clerus war gebrochen, die Eingeborenen heulten und schmähten auf den Priester.

Da erhob sich Max, zitternd vor innerer Erregung, sein Auge flammte, die Fäuste ballten sich krampfig, und seine Stimme glich dem Donnern und dem Brausen des Meeres, da er anhub:

„Müller, sind die Fußangeln gelegt, sind die Selbstschüsse geladen? Wir meinen es gut mit euch," donnerte er den Eingeborenen zu, „wir wollen mit euch in Friede und Freundschaft leben, aber wer des Nachts in meine Hütte steigt, wenn ich drinn bin — den erschieße ich!" (Bewunderndes Gemurmel der Eingeborenen.) „Ja, ich erschieße ihn umsomehr, als ich durch das bürgerliche Strafgesetzbuch vollkommen sichergestellt bin. Abwehr von Angriff auf Leben und Eigenthum ist Nothwehr. Also erschieße ich den Betreffenden unter allen Umständen aus Nothwehr!" (Stürmisches Hurrah der Eingeborenen!)

Und Max wurde milde, Barmherzigkeit strahlte aus seinen Augen, er räusperte sich sanft, und eine feierliche Stimmung lag auf Allen. Der Mond schien hell, und der Wind rauschte in den Bäumen, aber heller als Mond und Sterne waren unsere Köpfe, und vom wilden Jauchzen der Eingeborenen begleitet, zogen wir fort mit ihrem berauschten Opferpriester und sangen: „So leb' denn wohl, du stilles Haus!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du aber, du liebe, kleine Hütte, sei viel tausendmal gepriesen! Du bist der Becher, aus dem wir frische Lebensluft tranken, du bist der klare Quell, in dem wir den Staub des Alltagslebens abspülen. Du bist unser poetischer Hausschatz, aus dem wir neue, lebendige Anschauung und ein zufriedenes Herz holen. Sei gepriesen bis in alle Ewigkeit!"

Ein Brief Gabillon's an seine Frau zeigt echten Jagdhütten-Humor:

Rückersdorf, 3. Juni 1869.

Meine liebe, liebe Zerline!

Du sitzest jetzt gemüthlich in Deinem milden Reichenhall und Dein braver Mann im wollenen Jagdhemd bei 6° in der Jagdhütte, und der Wind braust und die Wolken, die grauen ziehen über unser Haupt und waschen uns in gewissen Zeiträumen, daß man auf alle Bäder der Welt vergißt. Aber trotzdem ist es schön, herrlich! Hören wir auch keine Nachtigall, so schreit dafür die Eule. Unter allen Umständen romantisch. Und weiß der Teufel, die anderthalb Tage sind verflogen wie ebensoviele Stunden... Unser Frühstück verlief ruhig und gemessen. Der magere Schelle aß neun Eier, eine große Quantität Butter, und um 2½ Uhr wurde die Sitzung aufgehoben. Wir stiegen eine „doppelte" Treppe hinunter, gingen durch ein „doppeltes" Hausthor, und nachdem

ich Schelle und Speidel bis zu einem renommirten Bierhaus begleitete, wo Beide den Rest des Tages auszuharren beschlossen, ging ich ungeheuer lustig auf die Eisenbahn, wo mich Schöne mit Argwohn und Mißtrauen im Blick, taktvoll und zögernd begrüßte. Wir fuhren mit einem alten, behäbigen k. k. Hauptmann, den ich auf das zärtlichste behandelt und sogar umarmt haben soll. So langten wir ohne Fährlichkeiten auf der Hütte an, und nachdem wir uns häuslich niedergelassen, beschwor mich Schöne fast mit Thränen im Auge, ich möge mich zu dem morgigen Katzenjammer würdig vorbereiten. Das stimmte mich ernst, und im ersten Schrecken trank ich mehrere Gläser Wassers. So schlief ich mit trüben Ahnungen und finsteren Gedanken ein! Aber siehe da — um 5 Uhr erwachte ich frisch, leicht und blühend wie ein junger Maimorgen — warum lachst Du, findest Du das Gleichniß nicht passend? Schöne ist mit dem vierpfündigen Lungenbraten beschäftigt, der heute Mittag in Gestalt eines Sauerbratens hungrige, müde Jäger erquicken soll. Er grüßt Dich und die Kinder ernst und liebevoll (beim Kochen ist er immer ernst!). ... Schöne und ich sehen mit den struppigen Bärten bereits viel mehr Holzknechten oder Betyaren gleich als genialen Hofschauspielern! ... Und nun, meine liebe Zerline, tausend Grüße und Küsse ꝛc.

Auf jenes Frühstück am 1. Juni und die Fahrt nach Rückersdorf bezieht sich folgende Eintragung in das Jagdhüttenbuch von Gabillon und Schöne:

1. Juni. Beginn der Burgtheaterferien. Man darf sich wohl auf der Hütte einen Fetzen holen, aber nie mit einem Fetzen auf die Hütte kommen — sagt Schöne. Das Vorstehende war ein Spitzen auf — ob mit Recht, mag die Nachwelt entscheiden.

G.

„Gabillon ward, außer meiner geringen Person, noch von 20 neuen Häringen und einem Fremden begleitet. Dieser Fremde war ein sehr vielseitig gebildeter Mann. Er sprach mit dem Generalsecretär der Nordbahn sehr belehrend über Eisenbahnangelegenheiten, hielt dann einem Generalstabs-Hauptmann im Coupé eine Vorlesung über Kriegswissenschaft, und haute in Korneuburg den Kreuzwirth Assanek „um d' Erd". Schade, daß der liebenswürdige Fremde am andern Morgen verschwunden war ..."

... Aus seiner „gottvergnügten" Stimmung schreibt Gabillon weiter an seine Frau:

Jagdschloß Rückersdorf, 6. Juni 1869.

Meine liebe, liebe Zerline!

Heute ist Demuth hier, der diesen Schreibebrief direct von Wien aus spedirt — den ersten wird Deine schöne Hand schon an die schönen Lippen gedrückt haben. Mir thut die Einsamkeit unendlich wohl. Wir haben nie Zeit und sehen mit Bedauern den stets zu frühen Abend hereinbrechen. Täglich 12—14 Stunden im Freien, unbeirrt von den Eindrücken der Civilisation, macht den Geist wieder frisch und stark und die

Nerven ruhig. Nur im Wald wird der Menſch gut! Noch habe ich keine Zeitung, kein Buch in der Hand gehabt, und meine Wangen ſind braun wie eine alte Commode, und mein Bart ſieht dem eines entſprungenen Galeerenſträflings auf das einzelne Haar gleich! ... Nächſte Tage werde ich meinen Pegaſus ſatteln; ich bin bereits unendlich reitluſtig. Vielleicht ſchicke ich Dir das eine oder andere Gedicht, ſonſt bringe ich die Walderzeugniſſe in Perſon nach Reichenhall. Trotz meines Waldes freue ich mich bereits herzlich, euch wiederzuſehen. Familienbande ſind wie eine eiſerne Kette, die der ſtärkſte Herkules nicht zerbricht. Acht oder zehn Tage bleibe ich noch hier, dann habe ich Muth und Spannkraft vollauf geſammelt, um die ſchöne Natur Reichenhalls mit frohſinnigem Muthe ertragen zu können. Wir wollen recht vergnügt ſein und uns ſo wenig als möglich zanken, was hilft's, wir können uns ja doch nicht entbehren und ſind einzeln doch nur traurige Hälften von einem, wenn auch etwas „pitzlichen" Ganzen. Immer beſſer als eine langweilige, gleichgiltige Ehe, die die Menſchen ſo gern mit dem unpaſſenden Wort „glücklich" bezeichnen. Denke immer an die guten Stunden, deren wir Gott ſei Dank ſchon ſo viele genoſſen, und behandle die böſen als ſchlechte Träume; küſſe die Kinder und Du ſelbſt ſei mit aller Innigkeit einer wirklichen, wahrhaftigen Liebe — die ſchon gleich der jungen Eiche von manchem Sturm gekräftigt — vielmals gegrüßt, vielmals geküßt!

Dein

Mann.

Rückersdorf, 11. Juni 1869.

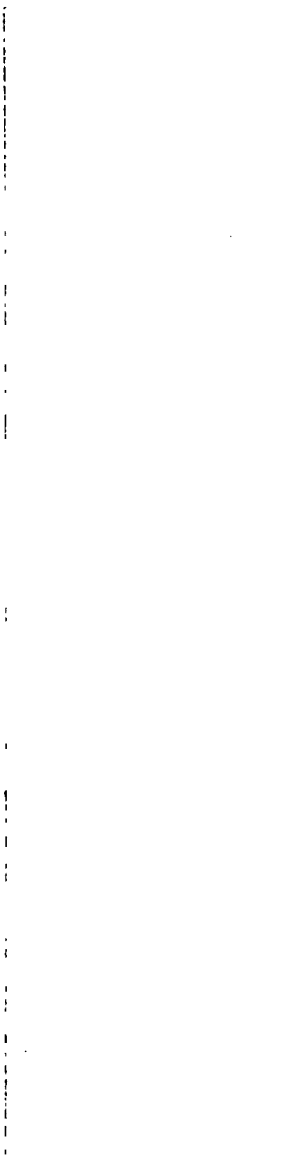
Mein liebes, gutes Weib!

Dies iſt der letzte Brief, den Du von meinem Jagdſchloß datirt erhältſt. An die ſogenannte Allmacht darf man nicht denken, da graut's einem! Das Sauſen der Zeit hat etwas Unheimliches. Alle Menſchenkraft kann nicht eine einzige Minute lang die gewaltige Weltenuhr ſtille ſtehen machen. Weiter geht's, weiter! Ich glaube übrigens kaum, das mich dieſe philoſophiſchen Nachtgedanken zu einer anderen als zur Ferienzeit ſo meuchlings überfallen würden. So bin ich jetzt, wo ich meinen Wald verlaſſen ſoll, an einem Ferienabſchnitt angelangt, und das ängſtet mich! Und fort muß ich, wenn ich jemals wieder für die civiliſirte Welt brauchbar ſein ſoll. Ich ſehe bereits einem Gorilla ähnlicher als einem Ebenbild Gottes. Noch 14 Tage hier und ich trinke Bruderſchaft mit irgend einem angeſehenen Fuchs oder Dachs meines Reviers, ziehe zu ihm in die Höhle und beiße vorübergehende Bauern in die Beine. Alſo Montag den 14. trinken wir den Reſt unſeres Weines, verzehren das letzte Wildhaché und ſingen: „So leb' denn wohl, du ſtilles Haus!" Einen oder zwei Tage bleibe ich in Wien, um mich gründlich zu ſäubern und mein ſcheues Auge an Menſchen zu gewöhnen, denn wir ſind bereits auf dem Standpunkt angekommen, jeden Beſuch als eine ſchwere Prüfung des Himmels anzuſehen. Nichts lernt ein geſcheiter Menſch leichter, als das Handwerk des Einſiedlers.

Und nun lebe wohl, küſſe mir die Kinder und ſei geküßt von

Deinem

Mann.



Ludwig Gabillon.

Nach einer Zeichnung von Leopold Müller im Rückersdorfer Jagdhütten-Album.

Das Jagdhüttenbuch berichtet weiter:

10. Juni besuchte uns Maler Leopold Müller und hinterließ uns als werthvolles Andenken das wohlgetroffene Porträt des Räubers Gabel im Hüttenalbum.

— —

6. Juni 1870

... sollte die Einweihung des Hüttenanbaues gefeiert werden. Um 10 Uhr kamen zu Gabillon, Schickh und Mannaghetta, die schon anwesend waren, noch Frau Zerline, Ernst und Helene Hartmann und Schöne, und freuten sich des liebevoll bereiteten Frühstückes, worauf die Frauen das Küchendepartement übernahmen, die Männer aber gleich den alten „Teutschen" auf die Jagd zogen. Nun kann Schreiber dieses (Max v. Schickh) nicht weiter über den Vormittag berichten, denn er zog zum goldenen Brunnen. Hier ward er plötzlich durch Herrn Grafen Wilczek überrascht, der zum Besuche der Jagdgesellschaft von Wien gefahren kam. Bald darauf ging es zu Tische. Aufsehen erregte ein von Frau Gabillon mitgebrachter Auerhahn. Der Sauerbraten der Frau Hartmann war eine ursprüngliche und künstlerische Leistung, wie wir sie eben von ihr gewohnt sind. Jetzt kommt eine Lücke! — Erinnerlich ist nur mehr, daß Schreiber dieses viel Wein getrunken hat, daß er den Grafen Wilczek anläßlich einer advocatischen Thätigkeit mächtig interpellirte,... daß schließlich, als die Anderen fort waren, Hartmann's Lampe brannte! War das nicht ein ereignißreicher Tag?

M. S.

Lückenergänzung: „Gabel und Max geriethen über eine politische Streitfrage in große Aufregung; über den Parteien stand Graf Wilczek, unser liebenswürdiger Gast; ein leuchtendes Vorbild für Alle, aß und trank er ruhig und sanft wie immer. Schade, daß er ein Graf ist! Welch herrlicher Student oder Künstler wäre er geworden. Schließlich steckte auch ihn die Tollheit der Andern an. Eine krankhafte Leidenschaft für einen sogenannten Riesensprung erfaßte ihn. Er sprang von der Terrasse wohlgemessen 14 Schuh über Tische und Bänke, über Gläser, Flaschen und Teller, und brach nichts als die Nägel der großen Zehen. Und nun kamen Abendwind und Sterne; und Ruhe senkte sich auf die Gemüther! ... So war's."

Den Beschluß des Hüttenbuches macht die

Rückersdorfer „Fata Morgana".

Abend war's und herbstlich kalt,
Fröstelnd sitz' ich in dem Wald,
Mocht' nicht bleiben, mocht' nicht gehen,
War zu träg', um aufzustehen.
Häßlich klagt der Eule Schrei,
Bild auf Bild zieht bunt vorbei,
Wechselnd rasch — halb Traum, halb Wachen.

Plötzlich Jauchzen, helles Lachen
Aus der fernen Hütte dringt,
Durch den Wald gar lustig klingt.
Teller klappern, Pfropfen knallen,
Hunde bellen, Hörner schallen!
Hurrahs! Vivats! ohne Zahl,
Kurz, ein Heiden-Mordsscandal!

Und ein Flammen und ein Leuchten,
Daß die grünen, thauesfeuchten
Blätter funkeln wie Smaragd,
Taghell ist die dunkle Nacht.

Und hoch aus des Waldes Mitte
Ragt ein Schloß, wo sonst die Hütte.
Dort ein reicher Jägertroß
Koppelt Meuten Hunde los.

Sieh, sieh da! Auf der Terrasse
Sitzt auf laubumwundnem Fasse
Max, mit blondem Lockenhaar;
Um ihn jauchzt der Freunde Schaar,
Jung und schön, Gesundheit sprühend,
Heiß von Wein und Freude glühend.

Und wer declamiret dort
Kriegsdrommetig fort und fort?
Ei! den hübschen, großen Jungen,
Sollt' ich kennen — ungezwungen,
Frisch und jung, wie Milch und Blut,
Geierfedern auf dem Hut —
Das bin ich! Es ist kein Zweifel!
Doch so jung, kaum achtzehn! Teufel!
Welchem Gotte bin ich Dank
Schuldig für den Jugendtrank?

Ha, aufs neue unverdrossen
Durst'gen Zuges trinkt, Genossen!
Jung sind wir, Wein, Weib, Gesang
Freut uns wieder jahrelang!
Will nun jubelnd, voll Entzücken
An mein Herz die Freunde drücken,
Greifen nach dem Festpokal —
Da wird's dunkel auf einmal,
Und die Freunde, und das Schloß,
Fackelglanz und Jägertroß,
Wie vom Sturmwind weggeblasen —
Ich erwach' auf feuchtem Rasen.
Häßlich klagt der Eule Schrei,
Ach! der schöne Traum vorbei!

Tief betrübt, mit müdem Schritte,
Schleich' ich nach der kleinen Hütte,
Und das helle Schindeldach
Leuchtet freundlich — und ich sprach:
„Weiß ich, ob die Zeit noch ferne,
Wo im Wehmuthschmerz ich gerne
Dein mit vollem Dank gedenke?
Wo ich schon bald vierzig alt,
Frisch noch zog durch Feld und Wald?
Sei gegrüßt! Will dich nicht schelten,
Nimmer lass' ich's dir entgelten,
Daß ein Traum mir führt' zurück
Jugendlust und Jugendglück!

Gabillon.

Den Sommer 1867 zog die ganze Familie an den Grundlsee; selbst das damalige Aussee, das noch gar nicht ahnte, daß es jemals ein wirklicher „Curort" werden könne, war Gabillons nicht ländlich genug. Die Reise dorthin war in der schönen Zeit, da die Eisenbahn nur bis Gmunden verkehrte, ein großes Unternehmen, und dauerte zwei Tage. Aber was für fröhliche Reisetage waren das! Man fuhr zu Schiff über den Traunsee, nachdem man in Gmunden die Freunde La Roche, Goßmann u. A. besucht hatte, übernachtete in Ischl und den nächsten Morgen nahm ein enormer Reisewagen die ganze Familie mit Sack und Pack auf — dann ging's die Traun entlang durch Goisern und Steg der „Pötschen" zu. War das Wetter nicht zu arg, dann verließ Gabillon bald mit den Kindern und den Hunden

den Wagen; singend und „jugizend", den Hut mit den Erstlingen der Alpenpflanzen schmückend, jeden Felsblock am Wege erkletternd oder überspringend, erreichte er die Höhe der Bergstraße. Sobald er seines alten Freundes Loser ansichtig wurde, begrüßte er ihn mit stürmischer Freude, und wehe! — wenn Frau Zerline im großen Proviantkorb nicht auch für einen stimmungsvollen Begrüßungstrunk gesorgt hatte! An jenem Punkte gabs auf der Heimreise auch immer den letzten wehmüthigen Abschied von den Aussee Bergen; so schrieb er einmal: „Als ich auf der Pötschenhöhe den Dachstein in vollem, rothem Morgenglanze flimmern und leuchten sah, da breitete ich unwillkürlich die Arme aus, als müßte ich das Alles noch ans Herz drücken! — —" Am Grundlsee logirten Gabillons in dem einzigen Wirthshaus, das damals dort existirte, das war zwar äußerst primitiv, aber gut und gemüthlich; hatte sehr niedere, weiß getünchte Zimmer mit wuchtigen Holzplafonds, deren Mittelbalken irgend eine längst vergangene Jahreszahl aufwies, ganz kleine Fenster mit grellrothen Vorhängen, schweren Thüren, die so niedrig waren, daß Gabillon sich jedesmal bücken mußte, wenn er aus- und eingieng. Dafür stand auf allen Thürrahmen C. † M. † B. und darunter waren verdorrte „Sunnawendbuschen" vom letzten Johannistag und geweihte Palmzweige befestigt, daß jeder Kommende geschützt sei vor Blitzschlag und Krankheit! Und es ging auch Allen vortrefflich in dem alten Hause, dessen enge Wirthsstube schon den vielgeliebten Erzherzog Johann aufgenommen, und das ein berühmtes Fremdenbuch besaß, in welches jeder Wanderer mit Enthusiasmus eingetragen hatte, daß er regendurchnäßt von irgend einer Gebirgstour dort angekommen sei und sich daselbst getrocknet und genährt habe! Unter denen, die sich am begeistertsten geäußert hatten, war auch der Maler Ranftl, dem zu Ehren eine romantisch gelegene Grundlseer Mühle, an einem wilden Wasserfalle, auf seinen Namen getauft wurde. So manches Jahr wies das Fremdenbuch dieselben Ankömmlinge auf, meistens Wiener, z. B. Ehepaar Standthartner, Ehepaar Nava, Primarius Dr. Seibert (derselbe, der zu Raimund in dessen Sterbestunde gerufen wurde), Maler Obermüllner, auch Julie Rettich mit den Ihrigen u. A. m. Und Alles war dort riesig vergnügt bei Sonnenschein und Regen — und es regnete damals ebensoviel als heute; man lief eben durchnäßt herum, kegelte frierend, solange man es aushielt; spielte dann Karten in der stets mit Tabaksqualm erfüllten Wirthsstube, sang und machte schlechte Witze. Die schönen Tage benützten Gabillons oft zu Ausflügen nach benachbarten Bergthälern; einmal gaben sie sich am Oedensee ein Rendezvous mit dem ihnen befreundeten, bald nachher in Irrsinn gestorbenen Sänger Ander. Es war ungefähr ein

Jahr vor seinem Tode und er sah noch seraphischer aus als sonst. Er war in tiefster Seele ergriffen von der Schönheit der mächtigen Alpenlandschaft, und unvergeßlich für seine Weggenossen wurde das Bild, wie er auf einem Felsvorsprung stand, in die sinkende Sonne schaute und auf die Bitte von Frau Zerline die Arie aus dem „Propheten" in die feierliche Abendstille hinaussang: „Herr, dich in den Sternenkreisen . . ." Es war das letztemal, daß die Freunde seine Stimme gehört — sie soll nie schöner geklungen haben. Natürlich machte Gabillon auch genug einsame Bergpartien mit mehr oder weniger Unglücksfällen, denn durch seine Freude am Ungewöhnlichen, noch nie Dagewesenen wurden ihm alle hergebrachten Wege verhaßt. Einmal war er bei einer Partie auf die Schoberwiese in Folge seiner Entdeckerleidenschaft in eine Situation gerathen, die Nestroy bezeichnend mit den Worten schilderte: „Rechts ein Précipice, links ein Précipice und in der Mitten nix." Eine Sennerin, die auf seine Rufe herbeieilte und ihm ein Seil zuwarf, rettete ihn aus dieser ungemüthlichen Situation. Aber auch zu Wasser waren ihm die unmöglichsten Fahrten die liebsten: wenn Nachts der Sturm heulte, die Wellen mit weißen Kämmen tosend ans Ufer rollten, Donner auf Donner den Blitzen folgte und der herabströmende Regen ihm ins Gesicht schlug, dann maß er freudig seine Kraft am Widerstande von Sturm und Wetter. Das Ziel seiner Fahrten war dann allemal dasselbe, die sogenannte „Kaffeehütte". Das ist eine aus Naturstämmen festgefügte Schifferhütte, die an der Nordseite des Sees, zwischen jäh abstürzenden Wänden, auf einem Lärchen beschatteten, Almrosen bewachsenen Felsvorsprung gebaut ist. Ihren so überaus civilisirten Namen hat sie von der sehr lustigen Grundlseer Gesellschaft erhalten, die zur heimischen Kaffeehausstunde dorthin ruderte und mitgebrachten Kaffee auf den moosigen Felsblöcken trank, übrigens an dieser Stelle auch keinen Widerwillen gegen andere Getränke zeigte, nach all denen man die Hütte zwar nicht nennen konnte, ihnen aber ein dankbares Erinnern bewahrte, indem man schön besternte Stoppelrudimente, auf welchen lehrreiche Inschriften, wie „Veuve Clicquot", „Vieux Champagne" u. dgl. m. zu lesen waren, an die Hüttenthür nagelte. Lustig genug ging's in der „Kaffeehütte" oft zu; Pfropfen knallten, Gläser klangen, Gesang ertönte; auf dem Herde flammte dann ein helles Feuer, das durch die offene Thür weithin leuchtete, an dem es bei Regen und Kälte gar behaglich war, und das Gabillon mit seltener Meisterschaft immer selbst entzündete. So jubelnd lustig er dort mit seinen Freunden auch war, tolle Ringkämpfe aufführend, Geschichten erzählend, die seiner Phantasie und der seiner Zuhörer den weitesten Spielraum ließen, mit seiner „kriegsdrommetigen" Stimme alle Singenden über-

tönend und die Freude des Augenblicks voll empfindend — so brachten seine einsamen, und besonders die stürmischen Seefahrten ihm doch noch höheren, nachhaltigeren Genuß! Freilich waren sie der Schrecken seiner Familie, aber er konnte sie nicht lassen, sie waren ihm innerste Lebensnothwendigkeit! Wie sehr er an seiner „Plätten" hing, die seine Fahrten alle mitgemacht, sprachen einige Zeilen aus, die er voll Grundlseer Heimweh, im Herbst nach Wien zurückgekehrt, an seine Frau gerichtet: „Im Uebrigen denke ich Tag und Nacht an euch und den Grundlsee! Du schreibst mir nicht, wer beim Wettfahren mein armes Schiff, das mir wirklich lieb geworden, steuerte? War es in unwürdigen Händen? Fehlte ihm die Hand des Herrn? Was habe ich Alles in dem Raum dieser paar Bretter gedacht, gewünscht, empfunden! Wie heimlich bekannt klingt mir noch jetzt der Ton im Ohr, wenn's an den Felsen bei der ‚Kaffeehütte' anstieß, wie resolut und charaktervoll klirrte immer die dicke Kette! Vorbei! Vorbei!" Von jener „Kaffeehütte" existirt noch eine treffliche Skizze von Obermüllner: an der offenen Hüttenthür, durch die das Herdfeuer in die landesüblich verregnete Gegend hinausleuchtet, sitzt Gabillon, so wie er am Grundlsee meist ausgesehen. In einem verwetterten Lodengewande von moosgrüner oder erdbrauner Farbe, deren einfach undefinirbare Abtönungen Sonne und Regen harmonisch ineinander gestimmt hatten, und die ihn wie Eins erscheinen ließen mit der Natur um ihn herum. — —

Als Gabillons in den ersten Tagen des August in Wien eintrafen, gährte es in der Direction des Burgtheaters gewaltig. Der Oberstkämmerer Fürst Auersperg war am 8. Juli gestorben. Alsbald traten auch jene vollständigen Umwälzungen in der Leitung des Theaters ein, die Laube dem neuen Intendanten Halm-Münch gegenüber die Cabinetsfrage stellen ließen. Am 30. August schrieb darüber Gabillon an Betty Paoli: „... Laube — Münch! Wer weiß, was in der Zukunft Schooße liegt. Das Eine scheint sicher, daß Münch durchaus keine Neigung zeigt, „gemalter König" zu sein. Münch bleibt nur unter der Bedingung, daß ihm die vollständige artistische Oberleitung wird, Wahl der Stücke, Besetzung der Rollen ꝛc. ꝛc. Natürlich ist unter solchen Verhältnissen die Frage Laube's: ‚Was bin dann ich?' eine berechtigte. Und trotz alledem glaube ich, daß Laube bleibt, weil er gar so gerne bleiben will! ..." Ueber diese Zeit liegen kurze Notizen von Frau Zerline vor, die die Stimmung in Haus und Theater sehr charakteristisch wiederspiegeln.

12. September. Nach Baden, dort Probe, dann gemeinschaftlich gespeist. Bei Tisch Telegramm von Baumeister, der Laube's Rücktritt meldet, was sich aber noch nicht ganz bestätigt. Abends animirt gespielt.

25. September. Louis bringt mir die Nachricht aus der Stadt, daß ich den „Nadir" spielen soll („Begum Somru"). Im Theater große Verwirrung. Laube noch immer nicht entlassen.

Am 26. September steht neben der Meldung: ein Gast — Mitterwurzer, die dick unterstrichene, mit neun Ausrufungszeichen versehene Nachricht: „Endlich ist die Vergeltung da; Heinrich Laube ist nicht mehr Director des Burgtheaters!"

27. September. „Statthalter von Bengalen" (von Laube). Excesse im Theater durch Laube's Partei waren vorauszusehen, die Ausführung indes höchst ungeschickt, es war ein Gepolter und Geschrei, wie es von 16jährigen Buben, die die Gallerie für diesen Zweck füllten, zu erwarten war.

13. October. Erstes Feuilleton Laube's über das Burgtheater in der „Neuen Freien Presse".

18. October. „Begum Somru" (von Halm) zum erstenmale. Scandalöse Scenen im Theater durch eine von Laube's Partei arrangirte Opposition, es ging den ganzen Abend bei jeder Applausäußerung ein Zischen durchs Haus, wie ich es im Burgtheater nie gehört; der Beifall erstickte jedoch meist die Lärmmacher, das Publicum kam aber dadurch zu keinem reinen Eindruck und wurde erst im vierten Acte mitgerissen, der auch meisterhaft ist. Die ersten Acte sind etwas kalt, und ich glaube nicht, daß das Stück eine große Anziehungskraft haben wird.

19. October. Halm bei uns gewesen. Stimmen der Kritik, wie sich erwarten ließ, sehr schwach, wollen das Stück um jeden Preis unmöglich machen.

20. October. Artikel von Laube über „Begum Somru" ... Speidel hier gewesen, nächsten Artikel besprochen; seine Kritik auch schon erschienen.

22. October. Bei Halm gewesen. Interessantes Gespräch gehabt; Dingelstedt wird wahrscheinlich doch Director ...

Dingelstedt ist aber bekanntlich erst drei Jahre später Director geworden, einstweilen wurde August Wolff, Oberregisseur des Mannheimer Theaters, an die leitende Stelle berufen, über den sich Gabillon einige Monate später folgendermaßen äußerte: „... Das Theater sieht aus, wie die Wien im Hochsommer — stagnirender Sumpf. Eine ewige Geschäftigkeit, die weder fördert noch nützt, die höchstens lächeln macht und dabei ermüdet. Wolff hat den besten Willen, scheint auch sonst ein ganz traitabler Mensch, aber er ist der Sache und vor Allem den Schauspielern nicht gewachsen. Was kann demnach das Schicksal des armen Wölffchens auf die Dauer sein? Daneben bildet sich Halm zu einem kleinen Tyrannen aus. Er hat eine Selbstständigkeit zum Verzweifeln, eine Selbstständigkeit, die alle geschäftliche Ordnung umstößt. Er arbeitet fortwährend zusammenhangslos und ohne Verständigung mit der Direction, und wird dabei auf das glänzendste von einer vollständigen Theaterunkenntniß unterstützt." Die persönliche Fehde mit Laube hat, wie man sieht, Gabillon schon damals nicht verleitet,

dessen außerordentliche dramaturgische Gaben und seine dauernden Verdienste im Vergleiche mit seinem Nachfolger zu verkennen oder herabzusetzen. Mit den Jahren milderte sich auch die Spannung im äußeren Verkehre. Laube lud Gabillon auf seine Jagden, und in seinen „Erinnerungen" war der Stolz auf die durch seine Initiative dem Burgtheater gewonnenen Talente des Ehepaares Gabillon stärker als ehedem in seinem Buche: „Das Burgtheater" das Ressentiment des hartbedrängenden und hartbedrängten, eben entlassenen Directors. Wie sehr Gabillon selbst aber bemüht war, im Laufe der Zeit zu einem unbefangenen, Gutes und minder Gutes der Laubeschen Burgtheater-Periode gerecht abwägenden Urtheil zu gelangen, wird sich noch in manchem folgenden Brief und Tagebuch-Eintrag zeigen. Im Gespräch faßte er seine Meinung über Laube in dem knappen, erschöpfenden Satz zusammen: „Der gehört zu uns!" (Schauspielern.) Das war bei alledem das höchste Lob, das Gabillon einem Theaterleiter spenden konnte. Denn seines Erachtens waren echte Directoren nur diejenigen, die wie Schreyvogel und Laube verstanden, Schauspieler zu entdecken, zu erziehen und im Dienste echter Dichter zu allseitiger Entwicklung ihrer Künstlergaben zu führen.

Drittes Capitel.

Vom Sturze Laube's bis zum 25jährigen Burgtheater-Jubiläum.

Was man nicht Alles für Leute kennt,
Und wie die Zeit von dannen rennt —
Was werd' ich noch Alles erleben müssen!
Erster Jäger. — Wallenstein's Lager.

Laube's Erbe hatten Baron Münch (Friedrich Halm) als Intendant und Wolff als Director angetreten. Beide waren ihrem Vorgänger und ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Das vorhin wiederholte Wort, das Gabillon wenige Wochen nach dem Amtsantritt des neuen Leiters der Hofbühne an Betty Paoli geschrieben, galt leider auch für die folgenden Jahre von Wolff's Wiener Thätigkeit im vollsten Umfange: das Burgtheater stagnirte. Es fehlte Münch an der durchgreifenden Energie, Wolff an dem rechten Zug und Schwung. Ihr Preisausschreiben für deutsche Lustspiele brachte zwar einem neuen Mann, Hippolyt Schauffert, vorübergehenden Erfolg. Wolff legte auch wiederholt guten Willen für Neu-Scenirungen classischer Stücke an den Tag; er theilte bei einem dieser Anläufe Gabillon den „Wallenstein" zu. Allein es blieb ihm versagt, während seiner dreijährigen Wirksamkeit auch nur eine einzige dramaturgische That von dauernder Bedeutung zu vollbringen. Ruhmlos, wie er 1867 gekommen, schied er 1870, um einem echten Theaterregenten, Dingelstedt, Platz zu machen. Gabillons Schicksale unter diesem Zwischenreich werden uns wiederum am wirksamsten seine Briefe und Aufzeichnungen vergegenwärtigen.

Das Jahr 1868 brachte ihm an Neubesetzungen u. A. den „Pandulpho" in „König Johann", den „Glendower" in „König Heinrich IV". In Novitäten

war er in „Agnes Bernauer" als „Graf Törring", in „Sophonisbe" als „Oberst", in Schauffert's Preislustspiel: „Schach dem König" beschäftigt, in dem er zuerst die kleine Rolle des leidenschaftlichen Rauchers und jungen Ehemannes „Montgommery" mit viel Laune spielte, und bei einer späteren Wiederaufnahme des Stückes im Jahre 1890, den „Schiffer Thompson" mit breitem Behagen darstellte. Im Ganzen erfuhr sein Repertoire in diesem Theaterjahr keine hervorragende Bereicherung. Dafür aber hatte er umso glücklichere Erlebnisse während der Ferien, denn das Ehepaar Gabillon gastirte mit Ehepaar Hartmann und Dr. Förster am Berliner Wallnertheater, was einen vollen Sieg auf der ganzen Linie bedeutete. Aufgeführt wurde: „Was ihr wollt", „Gönnerschaften", „Verarmter Edelmann", „Miß Susanne", „Lady Tartuffe", „Diplomat der alten Schule", „Feuer in der Mädchenschule", „Wenn man nicht tanzt", „Für nervöse Frauen". Im Gegensatze zum Schweizer Gastspiel sind über die Berliner Erfolge Dutzende von Kritiken chronologisch geordnet erhalten geblieben, die ein Freund der Wiener Künstler gesammelt, und all die langen Artikel und kurzen Notizen, sie melden so ziemlich dasselbe: von nicht endenwollendem Jubel, lauter Begeisterung, Bergen von Lorbeeren, übervollen Häusern, brillanten Einnahmen! So kehrten Gabillons in glücklich gehobener Stimmung in die hübsche Dornbacher Villa heim, die sie gemiethet hatten. Doch blieb die Freude nicht ungetrübt. Frau Zerline hatte sich bei dem Gastspiel überanstrengt und mußte, dem Gebote des Arztes folgend, sich durch einige Wochen Curgebrauch in Reichenhall wieder für ihre winterliche Burgtheater-Thätigkeit kräftigen. Ueber all das berichtet Gabillon der besorgten Freundin Betty Paoli:

August 1868.

Wie wohl thut mir Ihr Brief, meine liebe, gute Betty, wie freut mich Ihre herzliche Freundschaft für Zerline; ängstigen Sie sich nicht um sie, ich kann Ihnen mit gutem Gewissen sagen, daß nicht die mindeste Gefahr vorhanden. Sie sieht wohl und vortrefflich aus, könnte auch jetzt ohne große Beschwerde spielen; aber die Aerzte behaupten, das Uebel sei nicht vollkommen gehoben und für den Winter müsse sie eine Deckung haben. So sehr sie sich sträubte, habe ich sie sofort aufgepackt und trotz Münch, der sich ganz wie weiland Laube benahm, nach Reichenhall geschickt! und ich, liebe Betty, irre jetzt wie ein Waisenkind umher.

In Berlin ging es uns in jeder Beziehung vortrefflich. Wir haben Triumphe aller Art gefeiert, und vor Allem Zerline war fortwährend ganz wohl und fühlte sich so recht in ihrem Fahrwasser, das weiche Klima dort hat ihr trotz des vielen Spielens sehr wohl gethan! Adieu, liebe Freundin, viele Grüße für Sie und Frau Baronin Stein,*)

*) Die bekannte Malerin.

der ich undankbarer Mensch noch immer ein Dankschreiben schulde, aber vielleicht werden Sie mich entschuldigen, Sie kennen die Theaterverhältnisse und wissen, was es heißt, ein Gastspiel arrangiren, leiten und daneben 28mal spielen. Tausend Grüße

Ihr

L. G.

Am 2. September schreibt er seiner Frau über eine Aufführung von Hebbel's „Michel Angelo" zu Ehren der Maler.

. . . Gestern Abend „Michel Angelo". Ich hatte einen beispiellosen Erfolg. Nach der großen Rede des zweiten Actes dauerte der Beifallssturm minutenlang. Die Leute wollten sich gar nicht wieder beruhigen! Zum Schluß viermal gerufen! Jetzt wollen wir sehen, wie's morgen im Burgtheater geht. Ich schreibe Dir sofort. Wenn ich heute etwas unleserlich bin, so hat das seinen Grund in verschiedenen Krügeln Bier, ich kann kaum aus den Augen sehen. Ich war mit dem Künstlervolk bis zwei Uhr in der Kneipe, meine Gesundheit wurde so oft getrunken, ich mußte so oft anstoßen, daß — daß — Du weißt schon, meine Alte, wie's Deinem armen Mann in solchen Lagen des Lebens geht! — . . .

Einige Tage darauf schreibt er wieder:

. . . Ich wünschte sehr, Du säheſt mich recht bald als „Michel Angelo", ich glaube Vortreffliches zu leisten, meine Maske ist excellent, der Charakter paßt mir auf ein Haar. Denke Dir, trotz des augenblicklichen Kampfes zwischen Wolff und Gabillons hat er mir unendliche Complimente gemacht. Es sei eine außerordentliche Leistung, meinte er. Münch hat es sich und uns bis jetzt versagt, das neue Stück (für ihn wenigstens neu) anzusehen. Dem Mann wird seine Leidenschaft fürs Theatergehen noch schaden! . . .

Den Sommer 1869 verbrachte die ganze Familie in Reichenhall, das Gabillon folgendermaßen schildert:

Meine liebe Betty!

Wie das Kind der Mutterbrust, sah ich den langersehnten Ferien entgegen. Wie oft träumte ich des Abends in irgend einer langweiligen Komödie von duftenden Matten, von glitzernden Seen, die freundlich zum Bade laden. Und nun? Hätte ich mein Pelzjankerl hier, ich zöge es an. Auch darüber würde ich nicht murren, aber Sie haben keine Idee von der eisernen Consequenz dieser Reichenhaller Regenwolken. Nacht und Tag spinnen sie ihren nassen, den stärksten Juchtenstiefel durchweichenden Spagat. Meine Stiefel (ich bin als Stiefelbesitzer Specialist) sind nur noch unförmliche Klumpen. Aber trotzdem stürme ich täglich in die Berge hinaus und amüsire mich merkwürdigerweise sehr gut. Einige Tage hatte ich in meinem Director Wolff einen prächtigen Reisegefährten. Unermüdlich trocknete er Tag für Tag Kleider und Stiefel, und bewährte

er sich als leidenschaftlicher, ausdauernder Fußgänger. Bin ich ein rechter Menschenkenner, so kommt meiner Frau dies Wetter ganz à propos. Ihr malitiöses Lächeln scheint zu sagen: „Warte nur! — jetzt mußt Du hier aushalten!" Im Uebrigen wird Reichenhall verkannt, die Gegend ist reizend. In kürzester Zeit erreicht man die wildesten Bergpartien, die man nach Herzenslust ungestört durchstreifen kann, da die Eingebornen des Landes dergleichen Naturexercien verabscheuen, und die Badegäste wegen kurzer oder gänzlich mangelnder Lunge auf die Ebene, eigentlich ausschließlich auf den Curgarten angewiesen sind, der nebenbei 6—8 Stunden des Tages von einer mittelmäßigen Curkapelle verunreinigt wird! Ein Gutes hat Reichenhall, billig ist es, horrend billig im Vergleich zu anderen Curorten. Und weshalb? Die Badegäste sind meist Norddeutsche oder besser Berliner. So ein braver Beamter trinkt nicht eher sein Seidel Bier, bis er nicht genau den Preis kennt. Und die Tüllhauben umrauschte Land- oder Regierungsräthin, die Frühstück und Jause persönlich einkauft, handelt und marktet mit wahrhaft Königgrätzer Energie. Trotzdem oder vielleicht eben deswegen haben sie sich bei den dickschädligen Bayern in großen Respect gesetzt, und ich glaube, daß die preußische Regierung gut thäte, ein paar hundert pensionirte Beamtensgattinnen hierher zu verstreuen! — . . . Einige Stunden des Tages bin ich recht fleißig; ich bin einer von den unglücklichen Menschen, die die Wonnen eines vollständigen Müßigganges nicht würdigen können! Unter Anderem habe ich durch Wolff's Güte Laube's „Demetrius" lesen können — allmächtiger Gott, ist das eine Verballhornung! — . . . Dieser „Demetrius" ist genau nach dem Muster des „Struensee" geschnitten. Ein von Edelmuth stinkender, dummer, waschlappiger Geselle! . . . Ist das der „Demetrius", den Schiller schlau, kühn, verwegen, allen Machthabern schmeichelnd, auf dem Reichstage als gebornen Herrscher sprechen läßt? Es gibt keine rachsüchtigere, unerbittlichere Person als die Poesie. Ihre Jünger müssen echt und wahr sein, sonst schlägt sie deren Augen mit Blindheit! . . . Adieu, liebe Betty,

Ihr L. G.

Unter Wolff's Direction wurde auch im Mai 1868 „Gustav Wasa" von Bernhard Scholz gegeben und der Dichter kam dazu nach Wien. Das Stück hat zwar nicht mehr als vier Aufführungen erfahren, doch ist ihm dafür reichlich in bestem Rheinwein zugetrunken worden, und ein Gedicht, das einen tiefen und erfreulichen Einblick in das einheitliche Zusammenwirken des Dichters, des Darstellers und des Kritikers gewährt, hat uns Bernhard Scholz zurückgelassen. Es ist an Frau Zerline gerichtet und lautet:

„Angebetete schöne Frau!

Sie haben vergessen,
Daß der „wilde Jäger" soll bei mir essen,
Respective stücken soll Früh
Bei mir — haben vergessen Sie.
Jetzt sitzt er bei mir ganz verwundert,
Ißt und trinkt für hundert,

Spricht von Fasanen, die er geschossen,
Von einer Leseprobe, die ihn verdrossen.
Und er hofft, daß ihn sein liebes Weib nicht scheltet,
Wenn er, daß er heut' nicht mehr nach Hause kommt, meldet.
Also, Verzeihung für jedes Seitel,
Wir grüßen Alle: Er, ich und Speidel.

Also Verzeihung für unsere ‚Kneiperei.' — Ihr getreu ergebener

Bernhard Scholz."

September 1869.

Liebe Betty!

... Was sollen wir uns täuschen? Abwärts geht's und je länger, desto schneller rollt das Rad. Eine Lebensfrage für mich und Zerline ist die französische Komödie oder vielmehr die Cultivirung derselben bei unserer Bühne. Das vormärzliche Gemüth unseres hohen Chefs will deutsches Lustspiel, deutsche Sitten- und Charakterbilder. Schön! aber woher nehmen und nicht stehlen! Er hilft sich dadurch, jeden Schmarrn von irgendeinem Huber, Müller oder Schmidt zu protegiren. Fällt's durch, so gibt man ein anderes, denn schreibselig sind die Deutschen, das muß man ihnen lassen! Der Dichter der „Griseldis" und des „Ingomar" ist im Princip gegen das französische Sittengemälde, wie man noch vor Kurzem hier in Oesterreich im Princip gegen die Constitution war. Die Folgen lassen bei solcher Principienreiterei nicht lange auf sich warten. Exempla sunt odiosa. Am 16. September tritt Weilen mit „Rosamunde" vorübergehend im Burgtheater auf. Am 1. October soll Schauffert mit einem miserablen einactigen Dings, „Das Mußestündchen des Ministers" vorgeführt werden, dann kommt Mosenthal mit einem ziemlich guten, lebensfähigen Stücke „Isabella Orsini". Nur dunkle Gerüchte murmeln von einem dritten Theile der „Nibelungen". So steht's! Und dabei soll man Lust und Liebe zur Sache haben.

Gestern sah ich die Bestvali als „Hamlet". Ein weiblicher Dawison, alles Detail aber virtuosenhaft, hie und da mit immenser Wirkung. Ein Weib in hoher Tragödie in Männertracht widert jeden Mann mehr oder weniger an. Organ, Bewegung, Körperbau reißen fortwährend aus der Illusion. Was nützt da verständiges Sprechen und effectvolles Weinen, die Natur ist eben auf den Kopf gestellt und das verträgt ein gesunder Kritiker nicht. Sie spielt morgen oder übermorgen den „Petrucchio", den Mann der Männer.

Ihr L. G.

October 1869.

Liebe Betty!

Von Tag zu Tag erwarten wir einen Brief von Ihnen. Vergebens! Wir waren wirklich Lastthiere, im wahren Sinne des Wortes. Die arme Zerline hat sich in den letzten Wochen jammervoll abgequält. Sie spielte im October 18mal, hatte unzählige Proben und so- und soviele Costüme zu arrangiren. Jetzt hat sie seit acht Tagen einen festen Schnupfen, der sie aber nicht im Spielen hindert. Uebrigens ist eine merkwürdige

Metamorphose in ihr vorgegangen, sie hat ganz plötzlich einen wirklich echten, tragischen Ton gefunden. Ich stand am Abend von Mosenthal's „Isabella Orsini" überrascht hinter der Coulisse und kannte meine eigene Frau nicht. Alles war echt innerlich, kräftig, von dämonischer Gewalt. Sie wurde mit Beifall überschüttet. Vor einigen Tagen hatte sie einen gleichen Erfolg als „Armgard" in „Tell". Alle Theatergänger (sogar unser Director) versicherten: seit der Schröder sei ähnliches nicht dagewesen. „Isabella Orsini" wird sich noch lange auf dem Repertoire erhalten. In der letzten, d. h. in der sechsten Vorstellung war 900 Gulden. Josef Wagner, der lange Entbehrte, ist bereits als „Tell" und „Hamlet" unter ungeheurem Jubel aufgetreten, aber lange, glaube ich, wird die Freude nicht dauern. Er sieht aus, als lebe er durch eine eingesetzte, sehr ordentlich gemachte Maschine, er macht mir den Eindruck, als gehöre er nicht unter lebendige Menschen! Der „Erbförster" ging neulich mit Förster in Scene. Du lieber Gott, was gemacht werden konnte, wurde gemacht. Vielleicht war es für alle die recht gut, die Anschütz nicht gesehen. Er war rauh und grob, wo er markig sein sollte, und weinerlich statt weich. Bei alledem war es das Beste, was ich bis jetzt von ihm gesehen. Die Theatralia wären somit erschöpft, außer Sie ließen es als Neuigkeit gelten, daß Münch „Isabella Orsini" bis jetzt nur bis zum dritten Act kennt, überhaupt aber nie ins Theater geht, worin ihn Rettich als glänzender Regisseur lebhaft unterstützt. O, es ist wunderbar, — der vielgeschmähte Laube hatte niemals so viele und so grimmige Feinde als der milde, wohlgesinnte, sanfte, Hände küssende Generalintendant. Der Mensch ist das verkörperte vormärzliche Oesterreich. Ein Bureaukrat der ältesten Schule. Kriechend vor Höheren, hochfahrend gegen Untergebene. Denken Sie nur, unser altes Vorrecht, daß wir Burgschauspieler nie dem Hervorruf des Publicums Folge leisten dürfen, ist durchlöchert. Herr v. K., der den abwesenden Oberstkämmerer vertrat, wünschte, Herr Josef Wagner möge in „Tell" nach dem starken Applaus des Publicums erscheinen und — Münch gibt es zu. Natürlich wurde er 15- bis 16mal gerufen, und die Consequenzen zeigen sich. Beim zweiten Auftreten Wagner's johlte die Gallerie eine volle Viertelstunde, so daß La Roche genöthigt war, eine Rede zu halten, worin er dem Publicum verkündigte, daß die Gesetze „eigentlich" den Hervorruf nicht gestatten. Diese Rede hielt er als „Polonius"!!! Wäre das unter Laube möglich gewesen? Der hätte den alten v. K. schön abgefertigt.

Ihr L. G.

In der Vorstellung des „Erbförsters", die Gabillon im Briefe erwähnt und die am 24. October stattgefunden, spielte er den „Lindenschmidt" zum erstenmal. Von jeher war er ein leidenschaftlicher Verehrer des Stückes und des ersten Darstellers der Titelrolle gewesen; und so zeichnete er später einmal den Eindruck auf, den alle „Erbförster" des Burgtheaters der Reihe nach auf ihn gemacht, wie folgt:

„Heinrich Laube soll einmal in seinem Leben geliebt haben, so behaupten ernsthafte, glaubwürdige Leute, die ihm nahe standen, und diese echte, unverfälschte Liebe gehörte dem besten englischen Pointner, der jemals Hühner und Schnepfen stand. Er hieß Cäsar, und eine Jagdautorität nannte ihn

Professor. Bei einem Spaziergange um die alte Bastei wurde Cäsar plötzlich vom Schlage gerührt; er starb, ohne noch einmal die Hand des geliebten Herrn geleckt zu haben, er starb sozusagen in seiner Sünden Blüte, denn Tags zuvor hatte er gegen allen Jagdbrauch einen Hasen im Lager abgefangen und zerrissen. Ich sehe Laube noch vor mir, wie er seinen Liebling streichelte, die harten Züge weich, der Mund zuckend, die sammetnen Augen voll Thränen. Böse Menschen sagen, Laube habe in seiner Affenliebe den Hund zu Tode gefüttert! Wahr ist, daß Herr und Hund — Sofa und Braten theilten. Durchaus unverbürgt aber ist die Behauptung einiger Schauspieler, daß Meixner gleiche Gunst wie der Hund genossen. Cäsar war todt, und sein Nachfolger wurde auch gestreichelt, aber ohne jenen liebevollen Blick, den man nur noch einmal im Leben an Laube gesehen haben will.

Die Liebe zu den Hunden hatte ich mit Laube gemein. Noch tief ergriffen, erzählte ich meinem lieben Freund und Hausgenossen Faust Pachler die Geschichte; er war Factotum des Rettich'schen Hauses und als solches in alle Burgtheatergeheimnisse eingeweiht. Fast täglich theilte er mir einen neuen Plan mit, welchen die „Alten" ersonnen, den verhaßten Tyrannen zu stürzen. An der Spitze der Verschwörung stand Halm, welcher dem Director nicht verzeihen konnte, daß seine angebetete Julie in böswilliger Weise ins Mutterfach gedrängt wurde. Mein Faust hörte die rührende Hundegeschichte ruhig an und sagte dann: „So merkwürdig es klingt, Laube hat außer dem Cäsar auch einen Menschen, ja sogar einen Dichter geliebt. Höre nur! Am 12. April 1850 wurde der „Erbförster" zum erstenmale aufgeführt. Die Aufnahme des Stückes war ziemlich lau, nur die Schauspieler wurden von dem übervollen Hause stürmisch applaudirt. Aber Laube war voll Begeisterung. Seine Augen leuchteten so liebevoll, so innig, daß keiner sich erinnern wollte, jemals den Director so gesehen zu haben. Alles staunte, und Löwe umarmte die Rettich und jubelte freudestrahlend: „Julie, der Kerl liebt, jetzt dauert's nicht lange mehr mit ihm!" In einer Beziehung hat Löwe recht: Laube liebte den Dichter des „Erbförsters" aufrichtig, und bewies es durch die That. Er hob und förderte ihn, wie und wo er konnte.

Otto Ludwig war ein außergewöhnlich bescheidener und zurückhaltender Mann, ohne Pose, ohne Komödianterei, echt, klar und wahr — wie sein „Erbförster" — vielleicht auch ebenso eigensinnig. Laube meinte, Bescheidenheit sei gewöhnlich Scheu, Unsicherheit. Otto Ludwig aber imponirte ihm: das war ein noch nicht dagewesener Mensch! Wie kann man den „Erbförster" geschrieben haben und bescheiden sein? Das war geradezu beängstigend! Genug, Heinrich bewunderte und liebte. Er nannte den „Erbförster" die bedeutendste

Schöpfung der Neuzeit. Die Presse mit wenigen Ausnahmen war gegen das Stück. Der größte Theil des Publicums ebenfalls. Man nannte es roh, grausam, den letzten Act haarsträubend. Du lieber Gott! Wie konnte einem Publicum, das für Halm und Mosenthal schwärmte, manchmal auch Otto Prechtler ein bischen gelten ließ, der „Erbförster" behagen? Nach Laube's Meinung war ein Erfolg nur dann ein wirklicher Erfolg, wenn er reiche Tantième im Gefolge hatte. Er beschwor Otto Ludwig, aus dem Trauerspiel ein Schauspiel zu machen, das Stück gut ausgehen zu lassen. „Das wäre ein neues Stück," meinte Otto Ludwig; „wenn man nicht nach dem ersten Acte fühlt, daß ein tragischer Ausgang nothwendig, dramatisch geboten ist, dann bewältigt der Darsteller des ‚Erbförsters' seine Rolle nicht. Anschütz gibt mir mit seiner Darstellung recht!" — „Jawohl," entgegnete Laube, „Anschütz!! Und wer noch? Anschütz ist der Einzige, der das kann. Der alte Herr ist zur Hälfte ein Löwe, zur Hälfte ein Steinbock, und, was die Hauptsache, durch und durch wahr! Finden Sie einen Zweiten, so bringen Sie ihn her — ich wiege ihn mit Gold auf, und wäre er noch dicker als der Alte." — Laube redete vergebens in Otto Ludwig hinein. Die Aussicht auf fünfzig große Tantièmen lockte den Mann nicht, der, hungrig und frierend, in elender Dachkammer, mit glühender Begeisterung viele Tage und Nächte gearbeitet.

Anschütz war wirklich der einzige „Erbförster", wie er Otto Ludwig vorgeschwebt. Wenn der Alte in rührender, naiver Weise sein ererbtes Recht behauptete und wie ein gereizter Löwe forderte, da mußte ihm, für den Augenblick wenigstens, der trockenste Jurist zustimmen. Man erschrak vor dieser Größe furchtbaren Gewalt. Seine Rede klang wie Donner, und doch hörte man die Klage des Kindes heraus. Er überschrie sich niemals, seine vollendete Technik ließ ihn nie die Linie seines physischen Könnens überschreiten. Er braucht aber kaum mein langathmiges Lob; die ihn gesehen, wissen, was er war; die ihn nicht gesehen, werden nie begreifen, daß es dergleichen geben konnte.

Bei alldem hatte Laube von seinem Standpunkte aus recht! Anschütz starb und Förster folgte. Dieser lieferte eine schlechte Copie seines großen Vorgängers; er kämpfte als „Erbförster" nicht für ein ererbtes, ihm heiliges Recht. Er war nur rechthaberisch, überlaut und höchst unangenehm. Er bewegte nicht, er schreckte nicht! Es war dem Zuschauer furchtbar gleichgiltig, ob dieser „Erbförster" an der Kirchhofsmauer oder an einem schöneren Orte begraben wurde. Die scharfgezeichneten Figuren des „Stein" und des „Weiler" — Löwe und La Roche — überragten hoch die verwischte Gestaltung Förster's. Auf Förster folgte Lewinsky. Er spielte den „Erbförster" ein-

mal. Heute spielt Baumeister den „Johann Ullrich" — das ist der richtige Erbförster Laube's. Ein tüchtiger, energischer Mann, der sehr böse sein kann, aber im Grunde unendlich gutmüthig ist. Gäbe der „Stein" ihm ein gutes Wort: Alles wäre in Ordnung — Versöhnung, Hochzeit, ungeheure Bowle, große Rührung — großartige Tantième! Der „Erbförster" würde ein sogenanntes Cassenstück und einen Zulauf haben, wie anno dazumal Iffland's „Jäger". — —

Im kleinen Rahmen der Rolle des „Lindenschmidt" gab Gabillon eine seiner größten und wahrsten Leistungen. Den ganzen Kerl in seinem Elend und seiner Verkommenheit, hatte er — wie er erzählte — selbst vor sich gehabt und so wie er ihn geschaut, auf die Bühne gestellt: er war einmal nach der Vorstellung mit einem Nachtzuge nach Korneuburg gefahren und im Morgengrauen durch sein Waldrevier auf den Anstand gegangen. Zu seiner Ueberraschung fand er, an den Baum gelehnt, den er sich selbst als Standort ausersehen — einen anderen Schützen! Als er ganz nahe herangeschlichen, erkannte er einen herabgekommenen Rückersdorfer Weinbauern, in dem er oft genug den Wilderer vermuthet, den aber nie ertappen konnte. Nun, hatte er ihn! Und nach Jägerart wollte er ihn auch festnehmen. Der aber begann ihn anzuflehen, er möge ihn doch laufen lassen, er sei ohnedies krank und werde es nicht mehr lang machen, komme er nun noch ins Loch, so sei es gleich aus mit ihm! Und bei seiner Seele Seligkeit schwur er, nie mehr zu wildern. Das letztere glaubte ihm Gabillon zwar nicht — aber er ließ ihn laufen, seltsam betroffen von dem unheimlich verzweifelten Auflachen des wüsten Gesellen, der bald als „Lindenschmidt" wieder aufleben sollte!

Unter seinen sonstigen mehr oder weniger rasch vom Repertoire verschwundenen neuen Rollen des Jahres 1869 war eine bleibende Erscheinung, die sich aus seinem Naturell voll entfalten konnte; es war der „Saladin" in „Nathan dem Weisen". In der edlen Gestalt brachte er all die Hoheit, Tapferkeit und Güte zur Geltung, die der Dichter hineingelegt, und überzeugender als er, konnte kein „Saladin" die Worte sagen:

Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen; soll auf Glatteis führen.
Wann hätt' ich das gekonnt? . . .

und wieviel Kraft und Jubel brach durch den begeisterten Ausruf: „Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd und einen Gott! — Was brauch' ich mehr?" — Sechs Jahre später spielte er dann den „Al Hafi". Aber 1870 schon ist er der wirkliche „Defterdar" seiner Standesgenossen geworden! Ebenso treu

und rechtschaffen, doch zum Glück erfolgreicher in seiner zähen, deutschen Ausdauer als der ungestüme Derwisch.

Er hatte mit zwei anderen Collegen den Plan gefaßt, einen Verein zu gründen, der den Schauspielern und ihren Hinterbliebenen eine pekuniäre Deckung verschaffen sollte, unabhängig von den jeweiligen Theaterbehörden der Mitglieder. Und so wurde jener Verein gegründet, der, wie es nach dem Wortlaute des ersten Gesetzesparagraphen heißt: den Namen „Schröder" führt, seinen Sitz in Wien hat und im Jahre 1870 auf Grund der von den Hofschauspielern Herren: Dr. A. Förster, L. Gabillon, Ad. Sonnenthal und dem Hof- und Gerichtsadvocaten Herrn Dr. Nava entworfenen und von den Mitgliedern des k. k. Hofburgtheaters angenommenen Statuten gegründet wurde. Die erste Anregung zu dem Unternehmen wurde durch Sonnenthal gegeben, der — ebenso wie seine Collegen — oftmals aufgefordert wurde, bei Wohlthätigkeits-Veranstaltungen mitzuwirken; und der sich zu Gabillon einmal darüber aussprach, daß die Schauspieler, die sich immer einsetzen, wo es gilt, Anderen zu helfen, auf gleiche Art doch auch für sich selber sorgen könnten. Gabillon in seiner energischen, stets hilfsbereiten Art, Förster mit seiner organisatorischen Begabung setzten diesen Gedanken alsbald in die That um, und die Mittel und Wege zur Beschaffung des nöthigen Capitales wurden erwogen. Die Schauspieler selbst brauchten keine Beiträge einzuzahlen, sondern es wurden alljährlich — mit Zustimmung der Behörden — zwei Vorstellungen für die gute Sache gegeben, die auch noch das bedeutende künstlerische Resultat hatten, daß Stücke und Besetzungen über die Bretter gingen, die im herkömmlichen Spielplane sonst nicht Raum gefunden, und dem Publicum, sowie den Schauspielern damit ganz neue Anregungen brachten. Von Gastspielen oder Mitwirkung der Schröder-Mitglieder bei anderen Wohlthätigkeits-Vorstellungen, Concerten ꝛc. mußte ein bestimmter Procentsatz der Einnahme an den Verein abgeliefert werden. Auch manche Spender außerhalb der Theaterkreise gab es, die sich dem Unternehmen durch einmalige Einzahlung einer Summe oder alljährliche Beiträge wohlthätig erwiesen. Schließlich wurde sogar noch mit der Feder Einiges verdient! Im Jahre 1880 schrieben auf Veranlassung von Siegmund Schlesinger fünfundzwanzig Schauspieler Feuilletons für das „Neue Wiener Tagblatt", zum Schlusse wurden die einzelnen — durchwegs autobiographischen Skizzen — in einem Bande: „Das Decamerone des Burgtheaters" gesammelt, fanden reichen Absatz, und die Honorare flossen der Schrödercasse zu. Gabillon trug seine bereits früher mitgetheilte Erzählung: „Der Ringkampf auf Schloß Escheberg", bei. Es währte nicht lange, und der Verein war nicht nur so lebenskräftig, daß er

seinen Mitgliedern eine Altersversorgung, ihren Witwen und Waisen eine sichere Pension leisten konnte, er gewährte auch noch engagementlosen, einheimischen und zugereisten deutschen Schauspielern Unterstützung in plötzlicher Nothlage. In der Regel sollte Niemand mehr als einmal binnen Jahresfrist mit einer Barbetheilung bedacht werden; geschah das aber öfter, so durfte nur der Präsident die Summe ausweisen, in Uebereinstimmung mit dem betreffenden disponirenden Ausschußmitgliede, das alljährlich frisch gewählt wurde. Zuerst war La Roche Präsident gewesen, vom 26. März 1876 bis zur Verschmelzung des Schröder-Vereines mit dem später constituirten Pensionsverein des k. k. Hofburgtheaters im Jahre 1892 bekleidete Gabillon dieses Amt. Da geschah es natürlich häufig, daß Hilfesuchende an seine Thür klopften, und dann entstand bei ihm nicht selten ein Conflict zwischen seiner Pflicht als Präsident, der sich an die Gebote der Statuten halten und das Budget nicht überschreiten sollte, und seinem Mitleid mit den „armen Deubeln". (Ein Wort, in das er die ganze Weichheit und Vocalfülle plattdeutscher Mundart unnachahmlich hineinlegte!) Das Ergebniß war fast immer, daß da, wo der Schröder-Präsident nicht mehr geben durfte, Ludwig Gabillon aus eigenen Mitteln half, wenn nicht sichere Beweise für die Unwürdigkeit des Bittstellers vorlagen. Manchmal ging nur eine kleine geräuschvolle Ermahnung an den „unnützen Bengel" voraus. Sah ein „armer Deubel" gar zu erbärmlich aus, so wurde ihm auch noch mit einem Schnaps aufgeholfen, und er erhielt eine Cigarre mit auf den Weg. Wenn aber alte Frauen kamen, von Noth und Krankheit heimgesucht, oder junge, arme Dinger, die womöglich noch kleine Kinder hatten, so ist er immer gütig gewesen, selbst wenn sie viel öfter bettelten, als es die Schröder-Statuten gestatteten.

All diese bleichen, ausgehungerten Gestalten, die von Schmiere zu Schmiere ziehen, stets aufs neue hoffend, an der nächsten kleinen Bühne werde ihnen das Glück blühen, denen der selber bettelarme Director mit der Gage verkracht oder durchgebrannt ist, die dabei unermüdlich noch voll Ehrgeiz mit den Collegen um die beste Rolle kämpfen — wie schrecklich contrastiren sie in Wirklichkeit mit dem Wahne, der sie auf die Bretter führte: man brauche nur zum Theater zu gehen, um sofort Ruhm und Reichthum zu gewinnen, und mit jenen Darstellungen der „Bohême", die die Schmierenschauspieler nicht anders als ein fidel-leichtsinniges Volk vorführen! Von ihrem Elend, das oft viel ärger ist als das der ärmsten Fabriksarbeiter, das heute die Welt erfüllt, weiß eben Niemand Etwas, als ihre glücklicheren Collegen, denen sie ihren Jammer klagen. Und diese helfen auch, so weit sie nur können; das Capitel über die Mildthätigkeit der Schauspieler ist

nicht leicht erschöpft. Unter den Künstlern, die fast immer mitleidig und großmüthig sind, stehen sie in vorderster Linie; nicht nur in barer Münze geben sie, weit über ihre Verhältnisse, wenn man ihre Geldmittel an denen der Großcapitalisten und hochgestellten Persönlichkeiten mißt, sondern durch ihre stets bereite Mitwirkung setzen sie ihre eigene Person bei allen Acten der Wohlthätigkeit ein. Besonders wenn es gilt, für alte, arme, kranke Collegen oder deren Nachkommen zu sorgen, und Gabillon war gewiß immer dabei. Auch für die Theaterarbeiter war er gut und hilfreich — Alle hingen an ihm, wenn er als Regisseur auch streng genug war und oftmals mit einer wahrhaft elementaren Grobheit unter sie gefahren ist! Sie wußten doch, er meinte es ihnen nicht schlecht. Als er wieder einmal irgend eine Vergünstigung für sie durchgesetzt hatte, war Einer von den Leuten zu ihm gekommen, hatte ihm seinen und den Dank der Kameraden gebracht und ganz treuherzig zu ihm gesagt: „Herr von Gabillon, wann Sö amal sterb'n, wer'n S' a die schönste Leich' hab'n!" Gabillon hat über diese angenehme Aussicht nicht wenig gelacht.

Sein treuester Helfer und Berather in juristischen und Fragen der Geldgebarung des Schröder-Vereines war sein Freund, der Advocat Doctor Alexander v. Nava, mit dem er auch manch' vergnügte Stunde auf der Jagd und am Spieltisch bei Tarok und Préference verbrachte. Von ihrem gemüthlichen Verkehre, bei dem kerniger Künstlerhumor selbst alle ernste und mühevolle Arbeit begleitete, geben noch so manche Briefe frohes Zeugniß. Mögen zwei davon hier Raum finden. Der erste, die Einladung zu einer wichtigen Generalversammlung, der zweite ein Dank- und Abschiedsbrief.

Als im Jahre 1883 Dr. v. Nava eine leitende Stelle in der Sparcasse angenommen und seine Advocatur aufgegeben, mußte er auch officiell seine schützende Hand vom Schröder-Vereine abziehen.

Die beiden Briefe lauten:

19. October 1883.

Herr Dr. Alexander v. Nava wird ebenso höflichst, als strengstens eingeladen, der am Sonntag, 21. October, Mittags 12 Uhr, statthabenden Generalversammlung des Schröder-Vereines, welche in der Directionskanzlei des k. k. Hofburgtheaters, Schauflergasse, abgehalten wird, in seiner Eigenschaft als Rechtsbeistand des Vereines beizuwohnen. Sein Erscheinen wird um so sicherer in Aussicht genommen, als der Verein nicht gewillt ist, den von ihm bisher bezogenen enormen Gehalt für nichts und wieder nichts auszugeben.

Im Uebrigen ꝛc. ꝛc.

L. Gabillon,
als Präses.

Wien, den 2. April 1888.

Mein lieber alter Freund!

Wenn ich der schönen Stunden denke, in welchen wir, etwas jünger und reger als heute, die Bausteine zu dem Schröder-Asyle zusammentrugen — und ohne Mittel, ohne gegründete Aussicht auf Erfolg, in banger Sorge beriethen: ob das Haus, welches dereinst unseren Witwen und Waisen sicheren Schutz gewähren sollte, jemals unter Dach kommen würde — da wird es mir wohl und warm ums Herz, und unwillkürlich strecke ich die Hand aus, um Deine Hand zu fassen und fest und treu zu drücken. Du warst unser bester Mitarbeiter und Genosse; Du ordnetest unsere wilden Entwürfe und lenktest in den Paragraphen-Debatten die überströmenden Rede-Gießbäche ins sichere Bett des Gehorsams. Und wenn Dir Unglaube und Widerspenstigkeit entgegentraten, da wiesest Du stolz auf Dein Gesetzbuch zu Deiner Rechten und schilderte st mit beredter Zunge die Folterkammern der Statthalterei und der hohen Polizei, in denen alle ungehörigen Paragraphen langsam und qualvoll zu Tode gemartert würden!

Und das Alles thatest Du mit jener heiteren Ruhe, welche Dir die Freude an dem guten Werke und die Freundschaft für das Burgtheater und dessen Angehörige eingab. Du bist ein guter Mensch, und diesen guten Menschen sollen wir jetzt verlieren — er geht, weil er behauptet, nicht bleiben zu dürfen. Er beruft sich wieder auf das Gesetz, das für den „Schröder" einen leibhaftigen Advocaten fordert, der er heute nicht mehr sein darf.

So zieh denn hin und sei erdrückt von all dem Dank, den wir Dir auf Haupt und Schultern häufen. Wir wissen, auch der Entfernte bleibt uns — Du wirst dem „Schröder" zu aller Zeit ein guter Freund und Kamerad sein. Sei gegrüßt und bedankt!

Wenn Du in diesem Dankschreiben die akademische und vielleicht sogar jede herkömmliche Form vermissest, so schreibe das allein auf meine Rechnung. Das verehrliche Schröder-Comité beschloß in letzter Sitzung — im Protokolle steht's zu lesen — Folgendes:

„Dem Herrn Dr. Alexander v. Nava ist bei seinem Scheiden ein solenner, feierlicher Dank für alles Gute, das er dem Schröder-Verein ebenso reichlich als uneigennützig (sollte heißen unentgeltlich) gethan, schriftlich darzubringen!

Du kennst mich aber — solenn und feierlich werde ich vielleicht bei meinem eigenen Begräbniß sein — sonst kaum. Nimm also fürlieb mit diesem. Um aber nicht allzu schwer gegen die Form zu verstoßen, werden der Herr Vice-Präses*) und der Herr Schriftführer das Actenstück contrasigniren. Es verleiht das dem Ganzen eine gewisse Weihe!

Mit aller Achtung, Freundschaft und Liebe

Hugo Thimig,	A. Sonnenthal,	L. Gabillon,
Schriftführer.	Vice-Präses.	Präses.

*) Der Herr Vice-Präses gehört ebenfalls zu Jenen, die im Schweiße ihres Angesichtes Bausteine zum Schröder-Asyle zusammentrugen. L. G.

Die folgenden Briefe an Betty Paoli beginnen mit dem Bericht über die erste Schröder-Vorstellung und fahren mit der Theater- und Weltchronik jener Tage fort:

Mai 1870.

Liebe Betty!

Wären Sie auf Kamtschatka, Sie würden sich auf irgend eine Art das Repertoire des Burgtheaters zu verschaffen wissen. So brauche ich mich wohl kaum zu entschuldigen, daß ich vom 1. bis 15. nicht schrieb. Ich spielte in dieser Spanne Zeit 14mal bei der Hitze, meistens sehr starke Rollen. Vom 15. bis heute habe ich unablässig für „Sarah Sampson" arbeiten müssen. Das Arrangement einer Wohlthätigkeits-Vorstellung sollte rangiren mit Venedigs Bleidächern, den bekannten spanischen Stiefeln, den Daumschrauben ꝛc. — Figaro hier, Figaro da — und nun noch die wohlbegründete Sorge, daß bei diesem vermaledeiten Sonnenschein das Haus leer bleibt. Hätten wir es nur vierzehn Tage vorher herausbringen können, aber diese ewigen Urlaube lähmen den Gang der Maschine vollständig. Es gibt keine richtige Combination mehr. Im Uebrigen habe ich große Hoffnungen für „Miß Sarah". Der zweite und letzte Act wirken geradezu zündend. Alles war schon auf der ersten Probe vollständig fertig. Sonnenthal wird ein wundervoller „Mellefont", Zerline — theilt sie ihre physischen Mittel gehörig ein — wird eine glänzende „Marwood". Die Wolter ist auf der Probe nicht zu beurtheilen, sie schleudert da fast immer. Das Merkwürdige ist, daß wir bei diesem ungünstigen Theaterwetter noch immer ziemliche Häuser haben — die Theaterwuth steigt fortwährend. Zerline, die nur noch „Marwood" denkt, spricht, ißt und trinkt, grüßt herzlich und bittet, Sie mögen ihr verzeihen, daß sie nicht schreibt. Wenn Sie Iduna Laube verstohlenerweise grüßen wollen, so schicke ich ihr die besten Grüße. Alte Liebe rostet nicht!

„Der Hofball", neulich zum Besten des Schiller-Denkmals gegeben, hat jetzt auch im Burgtheater angesprochen und ist nicht, wie man anfänglich glaubte, von der Ebner, sondern von Eduard Mautner! Nicht wahr, ein brillanter Schluß meines Briefes! Adieu, auf Wiedersehen!

Ihr L. G.

1. Juni 1870.

Sehen Sie, liebe Betty, so geht's, wenn man ohne Erlaubniß seiner Freunde auf Reisen geht, dann kommt das Heimweh und peitscht den Missethäter unbarmherzig zum häuslichen Herd zurück. Ich kenne kein fürchterlicheres Gefühl als Heimweh. Der Liebesschmerz eines sechzehnjährigen Gmnasiasten ist dagegen ein junger Hund. Laube's Affaire macht wenig Aufsehen, nur seine näheren Freunde und das Burgtheater zerlegen die Sache und vor Allem die Consequenzen. „Wird er wieder Director, wird er's nicht?" das die Frage, welche die Gemüther bewegt. Obwohl das Burgtheater krank, recht krank ist, so wäre ein Viechdirector wie Laube — ich meine das nur auf seine gewaltthätigen Mittel — jetzt, vielleicht ein größerer Schaden als das Münch-Wolff'sche Regiment! — Regiment! wie lächerlich! „Sarah Sampson" zeigte neulich wieder, welch guter Geist noch in den Schauspielern steckt. Musterhaft studirt, bis ins Kleinste ausgearbeitet,

brachte jeder in seinem Part etwas Volles und Ganzes. Zerline und Sonnenthal geradezu bedeutend. Die Wolter wie gewöhnlich in den beiden ersten Acten nicht zu Hause, zerpflückt und zerstreut, dann aber hatte sie große Reißeffecte. Das Stück macht einen merkwürdigen Eindruck. Stellen Sie Dumas fils auf einen Sockel, bekleiden Sie ihn mit Perücke, gesticktem Rock und Degen, da haben Sie „Sarah Sampson"! Es liegt etwas Eigenes und Mächtiges in solchen Experimenten, es rüttelt die Schauspieler auf aus ihrer Lethargie, und jeder sucht nach neuer Arbeit und neuer That! Warum ließ sich Laube diesen Wurf entgehen? „Sarah Sampson" könnte für immer auf dem Repertoire bleiben, und in gleichem Rechte, in gleicher Linie mit den übrigen Lessing'schen Werken jährlich ein paar Male gegeben werden. Ist das kein Gewinn? Die Einnahme überstieg, wenn man die Temperatur, 24 Grad im Schatten und die vorgerückte Jahreszeit — Alles ist bereits auf dem Lande — in Anschlag bringt, unsere kühnsten Erwartungen. Wir nahmen bei nicht ganz vollem Hause 3300 fl. ein. Sehr angenehm für den Schröder-Verein! Jetzt, liebe Betty, freue ich mich herzlich auf unser Wiedersehen. Tausend Grüße von Zerline, die noch im „Marwood"-Fieber ist.

Ihr L. G.

Grundlsee, 18. Juli 1870.

Liebe Betty!

... Wir leben hier ein beschauliches, bescheidenes Leben, saugen die wunderbare Luft in vollen Zügen ein, und wenn Ihr Freund, der beiläufig sechs Stunden des Tages theilweise auf, theilweise im Wasser zubringt, nur einmal innerhalb der vierundzwanzig Stunden bis auf die Knochen naß wird, so darf er seinem Schöpfer danken. Uebrigens dürfen Sie deswegen nicht auf schlechtes Wetter schließen. Es sind nur die üblichen neckischen Gebirgsschauer, „die kommen und da sind" wie die Halm'sche Liebe — aber viel intensiver! Mit dem „Wallenstein" geht's langsam, aber stetig vorwärts. Ich glaube, jetzt den richtigen Ton für die Rolle gefunden zu haben. Je weiter ich vorrücke, je stärker drängt es sich mir schauspielerisch instinctiv auf, daß jede Declamation, jedes im Bogensprechen der Tod der Rolle wäre. Der abergläubische Zug muß ganz von dem übrigen Menschen getrennt werden. Der „Geist" kommt in solchen Augenblicken über ihn — schließt ihm die Thore der Vernunft und des Verstandes zu und macht ihn blind für alles Wirkliche und Bestehende. Nur so ist der Dualismus in dieser seltenen, nicht klaren Natur zu bewältigen und anschaulich zu machen. — Ein großer Erfolg würde mich für lange Zeit heben und froh machen. An mir solls nicht liegen, mißglückt es, so kann ich's eben nicht besser. Zwar ein schlechter Trost. Aber kein Mensch kann mehr, als was er eben kann! Merkwürdigerweise ist es mir immer während des Studiums, als ob mich Laube beobachte. Er könnte mir sehr nützlich sein!

Ihr L. G.

Sonntag, den 21. August 1870.

Liebe Zerline!

... Was soll ich Dir Alles sagen? In dem furchtbaren politischen Trubel, der hier herrscht, verliert man überdies Sinn und Bewußtsein. Fangen wir mit dem

wichtigsten, mit Laube an: Er kommt morgen oder übermorgen und scheint mit aller Macht auf die Direction zu speculiren. Ob mit Erfolg, steht sehr zu bezweifeln, da der Fürst entschieden Gegenpart nimmt und Münch's Verwendung für Laube eine Erfindung der Zeitungen sein soll! La Roche sowohl, mit dem ich darüber sprach, als Wolff behaupten, daß dem Intendanten nichts ferner läge als dieses Auskunftsmittel für die neue Führung des Theaters. Mit einem Worte, man weiß nichts Gewisses, denn Münch ist unberechenbar.

Wien, 24. August 1870.

Liebe Betty!

Es ist eigentlich wunderbar, daß man in dieser Zeit an einzelne Menschen denkt, für einen oder den anderen Menschen sich ein starkes Interesse bewahrt hat. Man kann mir wahrhaftig keine Weichlichkeit vorwerfen, ich darf mich kaum eines weichen Herzens rühmen, aber dieses Morden, dieses Schlachten von Hunderttausenden macht mir Grauen. Die Franzosen stehen erst am Anfang ihres Endes. Hier in Wien ist im Gegensatz zu dem, was Sie mir schreiben, selbst heute noch eine starke Franzosenpartei, nur die „Gebildeten", die sehr ungerne slavisch würden, halten zu den Preußen. Unser Theater ist jeden Abend voll, man mag geben, was man will. Auch eine merkwürdige Erscheinung, in solcher Zeit ein johlendes Publicum zu finden. Ich habe bis jetzt wenig gespielt, war mehreremale auf der Jagd und correspondire natürlich fleißig mit der Familie. Meine Frau scheint mich zu entbehren, sie klagt über schlechtes Wetter und Langeweile, welche vorher, wie sie sich originell genug ausdrückt, durch meine kleinen „Bizarrerien" nicht aufkommen konnte. Nun, ich will mich herzlich freuen, wenn ich all mein lebendiges Eigenthum wieder vollständig im Besitz habe. Laube ist entweder schon in Wien oder wird für die nächsten Tage erwartet. Er scheint mit Macht ins Zeug zu gehen, ich glaube aber, ohne Erfolg. Ich hoffe, Sie leben ruhig und zufrieden in Ischl und kümmern sich den Teufel um Politik. Für September und October erwarten wir einen ganzen Haufen von Gästen. O, über die unnütze Arbeit! Von allen Angekündigten wüßte ich Keinen und Keine, den oder die wir brauchen könnten. Mit besten Grüßen.

Ihr

L. G.

November 1870.

Meine liebe Betty!

Wer so jung wäre wie Sie! Leichtsinnig, ohne Ziel und Plan wie der Nestroy'sche „Lumpaci Vagabundus" durch die Welt zu streifen, ist erhaben, fast ehrfurchtgebietend. Ich hätte Ihnen gleich nach Bozen schreiben sollen, wie ich es versprach, aber nach Ihrer Abreise — so geht's immer, wenn uns die guten Geister verlassen — überfiel mich ein Trübsinn, eine Muthlosigkeit, mit einem Worte „die Misegyne", wie der selige Beckmann im „Königslieutenant" sagte. Ueberall sah ich Wallensteine, die höhnisch auf mich herniederblickten; je mehr ich an der Rolle arbeitete, je unzulänglicher und unvollkommener schien mir Alles. Das, was ich mit so großer Mühe harmonisch zusammengestimmt, kam mir jetzt grell und fratzenhaft vor. Außerdem, wie Sturmvögel alle lange erprobten, wohlbekannten Anzeichen — eines gewaltigen Schnupfens. Ich sage Ihnen, liebe Betty, jener Tage Qual war groß. Der 9. kam, ich war ganz heiser,

ſpielte aber die „Piccolomini" mit gutem Erfolge. Ich ſelber erſchien mir farblos und matt. Am 10. Morgens erwachte ich mit einem Schnupfen, wie ihn ſchöner nie ein abſcheulicher November ausgebrütet, außerdem tauſend kleine und große Unannehmlichkeiten, die jetzt auf meine kranken Nerven wie glühendes Eiſen fielen. Ich ſagte ab, und die Entrüſtung im Publicum war allgemein. Ich aber ſammelte mich jetzt vier Tage im eifrigen Gebet und Faſten, und die Bruſt ward freier, wenn auch nicht frei, und der Geiſt heller, und am Tage der Vorſtellung betete ich am eifrigſten: „Sei kein Eſel und fürchte dich nicht vor Eſeln. Im Grunde, was iſt's?" betete ich weiter, „höchſtens werden ſie nicht in die Hände ſchlagen und allerhöchſtens werden ſie ſagen: ‚O je, der hat abſcheulich geſpielt!' Das Alles kommt ungefähr der Procedur des Zähnereißens gleich, alſo friſch darauf los!" Und da ich alſo gebetet, wurde mir unſinnig wohl und ich ging ſo renommiſtiſch ins Theater, wie Cartouche zum Galgen, und ſiehe da, trotz Schnupfens und merklicher Heiſerkeit errang ich einen wirklichen, wahrhaftig großen Erfolg. Sachen, die ich mir niemals zugetraut, verkörperten ſich rund und poetiſch unter meinen Händen. Die Erzählung des Traumes, die Scene mit dem Max und, mirabile dictu, der letzte Act riefen geradezu ſtürmiſchen Beifall hervor. Und ruhiger und glücklicher war wohl kaum ein Menſch auf der weiten Welt als ich am 15. November Abends, ¼11 Uhr. Am nächſten Morgen empfing ich Glückwünſche von allen Seiten. Warum mußten Sie gerade jetzt auf Reiſen gehen? Unſere Theaterfrage iſt erledigt, Laube beſeitigt! Vollſtändig! Dingelſtedt wird der Director des Burgtheaters.

Wozu Commentare?

Acht Tage liegt dieſer Brief; endlich erfahren wir Ihre Adreſſe. Seit der Zeit iſt die Theaterfrage in ein anderes Stadium getreten. Auch Dingelſtedt wurde beſeitigt und bleibt, was er iſt — Operndirector. Nun aber ſtaunen Sie und ſchlagen Sie Arme und Beine über den Kopf zuſammen: Rudi Wrbna iſt General-Intendant und Wolff — mit Laube'ſchen Inſtructionen verſehen — führt allein die artiſtiſche Leitung weiter — oder eigentlich an der Naſe herum. Es iſt zum Tollwerden. Jetzt iſt die Frage: wozu Commentare?! beſſer am Platze. Nächſtens mehr.

Ihr L. G.

December 1870.

Liebe Betty!

Vor Allem tauſend Glück und Segen zum neuen Jahre. Ein ſchöner Spruch, der ſelten und dann nur zufällig eintrifft. Im Uebrigen iſt er durch langen Gebrauch ſo abgenutzt und abgewetzt, daß der liebe Gott ihn zu den pater nosters ꝛc. in den himmliſchen Papierkorb wirft. Aber trotz alledem Glück und Segen! Nützt 's nix, ſo ſchad't's nix! ... Sie leſen deutſche Zeitungen und wiſſen, daß Dingelſtedt am 1. Jänner das Steuer der lecken Burgtheatergaleone ergreift. Gott gebe dem Burgtheater ein fröhliches, gutes neues Jahr, ſeinem Director Milde, Gerechtigkeit und Kraft!

Weihnachten war dieſes Jahr glänzend, die Kinder ſchwammen in Seligkeit, und der Baum leuchtete wie nie. Sie fehlten uns ſehr. Sie ſind der rechte Jakob doch nicht, wie hätten Sie an dieſem Tage ſonſt Ihren Benjamin verlaſſen. Auf frohes, fröhliches Wiederſehen. Mir iſt, als ſähe ich Sie bald.

Ihr L. G.

Dieſes kommende Jahr hatte dem Hauſe Gabillon einen alten Freund genommen und einen neuen Freund gebracht. Der, von dem es galt ſchmerzlichen Abſchied zu nehmen, war — Bernhard Scholz.

Am 18. Juli 1871 hatte Gabillon vom Grundlſee aus an Betty Paoli geſchrieben:

... Geſtern erhielt Zerline von meinem armen, dicken Bernhard Scholz einen jammervollen Brief und zwei reizende Gedichte; er iſt krank in Folge des guten und ſtarken Rheinweines, den er allzu ſehr geliebet; aber er iſt friſch und poetiſch wie Gott Bacchus ſelbſt, der ihn ruinirte. Ein Gedicht, glühend patriotiſch, dem 80er Regiment gewidmet, iſt geradezu berauſchend.*) Das zweite, an mich gerichtet, iſt ſehr ſchön, aber nicht ſchmeichelhaft!

Der Brief mit dem nicht ſchmeichelhaften Gedicht lautet:

„Wiesbaden, 12. Juli 1871.

Meine liebe, verehrte Freundin!

Meinen kurzen Brief, den ich Ihnen nach Wien geſendet, werden Sie inzwiſchen wohl erhalten haben. Für Ihr letztes Schreiben meinen herzlichſten Dank. Meine Frau und ich hatten ſchon, als Ihr Brief ankam, eine Tour in die Schweiz projectirt. Wir hätten dieſelbe nun ſehr gut ändern und nach Steiermark zu Ihnen dirigiren können, aber meine drei Aerzte haben mir einſtimmig jede größere Reiſe verboten und mich — um meine Herſtellung zu ermöglichen — ein ganzes Jahr lang in die äußerſte Ruhe verwieſen. Ich muß mir einen hochgelegenen ſtillen Ort im Taunus, ganz in der Nähe ſuchen und dort erwarten, was Gott und die Medicin aus mir machen. Vollſtändige Ueberanſtrengung des Nervenſyſtems mit ſtarken Herzaffectionen — das iſt mein Leiden, und zu curiren — wenn ich's überhaupt bin! — bin ich nur durch Ruhe. Jetzt wär' ich ſo weit: ich habe Geld, den Anfang zum Ruhm, unendliche Luſt zu arbeiten — und nun bricht man zuſammen — wundervolles neunzehntes Jahrhundert! Trotzdem erhalten Sie zu Weihnachten einen ſtarken Band Gedichte von mir. Grüßen Sie mir Alles, was ſich Gabillon nennt, tauſendmal; wenn er auf den Loſer geht, ſoll er deſſen gedenken, der tauſendmal beſſer iſt als er und dem es eben darum viel miſerabler geht! Macht meine Reconvalescenz Fortſchritte, ſo beſuche ich Sie zum Herbſt beſtimmt in Wien. Daß Sie nicht einmal den Rhein aufſuchen, iſt das auch recht? Jetzt, wo ihn lauter deutſches Land begrenzt! Anbei auch ein paar Verſe von mir, die vorige Woche hier beim Einzug unſerer Landsleute geſprochen wurden. Und hier ein Albumblatt für den Gatten:

Die Zeit bringt Roſen — o, fürwahr
Ein Troſt für alle Mühen!
O, goldene Jugend, wie glänzt dein Haar,
Wenn Roſen darinnen glühen!

*) Abgedruckt in ſeinem Band Gedichte vom Jahre 1872 unter dem Titel: „Germanias Gruß an die heimkehrenden Achtziger".

Doch immer rascher schlägt die Glock',
Zu wechselvollem Tosen;
Wir trugen lange der Jugend Gelock,
Doch fehlen, doch fehlen die Rosen!

Und dennoch ist das Sprichwort wahr,
Daß die Jahre Rosen brächten —
Nur fehlt uns leider schon jetzt das Haar,
Um sie hinein zu flechten!

Das heißt, bei mir nicht, bei ihm! Wenn Alles noch so frisch wäre wie der Kopf! Adieu, meine verehrte, liebe Freundin. Ihr stets ergebener

Bernhard Scholz."

Um Weihnachten kam statt des angekündigten Bandes Gedichte am 12. December die Todesnachricht. Sein Nachlaß wurde dann wenige Monate später, von seinen Freunden gesammelt, herausgegeben — heute wohl nur mehr einem kleinen Kreise bekannt — er selbst aber ist Allen, die ihm nahegestanden, unvergeßlich geblieben, und für Gabillon ist mit ihm ein Stück Jugendglanz und Jugendfreude ins Grab gesunken. Darum war auch ihm Hopfen's schöner Nachruf aus der Seele geschrieben, der charakteristisch genug mit den Worten schließt: „Wohin haben sie mir den Scholz begraben? Doch nicht auf einen landesüblichen Kirchhof?! Ihr sollt sein Grab in die Sonne legen und auf die Scholle, die dies heitere Leben deckt, des vielgeliebten Rheinlands beste Reben pflanzen! In einem Wingert möcht' ich dich begraben wissen, braver Freund! Und wenn des nächsten Weinjahrs gnadenreiche Sonne im Herbste die dichten Rheinnebel, in denen die Traube garkocht, am frühen Morgen zusammenballt, und Farben und Gestalten in die wehenden Dünste zaubert, daß uns die Blicke brennen von all dem feuchten Gold und wachsendem Roth und quellendem Veilchenblau auf hunderterlei gelben Tinten, da sehen wir dich auch auf deinem Grabe stehen, ein wenig magerer, ein wenig bläsſer, aber glänzend und hoch, die breiten Nasenflügel im Winde zitternd, mit starrem Bart und gelichtetem Haar, die Augen glühend im Frührothschein, auf den gekräuselten Lippen ein gespenstisches Lied! Da stehst du, wie ich mir den Rattenfänger von Hameln denken muß; Lautenklänge wallen um dich her, und hinter dir, in überquellenden Nebelbildern, wächst und verschlingt sich's, wie die Sonnenstäubchen tanzen, in buntschillernden Gestalten und Tönen, kichernde Weiblein und haderndes Männervolk, Beethoven'sche Musik und allerlei Gläserklang, springende Pfropfen und ein paar dazwischen rollende Würfel!

Die Nebel wallen, die Sonne blendet. Mir gehen die Augen über, ich sehe nichts mehr. Fahr' wohl, alter, tapferer Freund, männliche Seele du, fahre wohl!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

All die bunten Gestalten, mit denen Hopfen den geschiedenen Kameraden im Geiste umgab, sie hätten auch dem neu erworbenen Freunde Gabillon's als fröhliches Künstlergefolge dienen können! Auch er ist vor der Zeit ein stiller Mann geworden, doch nachdem er ein halbes Menschenalter lang ganz Wien mit seiner Kunst beherrscht, er selbst vergöttert und bejubelt worden ist und dann rasch vergessen! Es war Hans Makart!

Zu Beginn der Siebzigerjahre ist die Freundschaft Gabillon's mit Makart in voller Blüthe gestanden. Erst ein leidenschaftlicher Verehrer des Malers, ist er bald ein warmer Freund des Menschen geworden, und viele glückselige Stunden hat er im Atelier in der Gußhausstraße verträumt! In jenem mächtig weiten, fast zwei Stock hohem Raume, dem kunstvolle Täfelung und Teppiche den warmen Ton behaglicher Vertraulichkeit verliehen, in dem Möbel und Zierat, aus fernen und verschiedenen Zeiten stammend, doch zu einem Bilde zusammengestimmt, das Gefühl erweckten, als wenn man aus dem grellen Lärm des Alltags plötzlich in ein fremdes, stilles Wunderland käme! Von der breiten Hauptwand leuchtete das große Gemälde herab, an dem Makart zur Zeit eben malte. Ein hohes Fenster gegen Norden ließ das Licht zur Arbeit hereinfluthen, unter dem eine Fächerpalme ihre Blätter in weitem Kreise ausbreitete. Die Pflanze war von so ungewöhnlichen Dimensionen, daß sie überall aufgefallen wäre, dort genügte sie eben, um die Ecke hinter einem Tische zu beschatten, auf dem Makart meist seine Palette und Pinsel ablegte, und der im Uebrigen stets mit Costümstudien, Stichen, Holzschnitten, Skizzen und Entwürfen aller Art bedeckt gewesen. Dazwischen ragten auch grüne, schlanke Flaschen Rheinweins mit etlichen Römern hervor. Doch Makart leerte kaum ein Glas, während er malte, er wußte nur zu gut, der Wein, der mehr als Willkommstrunk für Freunde und stimmunggebend dort stand, nehme ihn schnell gefangen. Gegenüber dem großen Wandbilde und den kleinen Staffeleien, die Porträts und Studien trugen, hing schräg über einem Divan, der die dunkle Ecke behaglich ausfüllte, ein breiter, prächtiger Spiegel, in dem die ganze gemalte Makart-Welt sich nach und nach geschaut und zauberhaft hell daraus hervorgegrüßt: wunderschöne goldhaarige Frauen, hoheitsvolle Männer, rosige Kinder, die mit überlebensgroßen Blumen spielten, Meerweiber, Faune, edle Rosse und Hunde, sonniges Himmelsblau, funkelndes Wellenspiel, voll lachender Lebensfreude und üppiger

Pracht! An der entgegengesetzten Seite des Ateliers führte eine Holztreppe, deren reichgeschnitztes Geländer theilweise noch mit Teppichen behangen war, zu einer Gallerie empor. Diese umschloß wieder einen traulichen Winkel; ein wahres Museum voll kostbarer Alterthümer, das jene Herrlichkeiten ahnen ließ, die mittelalterliche Sänger schildern: als des Orients kostbare Gewebe, ins Abendland gebracht, die Burggemächer schmückten neben seltenen Waffen, schön verzierten Truhen, hell glitzerndem Venezianerglas, Fächern, Schalen mit Schmuckstücken und Schaumünzen gefüllt — und das Alles vom zitternden Scheine einer blaßfarbigen Ampel übergossen!

Diese Welt voll Pracht und Farbenglanz war für Gabillon's Phantasie die Quelle reichsten Genusses und steter Anregung. Und keine Woche verging, in der der lange Ludwig den kleinen Hans und großen Landsmann Mozart's nicht aufgesucht hätte.

Eines Tages, es war im Jahre 1873, Makart malte eben an „Katharina Cornaro", traf Gabillon den Freund ganz verstört und in seiner leisen, nach langem Schweigen schnell hervorsprudelnden Art klagte er: das Bild sei der Vollendung nahe, nur eine Figur, die des Senators der Republik Venedig, wolle ihm nicht gelingen, und er könne durchaus kein passendes Modell dafür finden. Gabillon überblickte rasch die Situation, warf das Purpurkleid des Venezianers über sich, das noch auf einem Stuhle lag, und sagte: „Ich will dir zu dem Manne verhelfen, aber die Stellung wähle ich selber!" Kaum war er hinter den Sessel getreten, von dem aus Cyperns Fürstin anmuthreich das Bild beherrschte, und kaum hatte er sich auf die Lehne gestützt, wie es der Vorgang heischte, so rief Makart schon hocherfreut: „So bleib steh'n!!" Im Nu hielt er auch ein Holzbrett vor sich und malte und malte ohne Unterbrechung, ohne seine ausgegangene Virginia auch nur wieder anzuzünden, schweigend und glücklich zwei Stunden lang. Wenige Tage darauf stand Senator Gabillon im großen Bilde. Die Skizze aber schenkte Makart seinem Modell. — —

Auch die neue Aera im Hause auf dem Michaelerplatz war auf Makart-Töne gestimmt, denn Franz Dingelstedt, der seit 1867 Director der Hofoper gewesen, hatte am 1. Jänner 1871 die Leitung des Burgtheaters übernommen, als ein besonderer Freund und Förderer aller Decorationswirkungen, aller Pracht der Gewänder und Waffen, die in jenen Jahren erst anfingen auf der Bühne historisch „echt" zu werden. So manches Costüm, das Charlotte Wolter, Gabillon und Andere trugen, war nicht unbeeinflußt geblieben von Makart's Rathschlägen, die er oftmals noch durch eigenhändiges Drapieren eines Stoffes, Aufzeichnen eines Ornamentes unter-

stützte! In ganz Wien war es eben Makart-Zeit geworden — so wirkte auch die erste Bühne der Kaiserstadt unter diesem Zeichen.

Das Jahrzehnt, in dem Dingelstedt das Burgtheaterregiment stramm und vielfach segensreich geführt, gehört zu den fruchtbarsten Arbeitszeiten Gabillon's. Ueber geringe oder unwürdige Beschäftigung hatte er nicht Gelegenheit zu klagen. Erst Dingelstedt verhalf ihm zum „Hagen" in „Kriemhilds Rache"; Dingelstedt stellte Gabillon in jeder Historie der „Königsdramen" an weithin sichtbare Stelle; Dingelstedt ließ sich endlich dazu bestimmen, nicht nur nach Grillparzer's Tode „Bruderzwist", „Libussa" und „Die Jüdin von Toledo" zu geben: er entschloß sich auf Gabillon's Bitten und Drängen zu einer „Rettung" des 1840 abgelehnten Lustspieles „Weh' dem, der lügt". Die Regie legte er aber, wie den „Grafen Kattwald", in die Hand Gabillon's. Das war ein doppeltes und dreifaches Zeichen von Vertrauen, das sich Gabillon freilich in heißen Kämpfen und harten Mühen hatte erobern müssen. Denn so viel Dingelstedt gleich von Anfang an vom Schauspieler Gabillon hielt, so rege er ihn ebensowohl in der Tragödie als in der Komödie, in modernen und in stylisirten, classischen Stücken beschäftigte, zur Stellung eines Regisseurs wollte er ihn anfangs nicht aufsteigen lassen. Just in dieser Beziehung aber galt es, verjährtes Unrecht zu sühnen. Andere, bedeutend später ans Burgtheater gekommene Collegen waren vor Gabillon Regisseure geworden. Trotz alledem und trotzdem insbesondere Oberstthofmeister Hohenlohe einem hochstehenden Freunde Gabillon's zugesagt hatte, der erste Regisseurposten, der nach Förster's Abgang frei werde, solle Gabillon zufallen, sträubte sich der Director lange, dies Versprechen einzulösen. Es kam zu einer (unten mitgetheilten) ebenso unumwundenen als wirksamen Erklärung Gabillon's, dem Fürst Hohenlohe gegen Dingelstedt's Willen zu seinem Rechte verhalf. So entschieden Dingelstedt vorher in dieser Frage gegen Gabillon Partei genommen, ebenso entschieden anerkannte er nach den ersten Proben Gabillon's Tüchtigkeit und Fähigkeit als Regisseur. Auch in anderen Fällen wechselte das Verhältniß der Beiden zwischen einem herzhaft geführten Krieg und freudiger gemeinsamer Förderung der Burgtheater-Interessen. Dingelstedt's Sarkasmus, selbst wenn er sich gegen Gabillon richtete, fand bei ihm zuerst lachende Zustimmung, wenn nur der Witz wirklich gut gewesen. Sonst geschah es allerdings ein- oder das anderemal, daß Gabillon's derb abtrumpfende Erwiderung oder aufrichtig mecklenburgische Abfertigung den „Chef" verblüffte oder entwaffnete. Das war kein Kleines, dem Herrn Baron gegenüber, der es sonst vorzog, jedes Gespräch selbst auf eine unerwartete

Pointe hin zuzuspitzen und der von der Höhe seiner stattlichen Persönlichkeit, der die vorgebeugten Schultern eine gewisse nicht ungewollte Nonchalance der Haltung gaben, gern mit müdem Blick auf alle Welt hinabschaute. Von seinen ersten Mitgliedern angefangen bis zum letzten Arbeiter behandelte er alle mit einer gewissen Förmlichkeit; in dieser wohlberechneten herablassenden Art lag zugleich die Andeutung, daß ihm zu jeder dieser „inferioren Angelegenheiten" nur die Hälfte seines Geistes nöthig sei. Leid und Lust dieser Dingelstedt-Zeit spiegeln die folgenden Briefe:

23. Juni 1872.

Meine liebe Betty!

Meine Glückstage sind vorüber, und es kommen die Tage, die mir nicht gefallen. Ich hatte mich so herzlich darauf gefreut, diese letzten vierzehn Tage allein sein zu können und mich so ganz mit mir beschäftigen zu dürfen, und kaum sind alle zum Thore hinaus, so überfällt mich ein Schnupfen, der mich fast unfähig macht, eine Zeitung zu lesen. Unter solchen Verhältnissen geht die stärkste Philosophie in die Brüche. Daneben ohnmächtig zusehen zu müssen, wie das Burgtheater von Halbverrückten und Unfähigen wie ein Kinderspielzeug behandelt und täppisch zerbröckelt wird, man möchte aufschreien und wie Simson den Tempel über die Tempelschänder zusammenwerfen. Hätten Sie nur „Minister und Seidenhändler" gesehen, man fragt sich entsetzt: Ist das möglich? Kann das in dem alten, heiligen Burgtheater geschehen? Ich habe jetzt den „Bruderzwist" gelesen. Nächster Tage ist Leseprobe, ich spiele den „Melchior Khlesel", eine Rolle von hoher Bedeutung, die mir nicht ganz paßt, aber du lieber Himmel, wenn man lange mit zerfetzten Stiefeln gegangen, so ist man froh, ein Paar neue zu bekommen, wenn sie auch ein bißchen drücken. Sie wollen natürlich mein Urtheil über das Stück hören. Nach der Leseprobe sollen Sie ausführlich meine tiefinnersten Gedanken erfahren. Heute, soweit mein zerstörter Ball, den man Kopf nennt, eine kritische Meinung äußern darf, sage ich Ihnen nur, das Stück hat höchstens einen succès d'estime. Nach der Leseprobe — bis dahin bin ich hoffentlich Reconvalescent — ein Mehreres. Wie falsch haben Sie übrigens in Bezug auf „Die Eine weint, die Andere lacht" gerathen. Wie wenig kennen Sie die überraschenden Intentionen unseres Nachtwächters. Nicht die Baudius, sondern die minnige, sinnige B. spielt jene scharfe Intrigantin. „Wat seggst du nu," sagte der Sperling zum Maikäfer, als er ihn im Schnabel hatte. Förster hat die Aufgabe, dem Laube-Theater die Wege zu bahnen, und er erfüllt sie meisterlich. Das Alles sieht klein und unbedeutend aus, aber wie der zarte Epheu in die Fugen der festen Mauer drängt und die Steine lockert, so brechen die blöden Kinderhände einen Triumphbogen des Burgtheaters nach dem anderen in kindischem Spiele entzwei, vielleicht nur, um zu sehen, wie es dahinter aussieht. Genug, genug und zuviel! Am Sonntag nimmt Rettich in „Agnes Bernauer" für immer von dem Publicum Abschied. Er besuchte mich gestern und sieht wohl und blühend aus. Ich habe ihn ordentlich beneidet. Dahin ist's mit mir gekommen. Der arme Sonnenthal, dessen Frau gestorben, ist tief erschüttert und leidet sichtlich. Nach Sassnitz

nehme ich vor Allem Grillparzer und französische Bücher mit. Arbeit ist das beste Mittel gegen böse Gedanken. Schreiben Sie bald.

Ihr G.

Saßnitz auf Rügen, 8. Juli 1872.

Liebe Betty!

All der Trubel, welchen eine Installirung auf einer ziemlich wüsten Insel mit sich bringt, hat mich bis jetzt zu keiner Sammlung, zu keinem Eindruck kommen lassen. Die arme Zerline hat Mühe und Noth gehabt, bis sie unser jetzt warmes Nest gebaut und hergerichtet. Sämmtliche Ostseebäder sind überfüllt, und die rauhe, einsilbige Art der Eingeborenen ist wenig geeignet, dem Fremden, besonders aber dem Oesterreicher, den Strand gastlich zu machen. Die Gegend ist paradiesisch schön, das coupirte Terrain bietet wie ein Kaleidoskop ewigen Wechsel. Die dichten und schattigen Wälder, wohl geordnet wie ein englischer Park, sind von breiten Kunstwegen durchschnitten, die zu weiten Aussichten führen, von wo aus man die blaue Ostsee sieht, die leider augenblicklich vom Landwind regiert, wie ein schüchternes, kleines Mädchen dreinschaut. Die Bäder sind ziemlich primitiv, aber für bescheidene Ansprüche genügend, das Essen verhältnißmäßig billig und gut. Saßnitz ist eben nur ein Fischerdorf, höhere Ansprüche darf man nicht machen. Wir wohnten einer Predigt im Freien bei. Eine Kirche gibt es hier nicht. Ein Ort von 300 Seelen in Oesterreich hätte deren wohl zwei. Seit langer Zeit hörte ich wieder einmal eine Predigt, die mich fast ergriff. Die Sonne blitzte durch das grüne Laub, die ernsten, wettergebräunten Gesichter der Seeleute und Fischer waren fest auf den Prediger gerichtet, der von dem Säemann sprach und klar und natürlich den biblischen Text deutete. Nicht weit davon alte, wendische Opfersteine, wo dem Wotan und Thor noch vor 800—900 Jahren Menschen geschlachtet wurden. Das Alles schuf eine eigenthümliche, erregende Situation. Ich werde am nächsten Sonntag wieder die Predigt im Walde hören. Die letzten Tage in Wien waren für mich sehr unerquicklich. Viele Commissionen, Proben, bei einer asiatischen Gluth die letzten Tage beschäftigt. Ich war nicht heiter. Hauptsächlich war es wohl die Leseprobe von „Habsburgs Bruderzwist", die mich so arg verstimmt. Das Stück ist als Lectüre großartig, mächtig, bedeutend, als Drama für die Bühne unwirksam. Die wunderbaren poetischen Monologe Rudolfs schädigen geradezu den Gang der Handlung, die, an sich schon dürftig genug, durch die endlosen lyrischen Ergüsse Rudolfs vollkommen zerfetzt und zerfressen wird. Alle anderen Figuren zerfließen und zerflattern, mit einem Wort, mir schwant Böses. Wie gerne möchte ich ein schlechter Augur sein. Ein mittelmäßiger Erfolg würde Grillparzer's Ansehen dem großen Publicum gegenüber schwächen, der Heiligenschein, mit dem man ihn jetzt umgibt, würde verblassen und das eigentliche Eindringen ins Volk wieder verzögert werden. Gerade für dieses Stück thäte Laube noth — sein praktischer Theaterverstand würde unbarmherzig das Undramatische wegschneiden. Er ist der richtige Theater-Bismarck, er kennt keine Sentimentalität, aber Dingelstedt wird die Decorationen besorgen und Förster das Artistische, das sagt genug! Ich schriebe Ihnen noch mehr, liebe Betty, aber die Seebäder machen mich geradezu caput. Besten Gruß.

Ihr L. G.

14. October 1872.

Liebe Betty!

Seit mehreren Tagen liegt mir der Brief, den ich Ihnen schreiben will und muß, schwer auf der Seele. Es gibt Menschen, die sich erleichtert fühlen, wenn sie sich über das sie drückende Ungemach ausgesprochen. Ich gehöre nicht zu diesen. Der Ekel steigert sich, und mein grimmiges Unbehagen wächst. Zerlinens Angelegenheit verzögert sich auf eine nerventödtende Weise. In der letzten Woche wurde sie berechtigterweise von der Regiefrage in den Hintergrund gedrängt, dann zögerte und zögerte Dingelstedt, bis endlich heute — jetzt, wo ich Ihnen schreibe, die endgiltige Verhandlung über Zerlinens Schicksal gepflogen wird. Dingelstedt, der Alles immer mit Theaterpomp in Scene setzt, wollte beirathende Regisseure haben. Zerline wählte Sonnenthal, Dingelstedt als seinen Vertreter Lewinsky. Was sie jetzt auskochen, weiß ich nicht, aber jedenfalls bin ich schon deshalb ruhig, weil es so oder so zum Abschlusse kommt. Dieses Hangen und Bangen ist für Menschen von Phantasie Höllenpein! Das Eine steht fest: mag auf dem Spiele stehen, was immer, eine lächerliche Stellung soll Zerline nicht einnehmen, und wäre die Gage zehnmal größer.

Eben kommt sie angestürmt, glühend wie ein Feuerbrand. Gott sei dank, es ist ein Freudenfeuer, Alles ist ausgeglichen, Dingelstedt war nachgiebig, so nachgiebig, daß es förmlich beängstigend ist. Sie hat die „Adelheid", die „Valentine" nicht allein behalten, sondern alle hier einschlägigen Rollen wurden ihr garantirt. Ihr lang ruhendes französisches Repertoire wird vollständig restaurirt, ebenso die vernachlässigten einactigen Sachen. Lewinsky, was mich aufrichtig freut, hat sich von seinem Tyrannen emancipirt und hat warm und verständig für Zerline gesprochen. Also für diesmal der Sturm abgeschlagen.

Die Regisseurgeschichte wollen Sie natürlich auch wissen: es war „Der Fabrikant" (La Roche's erstes Auftreten) und „Mein Stern" angesetzt. Die Baudius kommt mit starker Migräne ins Theater, der Arzt erklärt, sie könne nicht spielen. Lewinsky als Monatsregisseur ist froh, durch Zufall (es ist schon nach 7 Uhr) für „Mein Stern" das kürzlich einstudirte „Wie denken sie über Rußland" zusammenstoppeln zu können. Alles ist in bester Ordnung, da erscheint Dingelstedt, erfährt, was vorgegangen, und erklärt plötzlich, ohne einen Grund anzugeben: das Stück dürfe nicht gespielt werden, er wolle es nicht sehen. Lewinsky opponirt, weist auf seine gefährdete Autorität hin: die Mitglieder seien bereits angekleidet; es bleibt dabei: er will das Stück nicht sehen und Lewinsky muß dem erstaunten Publicum annonciren, mit dem „Fabrikanten" sei die Vorstellung beendet, da ein zweites Stück wegen Zeitmangels nicht hergestellt werden könne. „Der erste Fall in unserer Familie," sagte der alte Wilhelm, und wenn ich bedenke, daß Laube eher nackend dem Publicum eine Gavotte vorgetanzt, bevor er das Theater geschlossen, so sagt man sich: traurig, traurig, traurig!! Die Regisseure sind zusammengetreten und fordern, feierlich gegen diese Gewaltthat protestirend, Genugthuung. Der Graf steht auf ihrer Seite, und ein scharfes Damoklesschwert schwebt über Franz' Haupte. Aber Sie kennen ja den „Zerbrochenen Krug". Adam fragt seinen Vorgesetzten, der ihn wegen incorrecten Vorgehens tadelt: „Wünschen Sie, daß Recht gesprochen, wie's in Huisum oder in Holla Sitte ist?" Er wird eben mit der größten Naivetät sagen, ich habe die Sache anders angesehen als meine Regisseure und Seine Excellenz, habe ich mich geirrt, so thut's mir höchlich leid. Damit muß man sich zu-

frieden geben, und er reibt sich die Hände und freut sich des köstlichen Spaßes. Wenn ich nun noch erzähle, daß ich im „Floh" als „Cardinal Gabillon" abgebildet bin und der „Floh" das lebhafteste Bedauern ausdrückt, daß ich nicht wirklich Cardinal bin (aber in allem Ernste), so habe ich das Theater und Alles, was damit zusammenhängt, gründlich absolvirt. Gelesen habe ich in den letzten Tagen „Libussa" und „Jüdin von Toledo". „Libussa" unfertig, unklar und was das Schlimmste, unlogisch und doch — zauberhaft schön. Diese Kritik versteht nur der, der den Grillparzer persönlich gekannt. In der „Jüdin von Toledo" hat er sich ganz in die Hände der Schauspieler gegeben. Das Stück kann heute bejubelt, morgen ausgepfiffen werden. Es ist von den schauspielerischen Individualitäten abhängig, aber ein Jasmindust liegt auf dem Ganzen, der betäubt, fast quält. Calderon und Shakespeare scheinen ihm ihre Tugenden und Fehler zu dem Werke geliehen zu haben, von letzteren wohl pars leonis.

Wien, 12. October 1874.

Meine liebe Freundin!

Als gläubiger Christ, der die Rache nicht kennt, hätte ich Ihren Brief früher beantworten sollen, aber wenn man täglich die wunderbarsten Dinge wie übliche Mahlzeiten verschlucken muß, wenn man gezwungen ist, neben ziemlich drückenden Berufsgeschäften zu combiniren und zu definiren, da hat's wohl mit dem Briefschreiben gute Weile. Kaum erhole ich mich von dem Nordpolschwindel (erscheint Ihnen das Ganze nicht wie ein Roman von Jules Verne?), so vollzieht sich am Burgtheater eine ebenso sonderbare als räthselhafte Metamorphose. Graf Wrbna demissionirt, weil ihm Sach- und Fachkenntnisse mangeln, und man creirt einen neuen Intendanten in Gestalt eines Nationalbank-Hofrathes. Der Mann wurde uns gestern durch den anderen Hofrath, unseren Director, vorgestellt, der sich mit vor Aufregung zitternder Stimme dieser Pflicht entledigte. All seine Hoffnungen und Wünsche, er sah sich bereits als Baron und Generaldirector beider Hoftheater, haben Schiffbruch gelitten, und er trauerte wirklich in Sack und Asche. Sein schwarzer Frack, sonst von Löwen, Greifen, Falken und anderen Verdienstviechern strahlend, starrte uns kalt, finster, trotzig leer entgegen. Wer sah bis heute Dingelstedt in weißer Cravatte und ohne die oben bezeichneten Kladderadatsche? Er schien mit ihnen zusammengewachsen wie der Löwe mit seiner Kralle. Hätte er seinen Gedanken Worte geben dürfen, er hätte gewiß gesagt: „Lieber Herr v. S.! Welch nichtiges und unbedeutendes Ding ist doch ein Hofrath, wenn er weiter nichts ist! Wenn ich es heute noch bin, so bin ich es nur zum Spaß, ich bin ja Alles aus Spaß. Mir sollte dieser Titel nur die Raupenhülle sein, aus der in sonniger Stunde eine Excellenz, will sagen: ein excellenter Schmetterling fliegt" — so hätte er gewiß und gerne gesprochen. Herr v. S. ist ein einfacher, natürlicher, reeller Mann, der genau aussieht, wie sein Beruf. Alles ist arithmetisch und ziffermäßig an ihm. Glatt, klein und scharf, dürfte sein Vater vielleicht eine Tausendguldennote gewesen sein. Was er uns sein soll, ist bis jetzt Allen ein Räthsel, denn für die Bilanz der Burgtheatercasse hätte auch der Sohn einer Hundertguldennote genügt! Gestern ließen wir unsere Schröder-Vorstellung von Stapel, ein theatralisches Ereigniß. Sonnenthal und besonders Lewinsky waren geradezu blendend. Letzterer überraschte durch eine scharfe, markige, durch und durch gesunde Charakteristik. Sie kennen wohl den

„Pfarrer von Kirchfeld". In der großen Scene zwischen Pfarrer und Wurzlsepp weinte ich wirkliche, veritable Thränen. Es war aber auch ein Sturm des Beifalls, wie ich ihn selten gehört. Das Haus war bis zum Dache gefüllt, und wir hatten eine prächtige Einnahme.— Warum erzählen Sie mir aber von den Wölfen und machen mir das Herz schwer? Ich armer Mann muß im dumpfen Zimmer Weilen'sche Verse lernen und darf höchstens — das Damoklesschwert einer möglichen Abänderung über dem Haupte — ins staubige Feld hinaus, um ruhmlos ein paar Hasen und Hühner zu erlegen. Wenn ich wieder auf die Welt komme, werde ich Großgrundbesitzer. Ein berauschender Gedanke. Wie gut, edel und tüchtig kann man da werden, wie glücklich sich und Andere machen! Carl Hillebrand's „Geschichte Frankreichs" kenne ich längst, ein vortreffliches Werk, aber der Mann hat Unrecht, wenigstens heute. Von allen guten Eigenschaften, die er den Franzosen vindicirt, existirt heute blitzwenig, ganz Frankreich ist aus den Fugen und rollt unaufhaltsam dem Abgrunde zu. Chaos, überall Chaos! Eine moralische Seuche hat das ganze Volk ergriffen, und von den nächsten Generationen ist nichts zu hoffen. Dieser Proceß Bazaine brandmarkt die ganze Nation. Welcher Wust von Gemeinheit, Leichtfertigkeit und unerhörter Schamlosigkeit. Meiner Ansicht nach ist Spanien gesünder als Frankreich! Dazu das nimmermüde und allzeit waffenbereite Deutschland, welches beim leisesten Aufschwunge seines alten Gegners ihn unbarmherzig ducken und untertauchen wird. Der gallische Hahn wird von dem deutschen Reichsadler zerfetzt, es gibt keinen Norddeutschen, der Frankreich nicht grimmig und unversöhnlich haßte, leider mit gutem Grunde. Was Sie selbst betrifft, liebe Betty, so habe ich eine schreckliche Entdeckung gemacht. Lange und riesig kunstvoll haben Sie mir Ihre lückenhafte Bildung zu verbergen gewußt. Ihr Brief hat Sie verrathen und alle Blößen aufgedeckt. Sie haben ja von Philosophie und Logik keine Spur! Sie bemerken, daß Alter und Krankheit Synonyme sind. Auf Löwe, Anschütz und La Roche dürfte der Satz kaum passen. Sie sind eben weichlich wie ein Seidenpintsch und melancholisch wie ein Dompfaff. Erinnern Sie sich nur, schon vor 20 Jahren prophezeiten Sie mit der Majestät einer Pythia, Sie hätten beim besten Willen nur noch fünf Jahre zu leben, Sie sind eben eine melancholische Renommistin, werden aber trotzdem mindestens noch 20 Jahre leben. Wenn Ihnen „Im Fegefeuer" von Kugler unterkommt, lesen Sie es ja. Die Vorrede Wilbrandt's allein ist besser und schöner als mancher dreibändige Roman.

Ihr L. G.

Das Jahr 1875 brachte Arbeit und Erfolge die Fülle; unter anderen neuen Stücken und Neuscenirungen den Cyklus der acht Shakespeare'schen Königsdramen, von Dingelstedt für sieben Abende eingerichtet, und Gabillon als „Mowbray", „Douglas", „Lord Oberrichter", „Großconnetable von Frankreich", „Richard von York" darin beschäftigt. Und auch 1876 begann mit einem denkwürdigen Theaterereigniß; am 17. Februar war die Feier des hundertjährigen Bestehens des Hofburgtheaters; an dem Abend wurde Weilen's Gelegenheitsstück: „Aus dem Stegreif", „Esther" von Grillparzer aufgeführt, und ein von Wilbrandt gedichteter Epilog von Frau

Wolter gesprochen. In dem ersten Stücke spielte Gabillon „Stephanie d. Ae." und seine Frau die „Weidnerin". Danach kamen die Künstler zu einer „großen Kneiperei im „Imperial" zusammen," wie sich Gabillon kurz und vielsagend in seinen Notizen ausdrückte. Dieses Burgtheater-Jubeljahr war auch für Gabillon ein glückliches gewesen, es brachte ihm eine Reihe künstlerischer Aufgaben, die ihm Freude machten; als „Milota" in „Ottokar", „Burleigh" („Maria Stuart"), „Delobelle" („Fromont") u. s. f. Dazwischen froh bewegte Geselligkeit, vor Allem Hans Makart's Zauberfeste, bei denen ein Kreis lustiger Künstler und Aristokraten sich um den Meister scharten, bald im Costüm der Directoirezeit, bald in jener unvergleichlichen Pracht, als wären sie Rubens'schen Bildern entstiegen. Dann frisch belebender Naturgenuß, ein Osterausflug an den Grundlsee, den Gabillon selbst schildern mag.

Ostern 1876.

Meine liebe Zerline!

„Thalatta, Thalatta!" rief es in mir, als ich den Gmundener See erblickte, in welchem sich das weiße Greisenhaupt des Traunsteins noch immer so unerschütterlich ernst abspiegelt als früher. Ich wollte, ich stünde mit dem lieben Herrgott etwas intimer, als es der Fall ist, ich würde ihm aufrichtig aus vollem Herzen für den wunderbaren Tag danken. Ein Frühlingswehen ging durch die Luft, daß man unwillkürlich nach dem klopfenden Herzen griff. Tiefes Saatgrün auf allen Feldern, die Fichten- und Tannenstämme elastisch, Drosseln und Finken schlagen und eine ihrer Zeit vorausgeeilte Sonne, die uns erlaubt, am offenen Coupéfenster in Hemdärmeln zu sitzen. Wir haben wenig schlechte Witze gemacht, wenig geraucht, noch weniger getrunken, und uns wie honorige Jünglinge, die plötzlich in goldene Freiheit gesetzt sind und diesen Fall zu würdigen wissen, benommen. Der kleine Thimig war sehr lieb, und Schöne war in schönster Feiertagslaune. Was willst Du mehr oder vielmehr, was wollte ich mehr?

In Gmunden, wo mich in übergroßer Freundlichkeit Forstmeister Veth am Bahnhofe erwartete, setzte ich die Amtsmiene auf und ging ans Geschäft. In einer Minute erfuhr ich die wunderbarsten Neuigkeiten; Schrötter ist in Ebensee, kommt heute Abends zurück, ich werde ihn also noch sehen. Der Forstmeister versprach mir was menschenmöglich, daß er bei den verschiedenen Ministerien die einleitenden Schritte thun werde; er sagte, es werde gehen, aber Zeit wird darüber vergehen, es kann ein Jahr dauern. Nun einerlei, wenn wir es überhaupt nur kriegen. Mittlerweile wollen wir eine sogenannte Waldkaufbank gründen. Die ganze Einrichtung braucht nur in einer etwas umfangreichen Sparbüchse zu bestehen.

Morgen Früh fahren wir mit dem ersten Dampfschiff nach Ebensee. Könntest Du doch unser Reisewetter haben, ich gäbe 20 meiner besten Haare darum, fürwahr, keine Kleinigkeit. Schnee liegt überall wenig, nur die Berggipfel sind weiß, die Gegend sieht zehnmal großartiger drein als im Sommer. Man träumt sich in die Gletscherregionen hinein, und doppelt schön ist die Welt, wenn man sich durch starke Arbeit das Recht

erworben hat, sie einige Tage müßig beschauen zu dürfen. Ich glaube, mein Brief ist etwas verworren und trunken, aber die Stimmung ist rein und lauter, und hat mit der sündhaften Rebe nichts zu schaffen.

Dein L. G.

Freitag, 5. Mai 1876.

Liebe Betty!

Obwohl ich bis über die Ohren in unerquicklicher Arbeit stecke — die zu arrangirende Schröder-Vorstellung nimmt jeden freien Moment in Anspruch — muß ich Ihnen doch meine Freude und volle Anerkennung über den Droste-Artikel aussprechen. Schön und warm, in knapper, gediegener Form ist er Ihnen so recht unmittelbar aus dem Herzen herausgewachsen. Etwas weniger wäre freilich mehr gewesen, aber man verzeiht dem Dichter einem Dichter gegenüber die Ueberschwänglichkeit gar gerne. Sie hätten die Hauptfehler nicht ungerügt übergehen dürfen, die ständig mangelnde Klarheit. Sie ist die nordische Sphinx, die in Runen schreibt, die bekanntlich nur wenigen Sterblichen verständlich. Ueber eine schroffe, ungelenke Form setzt man sich bei gesundem, nahrhaftem Kern leidlich hinweg (siehe Grillparzer), aber man darf nie in Zweifel über die Intentionen des Dichters bleiben, und das kann dem schärfsten Denker der Droste gegenüber passiren. Bei Allem bleibt sie ein gewaltiges Weib, ein Unicum, und sie verdient die Huldigung. Ich werde meinen Obolos auf Fäsy und Fricks Ladentisch niederlegen und in meinem Kreise dumme Kerle suchen, die in meine Fußtapfen treten. Besten Gruß.

Ihr G.

Das, was Gabillon's Stimmung in jenen Zeiten aber vollkommen beherrschte, war die in diesen Blättern schon früher erwähnte Regisseursfrage. Dr. Förster hatte am 23. Mai in „Hans Lange" vom Wiener Publicum Abschied genommen, und Gabillon, der den nun freigewordenen, ihm lange vorher zugesagten Regisseurposten endlich für sich in Anspruch nehmen wollte, wurde abermals hingehalten. Zur definitiven Klärung dieser Frage schrieb er folgenden Brief an Dingelstedt:

Hochgeehrter Herr Baron!

Sie theilen mir auf meine Anfrage mit, daß die durch Dr. Förster erledigte Regisseurstelle erst im October d. J. wieder besetzt würde und daß ich mich um dieselbe schriftlich zu bewerben hätte!

Offen gestanden, Herr Baron, trifft mich diese neue Zurücksetzung ebenso schwer als unerwartet. Seit Jahren wurde mir, nachdem man mich ohne jeden Grund übergangen und jüngeren Collegen, die mir weder an Wissen noch an Erfahrung überlegen, zu Regisseuren ernannt — von Sr. Durchlaucht, unserem hohen Chef, die erste freie Regisseurstelle fest in Aussicht gestellt. Löwe, Rettich schieben aus. Ich bewarb mich wieder und wieder — und wurde immer wieder auf spätere Zeit vertröstet. Mein

College Baumeister, der mit mir gleichen Anspruch erhob, ward durch namhafte Gehaltszulage zufriedengestellt. Ich darf mit Stolz sagen: die einzige Vergünstigung während einer ehrenvollen 23jährigen Dienstzeit besteht in einem fünftägigen Urlaub, den ich im Jahre 1873 nach heißer Sommerarbeit erhielt. Und doch war ich um Nichts weniger pflichttreu und fleißig als jene Collegen, denen man jährlich Belohnungen aller Art zutheilt.

Jetzt endlich war der Moment gekommen, wo mich eine ehrenvolle Genugthuung für alle bitteren Stunden, für alles erlittene Unrecht entschädigen sollte. Ich glaubte, meiner Sache vollkommen sicher zu sein. Sie selbst, Herr Baron, hatten mir ja zu verschiedenenmalen gesagt: „Nach Förster's Abgang rücken Sie in seine Stelle ein!" Dr. Förster geht jetzt — und wieder wird dieses Ziel auf Monate hinausgerückt und mir bedeutet, ich hätte aufs neue um die mir so oft schon zugesagte Stelle zu petitioniren. In diesem Vorgehen liegt ein deutliches Consilium abeundi. Man verweigert mir wohl die Stelle nicht geradezu — aber man gibt mir auf Umwegen zu verstehen — man wolle mich nicht! Wie armselig würde ich meinen Collegen, die Alle meine Leidensgeschichte gründlich kennen, als quasi Vorgesetzter gegenüberstehen, wenn es diesmal am 1. October wirklich Ernst würde. Ich glaube, die volle Befähigung für dieses schwierige Amt zu besitzen; in erster Linie aber bedarf ich, um meine Kraft entfalten und sicher auftreten zu können, der Achtung und Werthschätzung meiner Direction. Ich muß mit Ehren in dieses Ehrenamt gesetzt werden, nicht verstohlen durch ein Hinterpförtlein aus Gnade und Barmherzigkeit, nach so unsäglich langem und peinvollem Warten, eingelassen werden. Diese absichtlich späte Gerechtigkeit, verzeihen Sie, Herr Baron, erscheint nur als neue Ungerechtigkeit. Diese zögernde Ernennung würde mich in den Augen meiner Collegen herabsetzen, und um alle Vortheile will ich nicht aufhören das zu sein, was ich bin — ein Mann von Ehre und Charakter!

Das k. k. Hofburgtheater, welches gegenwärtig durch Personallücken und Krankheiten stark geschädigt, der sorgsamsten Pflege und Aufmerksamkeit bedarf, soll jetzt Monate hindurch mit nur zwei Regisseuren arbeiten. Ein Fall, der noch nicht dagewesen! Aber trotzdem will man mich, den bereits für solches Amt Designirten, erst nach Monaten in Thätigkeit treten lassen. Ich darf mich nicht schon jetzt in den Geschäftsgang einarbeiten, darf mich mit dem Repertoire nicht vertraut machen. Im October, wenn sämmtliche Dispositionen für die Wintersaison getroffen, wenn die Novitäten bereits gewählt und festgestellt, dann darf ich in voller Unkenntniß und Unsicherheit an die Arbeit gehen. Muß ich da nicht glauben, daß man mich absichtlich herabsetzen und demüthigen will?! Ich stelle nun die ergebenste Bitte:

Eine hohe Direction wolle mich gleich nach dem Rücktritte des Herrn Dr. Förster zum Regisseur ernennen und mir gestatten, in der Zeit vom 1. Juni bis zum 1. October ohne jeden Gehaltsbezug zu dienen.

Weist man diese bescheidene Bitte zurück, so muß ich — wenn auch mit schwerem Herzen, auf dieses Ehrenamt überhaupt verzichten. Ich sehe dann klar und deutlich, daß man mich eben unter jeder Bedingung zurückweisen will.

Ich bitte Sie, Herr Baron, diese meine Eingabe unserem hohen Chef zu unterbreiten — eine schnelle Erledigung würde ich als eine besondere Gunst ansehen!

Mit aller Hochachtung

Wien, 25. Mai 1876. Ludwig Gabillon.

Das Resultat dieses Briefes war das denkbar beste. Schon am 31. Mai hatte Gabillon das Decret in Händen, das ihn als Regisseur bestätigte. Man sagt zwar, Fürst Hohenlohe habe, über des Directors Kopf weg, die Ernennung so rasch erledigt; was aber nicht hinderte, daß Dingelstedt wenige Monate später seinem „jüngsten" Regisseur seine volle Anerkennung wie folgt ausgesprochen hat:

Wien, 1. October 1876.

Sie haben, lieber Gabillon, Ihr Debut im Regie-Collegium unseres Burgtheaters im vergangenen Monat mit so viel Diensteifer und Pflichttreue gemacht, daß ich mich verpflichtet fühle, Ihnen dafür im Namen der Anstalt und im eigenen bestens zu danken, wobei ich der Uneigennützigkeit dieser Ihrer Dienstleistungen, für welche Sie auf jede Entlohnung verzichteten, noch besonders zu gedenken habe.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener

Freiherr v. Dingelstedt.

Traurig genug hatte Gabillon die heißersehnten Ferien verbracht, von denen wiederum ein Schreiben von ihm an Betty Paoli ein Bild entwirft. Froher und zuversichtlicher klingen dann die Herbstbriefe, die von seinem ersten Regiemonat berichten:

Grundlsee, 28. August 1876.

Meine liebe, gute Betty!

Was denken Sie von mir? Keine Zeile, kein Wort von Ihrem alten Freund. Von meinen traurigen Ferien verlebe ich noch zwei Tage in Aussee, dann geht's ins alte Joch. Wenigstens will ich Ihnen vor meiner Abreise noch schreiben und Ihnen die Gründe für mein langes Schweigen geben. Erst seit 5—6 Tagen athme ich wieder frei, zähle ich mich wieder zu den Menschen. Doch zur Sache. Ich kam jubelnd in Aussee an und wurde fast erdrückt mit Küssen und Liebkosungen, nur einer verhielt sich vollkommen passiv. Das war Mucki. Ich war ihm ein Fremder. Ich hatte in den ersten zwei Tagen vollauf zu thun, mußte mit Forstamt und Bezirksgericht verhandeln, und so fiel mir das seltsame Wesen des Hundes, der scheu und ungeberdig umherfuhr, wenig auf. Am 8. Juli klagte mir Dora, daß Mucki nach Allem schnappe. Ich rufe ihn, er folgt nicht, sondern verkriecht sich. Ich will ihn hervorholen, er beißt mich in die Hand. Instinctmäßig sauge ich das Blut aus, wasche die Wunde mit Essig. Ich gebe dem Hunde ein paar leichte Schläge, er flieht in den Wald und kommt erst Abends zurück, ich sperre ihn in die Hundehütte, er tobt die ganze Nacht und zerbeißt das Gitter. Am nächsten Morgen hatte er alle Anzeichen der Wuth. Die Zunge war dick geschwollen, mit Blasen bedeckt, der Athem schwer, das Auge unstät und verglast. Sie können sich meinen Schreck denken! Und nun erst die Kinder und meine Frau! Ich tödtete ihn sofort, und ich selber fühlte mich ernstlich unwohl, eine furchtbare Ueblichkeit mit steigendem

Kopfschmerze nöthigte mich, das Lager zu suchen. Ich delirirte stundenlang. Vielleicht war dies die Folge der entsetzlichen Aufregung, vielleicht wirkte der eingesogene Giftstoff — einerlei — wir hatten alle Ursache, das Aergste zu befürchten. Der Arzt kam spät Abends und wollte mich ätzen und brennen. Wozu noch? Was sollte das nach Stunden nützen? Ich ordnete alle meine Angelegenheiten und sah jetzt der Zukunft (soweit selbst ein tapferer Mensch in solchem Falle ruhig sein kann) entgegen. Ich erkundigte mich aufs genaueste, wie lange ich Gefahr zu fürchten habe, und man sagte mir ziemlich übereinstimmend: völlig ruhig könne man erst nach sechs Wochen sein. Sechs Wochen mit dem Damoklesschwerte über dem Haupte ist eine harte Sache. Ich arbeitete jetzt von Morgen bis Abend in Wald und Feld, bestieg Berge und suchte die trüben Gedanken zu bannen, aber ich träumte fast nächtlich von Mucki und sah ihn in den scheußlichsten Gestalten. Was sollte ich Ihnen unter solchen Verhältnissen schreiben? Sollte ich Sie ängstigen? Sollte ich schreiben, der See ist grün, die Berge blau und die Sonne scheint heiß? Ich ging zu Hause so unbefangen als nur immer denkbar umher und beobachtete mich aufs gewissenhafteste. Später kamen die jungen Leute und rissen mich durch ihre jugendliche Lustigkeit mit fort, und so hatte ich nur den einen sehnlichen Wunsch, die sechs Wochen, die scheußlichen, möchten ihr Ende erreichen. Jetzt ist die Quarantaine vorüber und jetzt habere ich grimmig mit dem Schicksal, das mir diese glühend ersehnten Ferien so arg zersplittert. Sie sind vielleicht noch in Sorgen wegen der Ruth. Dieses Thier war gescheiter als die Menschen. Es floh vor Mucki und war durch nichts zu bewegen, in seiner Nähe zu bleiben, und jetzt, liebe Betty, ist meine Beichte, die Sie wohl bewahren wollen, zu Ende. Meine arme Helene, die Gott sei dank, die volle Gefahr wenigstens in der ersten Zeit nicht faßte, hat vielleicht am meisten gelitten. Besuchen kann ich Sie im September nicht, aber vielleicht nehmen Sie eine Einladung zum Diner an, und wir haben dann Gelegenheit, ein paar Stunden zu plauschen. Also, danken wir Gott und allen Heiligen, daß der Blitz aus heiterem Himmel ein kalter Schlag war. Herzlichen Gruß,

Ihr L. G.

Unter den „jungen Leuten", die Gabillon mit ihrer Lustigkeit über seine trüben Gedanken hinweghalfen, war auch Dr. August Fournier (späterhin der Gatte der jüngeren Tochter Dora), an den er damals folgende Zeilen richtete:

Grundlsee, 24. August 1876.

Mein lieber, junger Freund!

Ihr Brief hat mich herzlich erfreut. Alle unsere sentimentalen Lieder waren in wohlgesetzten Noten zwischen den Zeilen zu lesen. „Alte Burschenherrlichkeit," „Bemoostes Bursche", und „So leb' denn wohl, du stilles Haus!" Ach, immer die alte Geschichte:

Man sieht sich, man kennt sich,
Man liebt sich, man trennt sich!

Wir vermissen Sie schmerzlich und entbehren Sie schwer, der wilde Gesangverein arbeitet pflichttreu das bekannte Repertoire nach wie vor herunter, aber der Tenor fehlt. Das stylvolle Juchzen hat aufgehört, dagegen hallen harte, unbarmherzige Axtschläge durch den Wald; ganze Bäume, die in dumpfer Verkommenheit ein kurzes,

miſerables Leben friſteten, werden auf den bekannten Opferſteinen am Meere verbrannt, und ein Rauch durchſtinkt die Luft, daß die Grundlſeebewohner bald in Rebellion gegen das unberufene Luftverpeſten ausbrechen dürften ...

Der See prangt in alter Pracht, ſelbſt die ſchwarzen Wolken ſtehen ihm ſchön ... Ich zähle jetzt nicht mehr die Tage bis zum Schluſſe der Ferien, es verlohnt ſich nicht der Mühe. Aber vom 1. September bis zum 1. Juli ſind nur noch zehn Monate. Wie ſagte jener verurtheilte Dieb zu den Richtern? „Meine Herren, was ſind zehn Monate gegen die Ewigkeit?" Der Wald entpuppt ſich von Stunde zu Stunde mehr als engliſche Park-Bosquets; fein gehobelte Ruheſitze, ſtündlich neu entdeckte Tannen und Wachholderſtauden mit ſtets wechſelnden Ausſichtspunkten laſſen mich manchmal ausrufen „O, über mich Glücklichen!" Seien Sie von uns Allen viel tauſendmal gegrüßt, und wenn Sie von Ihrem diesjährigen Urlaub glücklich zurückgekehrt ſind, ſo beſuchen Sie uns, um mit uns von ſchönen, wunderbaren Sommertagen zu plaudern.

Ihr Gabillon.

Freitag, den 8. September 1876.

Meine liebe Zerline!

Heute vor acht Tagen ging ich mit einigem Herzklopfen ins Theater, und jetzt, nach neunſtündigem Schlafe (Feiertag) ſtrecke ich mit einigem Behagen die Füße unter den Schreibtiſch und laſſe die Marterwoche Revue paſſiren. Offen geſtanden, ich bin um einen Zoll gewachſen und habe Reſpect vor mir gekriegt. Es war für einen jungen (ſagen wir lieber neuen) Regiſſeur keine leichte Aufgabe, dieſes herkuliſche Repertoire durchzuſetzen. Bei glühender Hitze täglich Proben von 10 bis gegen 3 Uhr, das macht den Stärkſten nervös. Beſonders aber iſt es gefährlich, wenn man aus friſcher Gebirgsluft kommt und gewohnt iſt, den ganzen Tag herumzubummeln. Ich habe aber meine Aufgabe glänzend gelöst und ſämmtliche Mitglieder ſind mir treulich beigeſtanden, waren weder mürriſch noch widerſpenſtig. Ich ſchicke Dir das letzte Repertoire, das ich geſtern auf dem Bureau mit Dingelſtedt entworfen. Er war noch etwas kalt und förmlich, behandelte mich aber ſichtlich achtungsvoll und ſanctionirte meine Vorſchläge, theilte auf mein dringendes Erſuchen zwei neue Stücke aus. „Die beſte Reiſe" von Mels, das noch im September mit der „Philoſophie des Unbewußten" als erſte Novität erſcheint; dann die „Nordiſche Heerfahrt", und unterzeichnete überdies ein Dutzend Rollen. Mein Eifer, meine Stellung zu den Mitgliedern und — mein Glück — das hatte ich wirklich — ſcheinen ihm Reſpect einzuflößen. Dies iſt der letzte Brief, die reichen Ereigniſſe dieſer Woche haben aus jedem Tag ein Jahr gemacht, mir iſt als wäre ich in meiner Jugend einmal am Grundlſee geweſen und hätte dort auch gerudert und gebadet. Ich freue mich über alle Maßen euch wiederzuſehen. Ich habe ja Niemand, mit dem ich mich ausſprechen könnte ....

Dein L. G.

Wien, den 8. September 1876.

Meine liebe Betty!

Heute der erſte freie Morgen. Ich habe zwar trotz des Feiertags eine Probe, aber eine Decorationsprobe, die mich nicht beſonders in Athem ſetzen wird, doch die ver-

flossene Woche war sauer, herzlich sauer. Wenn man aus der frischen Gebirgsluft kommt, den ganzen Tag auf Bergen und Seen herumtummelte, dann plötzlich 8—9 Stunden täglich in einem dumpfen, sauerstoffarmen, glühend heißen Raume schwer athmend zubringen muß, so ist das zum Mindesten hart, und dazu dieses Repertoire! Ein Nero konnte es nicht schöner erfinden, aber ich scheine Glück zu haben. Keine Absage, keinerlei Störung, die Vorstellungen gingen in Folge der langen und gewissenhaften Proben brillant. Das hebt mich wieder und macht mich Abspannung und Müdigkeit vergessen. Bis heute konnte ich nicht eine halbe Stunde für einen Spaziergang in frischer Luft erübrigen. Das war für mich das Schlimmste, jetzt aber bei diesem göttlich düsteren und regnerischen Himmel (es wird riesig voll heute Abend) will ich kühn sein und mit schönen Juchtenstiefeln ein paar Stunden auf grünen Pfaden wandeln. Zerline meldet mir soeben, daß sie am 13., Abends 7 Uhr, in Wien eintrifft. Ich habe sie für den 18. in „Feenhände" zuerst aufs Repertoire gesetzt. Ich hoffe und glaube, daß sie vollkommen gesund ist ... Dies Alles stimmt mich gut und fromm. Trügt mich mein Ahnen nicht, so kommen jetzt die sieben fetten Jahre. Ich will alles Mögliche thun, mein Glück zu verdienen. Ohne alle Theaternachricht darf ich Sie doch nicht lassen. Lewinsky spielte den alten „Miller" und wäre tadellos gewesen, hätten seine physischen Mittel mit seinen Intentionen gleichen Schritt halten können. Die Janisch hat gethan, was sie konnte, aber sie ist keine volle, ganze „Louise", aber woher die heute nehmen? Es scheint auch ein großer Krach über die Talente gekommen zu sein. Nichts, nichts und überall nichts, und wo nur eine Spur von Begabung ist, macht sich sofort der ekelhafteste Dünkel breit. Das Wetter scheint sich zu wenden und wird Sie wohl bald in die Stadt treiben. Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr L. G.

Anfang October begannen die Proben von „Käthchen von Heilbronn" nach der Dingelstedt'schen Bearbeitung unter Gabillon's Leitung. Die Aufführung, die am 10. October stattfand und einen großen Erfolg hatte, eröffnete jene Reihe von Stücken des classischen Repertoires, die zu sceniren Gabillon besonders berufen war, wie: „Götz von Berlichingen", „Egmont", „Faust", die „Wallenstein-Trilogie", „Antigone", „Cäsar" u. s. f., wo seine lebhafte Phantasie und künstlerische Gestaltungsgabe ihn befähigte, den Intentionen des Dichters zu folgen, und seine Ehrfurcht vor der Gewalt und dem Ernst des Werkes ihn davor behütete, jemals durch scenische Effecte das Wort desselben zu beeinträchtigen. Nach der Aufführung von „Antonius und Cleopatra" erhielt Gabillon einen Brief von Dingelstedt, der beredtes Zeugniß dafür ablegte, wie glücklich sich Director und Regisseur im Dienste Shakespeare's gefunden hatten.

Sonnabend, 10. Mai 1879.

Ich kann nicht schlafen, und ich will es auch nicht, ehe ich Ihnen, lieber Gabillon, und durch Sie allen Mitarbeitenden an dem heutigen großen Werke ein lautes Bravissimo, einen herzlichen Dank zugerufen! Namen nenne ich nicht, weder große noch

kleine; denn Alle, Alle haben ihr Bestes gegeben und vom Publicum das Beste, wohlverdient, empfangen. Das war einer von den Abenden, an denen man stolz ist, dem Burgtheater anzugehören, und welche den flüchtigen Glanz eines Einzelerfolges überragen, überdauern. Nochmals Allen und Jedem Dank; einen doppelten Ihnen, dem Regisseur und dem Darsteller. Freudig bewegt

Ihr Franz Dingelstedt.

Von allen Stücken aber, die Gabillon scenirt, war ihm keines so sehr ans Herz gewachsen als „Weh' dem, der lügt". Schon lange bevor er Regisseur geworden, hatte er davon geträumt, dieses Schmerzenskind Grillparzer's in vollem Triumphe wieder dem Burgtheater zuzuführen; und wie es schließlich gekommen, so wie er es jahrelang erhofft, und der Erfolg dauerhaft und zweifellos dagewesen und geblieben, das erzählte Paul Schlenther anno 1895 bei Anlaß einer Neuscenirung im Berliner Deutschen Theater wie folgt: „... Zu den Vertrauten Grillparzer's gehörte aber auch der reckenhafte, naiv bramarbasirende, phantasievolle und in aller seiner Urkraft geistreiche Burgschauspieler Ludwig Gabillon. Wenn der bei Grillparzer saß, so war Hauptgesprächsthema „Weh' dem, der lügt". Was den Schauspieler besonders zu diesem Gegenstande hinzog, war — bei Schauspielern etwas Selbstverständliches — eine Rolle im Stück: die Gestalt des urteutonischen Berserkers Kattwald. Den einmal auf der Bühne mit allem Barbarismus, aller Gefräßigkeit und aller physischen Uebermacht verkörpern zu dürfen, war des Hünen Gabillon inbrünstiges Verlangen. So hörte er, sonst mehr ein Sprecher als ein Hörer, genau und gerne hin, so oft der alte Dichter von seinem mißhandelten Lieblingskinde deutend sprach. Denn Grillparzer's Stücke sind zwar nicht so geheimnißkrämerisch, daß sie eines Auslegers bedürften, aber sie sind in ihrem Sinne und Reiz auch nicht so platt, daß sie sich jedem nüchternen Verstande sofort erschlössen. So konnte das erklärende Wort des Dichters befruchtend in die üppige Phantasie des Schauspielers fallen. Als Laube schon längst vom Burgtheater weg war, als Grillparzer selbst schon todt war, trat der treue Ludwig Gabillon an seinen Director Dingelstedt mit dem Herzenswunsch heran, „Weh' dem, der lügt" insceniren zu dürfen, natürlich mit ihm selbst als „Kattwald". Dingelstedt lachte. Da er aber seinem Bittsteller eine Gefälligkeit schuldig zu sein glaubte, so ließ er sich die zögernde Erlaubniß abgewinnen. Mit derselben herzhaften Keckheit und demselben Vertrauen auf die gute Sache, wie im Stück der Küchenjunge Leon auf die Befreiung des Bischofsneffen, ging auch Held Gabillon, erfüllt vom Geiste des Dichters, an sein gutes Werk. Schon während der Proben verbesserte sich Dingelstedt's Meinung

von dem Wagniß, und nur einzelne Schauspieler, sogar solche, die zum Erfolge beitrugen, zitterten bis zuletzt. Es war ein glänzender Sieg. Das Stück steht nun seit nahezu 20 Jahren, zum Theil noch in der ursprünglichen Besetzung, fest auf dem Repertoire des Burgtheaters. Schon die zweite Generation bestätigt dort dem Dichter in sein Grab hinein, daß an jenem verhängnißvollen 6. Mai 1838 nicht er der Durchgefallene und Blamirte gewesen sei, sondern das damalige Publicum und wohl auch die damalige

Zerline Gabillon.

Darstellung, in der z. B. die kleine süße Barbarin Edrita der pathetischen Heroine Rettich anheimgefallen war.....

Gabillon's „Kattwald", der herzhaft und kräftig Speerwerfen, trinken, lachen, drohen und wüthen konnte, war ebenso typisch „seine" Rolle geworden, wie einige Jahre früher sein „Hagen" und einige Jahre später sein „Don Lope". — —

Das Jahr 1878 brachte einen wichtigen und fröhlichen Abschnitt in Ludwig und Zerlinens Leben: am 4. November feierten sie gemeinsam ihr

kleine; denn Alle, Alle haben ihr Bestes gegeben und vom Publicum das Beste, wohlverdient, empfangen. Das war einer von den Abenden, an denen man stolz ist, dem Burgtheater anzugehören, und welche den flüchtigen Glanz eines Einzelerfolges überragen, überdauern. Nochmals Allen und Jedem Dank; einen doppelten Ihnen, dem Regisseur und dem Darsteller. Freudig bewegt

Ihr Franz Dingelstedt.

Von allen Stücken aber, die Gabillon scenirt, war ihm keines so sehr ans Herz gewachsen als „Weh' dem, der lügt". Schon lange bevor er Regisseur geworden, hatte er davon geträumt, dieses Schmerzenskind Grillparzer's in vollem Triumphe wieder dem Burgtheater zuzuführen; und wie es schließlich gekommen, so wie er es jahrelang erhofft, und der Erfolg dauerhaft und zweifellos dagewesen und geblieben, das erzählte Paul Schlenther anno 1895 bei Anlaß einer Neuscenirung im Berliner Deutschen Theater wie folgt: „... Zu den Vertrauten Grillparzer's gehörte aber auch der reckenhafte, naiv bramarbasirende, phantasievolle und in aller seiner Urkraft geistreiche Burgschauspieler Ludwig Gabillon. Wenn der bei Grillparzer saß, so war Hauptgesprächsthema „Weh' dem, der lügt". Was den Schauspieler besonders zu diesem Gegenstande hinzog, war — bei Schauspielern etwas Selbstverständliches — eine Rolle im Stück: die Gestalt des urteutonischen Berserkers Kattwald. Den einmal auf der Bühne mit allem Barbarismus, aller Gefräßigkeit und aller physischen Uebermacht verkörpern zu dürfen, war des Hünen Gabillon inbrünstiges Verlangen. So hörte er, sonst mehr ein Sprecher als ein Hörer, genau und gerne hin, so oft der alte Dichter von seinem mißhandelten Lieblingskinde deutend sprach. Denn Grillparzer's Stücke sind zwar nicht so geheimnißkrämerisch, daß sie eines Auslegers bedürften, aber sie sind in ihrem Sinne und Reiz auch nicht so platt, daß sie sich jedem nüchternen Verstande sofort erschlössen. So konnte das erklärende Wort des Dichters befruchtend in die üppige Phantasie des Schauspielers fallen. Als Laube schon längst vom Burgtheater weg war, als Grillparzer selbst schon todt war, trat der treue Ludwig Gabillon an seinen Director Dingelstedt mit dem Herzenswunsch heran, „Weh' dem, der lügt" insceniren zu dürfen, natürlich mit ihm selbst als „Kattwald". Dingelstedt lachte. Da er aber seinem Bittsteller eine Gefälligkeit schuldig zu sein glaubte, so ließ er sich die zögernde Erlaubniß abgewinnen. Mit derselben herzhaften Keckheit und demselben Vertrauen auf die gute Sache, wie im Stück der Küchenjunge Leon auf die Befreiung des Bischofsneffen, ging auch Held Gabillon, erfüllt vom Geiste des Dichters, an sein gutes Werk. Schon während der Proben verbesserte sich Dingelstedt's Meinung

von dem Wagniß, und nur einzelne Schauspieler, sogar solche, die zum Erfolge beitrugen, zitterten bis zuletzt. Es war ein glänzender Sieg. Das Stück steht nun seit nahezu 20 Jahren, zum Theil noch in der ursprünglichen Besetzung, fest auf dem Repertoire des Burgtheaters. Schon die zweite Generation bestätigt dort dem Dichter in sein Grab hinein, daß an jenem verhängnißvollen 6. Mai 1838 nicht er der Durchgefallene und Blamirte gewesen sei, sondern das damalige Publicum und wohl auch die damalige

Zerline Gabillon.

Darstellung, in der z. B. die kleine süße Barbarin Edrita der pathetischen Heroine Rettich anheimgefallen war. . . . .

Gabillon's „Kattwald", der herzhaft und kräftig Speerwerfen, trinken, lachen, drohen und wüthen konnte, war ebenso typisch „seine" Rolle geworden, wie einige Jahre früher sein „Hagen" und einige Jahre später sein „Don Lope". — —

Das Jahr 1878 brachte einen wichtigen und fröhlichen Abschnitt in Ludwig und Zerlinens Leben: am 4. November feierten sie gemeinsam ihr

25jähriges Burgtheater-Jubiläum, bei dem Altmeister La Roche, als der Sprecher der Collegen, ihr Geschenk, ein silbernes Trinkhorn, überreichte, das Verse Wilbrandt's zierten.

Am Festabend wurde Scribe's „Gönnerschaften" aufgeführt. Das Ehepaar Gabillon spielte womöglich mit noch mehr Verve als sonst darin die „Césarine de Clairmont" und den Arzt „Bernardet" und jede persönlich aufzufassende Nuance, jede feine Wendung in dem von den Darstellern meisterhaft herausgearbeiteten Dialog griffen die Zuschauer auf, um die Gefeierten immer wieder vor die Rampe herauszujubeln, und die reiche Fülle von Blumen, Lorbeeren und Gedichten sprach deutlich für die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Collegen und Freunde und ihre Geltung im großen Publicum. Sehr liebenswürdig hat an diesem Ehrentage Bauernfeld in seinen gemüthlichen Versen ihr künstlerisches Wirken charakterisirt:

Ludwig und Zerline.

Was warst du alles! Wer weiß es nicht?
Liebhaber, Held und Bösewicht,
Alba, Caligula, Boffesen —
Das und noch vieles bist du gewesen!

Und du! Johanna, auch Hero zart,
Romantisch wie classisch, jetzt sanft, jetzt hart,
Brunhilde und Medea wild,
Gestalt um Gestalt und Bild um Bild,
Bald neckisches Mädchen, bald Witwe, galante,
Die Nichte heute und morgen die Tante,
Und immer frisch und immer neu,
Ein weiblicher Proteus, meiner Treu.

In Kunst und Leben treu verbunden
Seid ihr gewandelt Hand in Hand,
Habt uns gelockt in zahllos schönen Stunden
Ins ideale Zauberland.

Drum nahn wir heut' euch dankbar uns in Scharen,
Zum Silberfest nach fünfundzwanzig Jahren;
Die Muse wird, bei eurem frischen Walten,
Mit euch noch goldne Hochzeit halten!

Unter den vielen fein erdachten, schönen Gaben der Collegen fiel ein kleines Aquarell vom alten Burgtheater auf, ein im Laufe der Jahre immer werthvoller gewordenes Andenken, mit den vorschauenden Versen dazu:

Ein Zukunftsbild — ein Bild für spätre Zeiten,
Wenn einst vom alten Eck die alte „Burg" verschwand,
Wenn aufgebaut in allen Herrlichkeiten
Am Ring der Musentempel prangend stolz erstand —
Dann zaubre euch zurück das Bild die schönen Stunden,
Die in der Burg verlebt, mit ihr entschwunden.

Mit den herzlichsten Glückwünschen
euer Schöne.

Nach der Vorstellung gab es dann ein echtes, rechtes Künstlerfest voll launiger Einfälle und toller Lustigkeit. Und als die hochgehenden Wogen dieser bewegten Tage sich allmälig geglättet hatten, kamen wieder Zeiten angestrengter, aber ersprießlicher Arbeit. Gabillon's Repertoire-Notizen zeigen z. B. allmonatlich die stattliche Ziffer von 20—23 Spielabenden. So auf der Höhe seiner Schaffensfülle und Kraft gab er sich auch doppelt freudig der Ferienfreiheit hin. Wie jubelnd schreibt er z. B. seiner Frau wenige Tage vor der Abreise in die Berge: „... Ich sage Dir, Alte, ich habe mich selten so auf die Ferien gefreut als heuer! Herz und Leib sehnen sich nach Ruhe und Genuß, und den einzig reellen Genuß bietet eben nur die Natur, und in erster Linie der Grundlsee und die Schiffhütte ..."

Im Jahre 1875 war Gabillon Grundbesitzer am Grundlsee geworden durch Ankauf eines kleinen Anwesens. Mit großer Sach- und Ortskenntniß verstand er es, so nach und nach fast die ganze kleine — allerdings sehr kleine — Halbinsel, auf der er hauste, in seinen Besitz zu bringen. Sein Gebiet erweiterte sich nur ganz allmälig; vorerst waren es nur eine Wiese und ein hübscher Streifen Waldes, die er sein nennen konnte. Allein welch großes Glück brachte dieser bescheidene Besitz in sein Leben; jeden Tag seiner Ferien widmete er der Verschönerung und Verbesserung seines Grundes. Zuerst galt dem Walde seine Fürsorge, er durchquerte ihn mit einem gangbaren Wege, entfernte alles unnütze Gestrüppe, das die Stämme der Buchen und Tannen umklammerte; besonders die Buchen pflegte er mit nimmermüder Liebe, daß sie schon nach wenigen Jahren weithin schattend den kleinen Park beherrschten. Mit vieler Mühe baute er mit seinen Arbeitern zwischen Wald und den See einen förmlichen Damm und rang den angeschwemmten veränderlichen Uferlinien manchen Fuß breit Landes ab! Und selbstgezimmerte Bänke stellte er allenthalben auf, die er dann, sehr stolz auf seine Malerkünste — selber auch angestrichen hat! Etwa hundert Schritte vom Wohnhause, hart am Gestade baute er eine Art Almhütte; sie stand an eine alte, phantastisch zerklüftete Weide gelehnt, wie eins mit ihr, da das Bretterhaus, von außen

Aquarell von Hans Makart. (Aus dem Grundlsee-Fremdenbuch der Familie Gabillon.)

mit „Schwartlingen" bedeckt, nicht anders aussah als der alte Weidenstamm. Ganz kleine Schiebefenster ließen Licht ins Innere hinein, wo ein großer Herd für offenes Feuer stand, wie man ihn in den Sennhütten findet. An den Wänden entlang lief eine breite Holzbank, auf den Wandbrettern fanden Bauernteller und Krüge ihren Platz, und über dem Herd hing an langer Eisen-

stange ein kupferner Wasserkessel, unter welchem stets einige wohlgeschichtete Holzklötze für ein tüchtiges Feuer bereit lagen. Das wußte auch Mudl, die Hauskatze, die nirgends lieber als auf jener Herdbank zusammengerollt lag. Bei schönem und schlechtem Wetter war es in der Almhütte gleich behaglich, und manche gute Stunde hatte Gabillon darin lesend und lernend verbracht — aber weit öfter ging es dort laut und lustig her. Es war ein freudig eingehaltener Brauch, daß nach jedem Diner oder Souper im „Oberhause" unten schwarzer Kaffee, Bowle oder dergleichen getrunken wurde; was man in der Studentensprache die Exkneipe nennt, ist dort abgehalten worden! — Als einer der ersten Gäste saß Hans Makart in der Almhütte, mit träumerischem Blick ins Feuer starrend, in der schmalen, schönen Hand die schwerste der Cigarren, einen edelgeformten Kelch, mit funkelndem Rheinwein gefüllt, vor sich. Geräuschvoller als der stets schweigend genießende Hans ließ Ernst v. Teschenberg neben ihm ein wahres Feuerwerk von Witzen und lustigen Geschichten zündend aufsteigen; man merkte in jener schönen Ferienzeit dem überschlanken, beweglichen Manne die Würde des Ministers so wenig an, als dem ebenfalls anwesenden, von sprudelndem Humor beseelten Grafen Lamezan die Bürde seines ernsten Amtes als Staatsanwalt! Stillvergnügt in unvergänglicher Grazie saß Fanny Elßler im rauchigen Hüttenwinkel und sah lächelnd dem oft tollen Treiben zu. Aus dem Burgtheaterkreise stießen alsbald so Manche noch zu der Grundlseer Gabillon-Colonie. So zeigt es auch des Hauses Fremdenbuch, welches Hans Makart mit einem Aquarell eröffnete. Eine Nixe, deren goldrothes Haar in dunkle Wogen untertaucht, deren schneeige Arme sich von tiefgrünen Bergesufern leuchtend abheben. Ein echter, sonnigfröhlicher Makart, das rechte Wahrzeichen für dieses Künstlerbuch — darin auf jedem Blatte ein Name steht, der freudig sagen kann: „Gott grüß' die Kunst!" Meist mit lustigen Versen sind die Collegen Hartmann, Sonnenthal, Wolter, Schöne, Thimig, Schratt, Lewinsky, Devrient, Reimers ꝛc. vertreten, mit wohlgebauten Versen Betty Paoli, Alfred v. Berger, Wilbrandt, Doczi; auch die Namen des Wickenburg'schen Ehepaares, Ferdinand v. Saar und L'Arronge stehen verzeichnet. Wenige Blätter nach Makart's rothhaariger Nixe hat Julius v. Blaas Frau Zerlinens schwarzschnauzigen Mops Schrumm porträtirt, und ein kleiner Fuchskopf am Rande der Seite zeigt, daß Maler Fux am Grundlsee gewesen. Tilgner's Namenszug in schwungvoll großen Strichen stammt aus jugendfroher, schaffensfreudigster Zeit des genialen Künstlers und ist nicht der Einzige, der in dem Buche an viel zu früh Geschiedene wehmüthig mahnt. Da ist vor allem Helene Hartmann's charakteristische Hand-

schrift, öfter wiederkehrend und immer etwas ganz Individuelles sagend, der Jedem, der sie gekannt, die originelle, bedeutende Frau abermals lebendig vor Augen führt, die so voll harmonisch in ihrer Größe als Künstlerin und in der Güte und Lauterkeit ihres Gemüthes war, das sich immer gleich blieb, wo es zu rathen, zu helfen, zu trösten, Freundschaft in guten und bösen Tagen zu bewähren galt — daneben aber voll innerer Widersprüche, denen ihr leicht bewegtes Künstlernaturell unterthan gewesen. Sie konnte in einer und derselben Stunde tief melancholisch und so vergnügt übermüthig sein, daß sie die ganze Gesellschaft mit ihrer Lustigkeit fortriß; sie erklärte stets vom Theater nichts mehr wissen zu wollen, dachte aber unaufhörlich daran und hing mit allen Fasern ihres warmen Herzens an ihrem Berufe. Sie erklärte krank zu sein — leider nur zu oft mit Recht — nicht gehen und nicht essen zu können, um alsbald bei einer Landpartie die beste Fußgängerin und an der Pick-nick-Tafel der verständnißvollste Gast zu sein. Natürlich gab es dafür in ihrer Umgebung Neckerei genug — und sie war selber so voll Humor, gar gut zu necken. Keinem blieb sie die Antwort schuldig, besonders wenn sie in Eifer gerieth und die Pfälzerin bei ihr zum Durchbruche kam, wenn „die guete Schwarzwaldgeischter ihr die Sproch' zueg'flüstert hen!" Zu dem besten Widerspruch in ihrem Leben gehörte jedoch, daß sie in vollster Jugendblüthe schon gerne alt und müde that, als sie aber wirklich alt geworden, war ihr Gemüth trotz Kummer und Krankheit, die sie gebrochen, mit der Jugend in ihrem Hause jung und stark geblieben! Ihr Gatte, Ernst Hartmann, gehörte zu den geistvollsten Künstlern jenes Kreises, jedem Suitenreißen der angeregten Gesellschaft mit einem treffenden Witzwort die Pointe gebend. In anmuthigen Knittelversen, so manches Erlebniß und so manche heitere Stimmung jener Ferientage festhaltend, mit Gabillon Berge erkletternd und in seinem Hamburger Segelboot den See befahrend, war er als der Jüngste an dieser Tafelrunde erprobter Ritter der jugendliche Knappe, bis — Hugo Thimig kam, der Allerjüngste, der dann auch wiederum mit ihnen Allen ruderte, segelte, turnte, schwamm, kletterte und sang und mit „Gabel", dem Hausherrn, auf der großen Wiese am See so manchen Ringkampf bestand. Hallenstein, des Burgtheaters gelassener „Dietrich von Bern", zog auch am Grundlsee die Rolle des Richters über den Parteien dem Kampfe vor; dafür aber entfesselten seine berühmten Kalauer manch schallendes Gelächter, das weithin über den See erklang. Aus dem hob sich Sonnenthal's Lachen am vollsten, unwiderstehlich ansteckend hervor. Am drolligsten wirkte es, wenn er selbst eine lustige Geschichte erzählen wollte, mit der er nie zu Ende kam, da er bei jedem Worte aufs neue herausplatzte. Auch den Anderen, die etwas

zum Besten geben wollten, lachte er mit Vorliebe die Pointe weg; er ist sonst ein guter Kamerad, aber den Schluß einer Anekdote zu erzählen, hatte er noch selten einem Collegen gegönnt! Zur Zeit des großen Grundlseer Lachens war noch fast ausschließlich das Lustspiel sein Gebiet, meist als Partner der Salondame Zerline, gewesen. Aber auch in späteren Jahren, da der leichtfertige, bezaubernde „Herzog von Aleria", sogar als „Fuhrmann Henschel" schlesisch sprach, Kraut aß und sich umbrachte, dann als grimmer „Lear", als ernster „Wallenstein" die Tragödie aller menschlichen Sphären zu beherrschen wußte, hat er seinen guten Humor behalten; just wie es Gabillon's Spruch an der Grundlseer Eingangsthür wollte, der den nicht eben duldsamen, aber von Gott theilweise erhörten Wunsch in sich schloß:

Gott behüt' uns vor Regen und Wind
Und vor Gesellen, die langweilig sind!

Freilich, Regen und Wind gab es genug am Grundlsee, aber dann rückten die Gesellen, die nicht langweilig waren, noch enger zusammen um den großen Speisetisch in der traulich niederen Bauernstube mit dem grünen Kachelofen. Doch nicht nur die Vertreter der heiteren Kunst, Männer und Frauen aller Stände traten in den Kreis des Gabillon'schen Hauses. Da weist das Fremdenbuch die Namen: Fürst Adolf Schwarzenberg, Fürstin Marie Hohenlohe, die Professoren Chrobak, Standthartner, Kahler, Schrötter mit ihren Familien; Baron Chlumecky, de Pretis, Schmerling, Lobmeyr, Baron Leitenberger, Nicolaus Dumba, Baron Bezecny, Rosa Gerold, die gastfreie Herrin des Lindenhofes, die geistvolle Frau von Wertheimstein, Dr. Benedict Schulz, der Arzt und Freund Friedrich Hebbel's, Bauernfeld's, Mosenthal's und vieler Anderer noch in dem Dichter- und Künstlerkreise der damaligen Zeit; er und seine ganze Familie gehörten zu den Intimen des Gabillon'schen Paares. Ebenso Max und Regine Friedländer u. s. f.

Zu den liebsten Gästen zählten Julius und Caroline v. Gomperz, seit 1881 mit der ältesten Tochter verschwägert; schon so manches Jahr vorher hatte Caroline Bettelheim mit Hellmesberger, Gustav Walter, Herbeck und anderen Größen der Wiener Musikwelt bei Gabillons verkehrt. Der Hausherr, der ja einstmals sogar Naturschwimmer in einigen kleinen Opernpartien gewesen, war ein begeisterter Musikverehrer, und es gehörte zu seinen interessantesten Erinnerungen, bei Primarius Standthartner mit Richard Wagner zusammengetroffen zu sein; denn auch er war in den Reihen der ersten enthusiastischen und in Folge dessen damals in Wien viel verlachten Anhänger des „Fliegenden Holländers" und der „Meistersinger" zu finden gewesen.

Am Grundlsee wurde die Musikpflege freilich etwas „wild" betrieben und bestand vorwiegend in einem weithin schallenden Chorgesang, in dem man weder die alte noch die neue Richtung so haarscharf unterscheiden konnte. So tauchen auch im Fremdenbuch einige ziemlich fidel verschobene Notenköpfe zwischen den Zeilen hin und wieder auf!

Der 13. August 1879 hat ein Blatt für sich allein und bewahrt die Erinnerung an einen schönen Sommertag, an dem Erzherzog Carl Ludwig mit seinem Sohne Erzherzog Otto das Gabillon'sche Paar mit seinem Besuche freudig überraschte.

Neben der Seite, die nur die beiden erzherzoglichen Unterschriften trägt, ist ein Blatt, das wiederum Hans Makart gehört — der den Fensterrahmen des Speisezimmers ganz leicht getuscht, malte, zu dem die Ranken des wilden Weines niederhingen — weiterhin die Tannenwipfel im Halbdunkel des hereinbrechenden Abends verdämmern! Mit rascher Hand hatte er diese graue Skizze entworfen, nach einem Tage, der so bunt und fröhlich gewesen, daß ihm die Sonne viel zu früh untergegangen war, um ein farbenfreudigeres Bild den Freunden noch zum Abschiede zu geben.

Das letzte Blatt in dem Buche — das nach dem Tode der Alles belebenden Hausfrau keinen neuen Aufzeichnungen mehr dienen sollte — hat der Zufall der mecklenburgischen Heimat geweiht — es schloß den letzten Sommer ab, den Frau Zerline erlebte, und trägt die Inschriften:

4. Juli 1891, Adolf Wilbrandt (Seiner theueren Frau Zerline, die im Bette liegt und sich wärmt), herzlichsten Gruß!

23. Juli 1891, Marie, Herzogin von Mecklenburg. — Paul, Herzog von Mecklenburg.

Wir haben vorgegriffen. In jenem Jubeljahre standen Ludwig und Zerline auf der Höhe ihres Schaffens, im Sonnenglanze ihres Lebens- und Ferienglückes. Im Burgtheater und am Grundlsee hatten sie volles, dauerndes Heimatrecht errungen. Und noch winkte den Beiden Erfüllung des schönen, landsmannschaftlichen Festwunsches von Adolf Wilbrandt:

Vom Nebelstrand zum sonnigen Land,
Wo Priester Amor euch verband,
Auf Phöbus' Roß zum Musenschloß
Auf steigt ihr, Ruhm des Ruhms Genoss'.
Nun trinkt noch lang den Göttern Dank,
Daß doppelt Glück so wohl gelang.

Viertes Capitel.

Von der Direction Wilbrandt bis zum Tode Zerlinens.

Die Hauptsach' ist die Profession,
Eins soll der Mensch von Grund aus lernen;
In einem Stücke muß er reisen
Und in der Nähe, in den Fernen
In seiner Kunst das Beste greifen,
Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
Sei's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,
Sich stellen in der Bürger Reih'n,
Er wird ein Mann und Meister sein.

Fritz Reuter: Hanne Nüte.

Drei Jahre nach dem Burgtheater-Jubiläum von Ludwig und Zerline Gabillon starb Dingelstedt im Mai 1881. Wiederum war das Burgtheater ohne Führer. Sonnenthal wurde provisorisch mit der Leitung der Hofbühne betraut. Allein mit diesem Interim begann erst die Krise, deren Lösung dem damaligen Intendanten, Baron Hofmann, und dem Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe nicht wenig Sorgen machte. Zahlreiche berufene und unberufene Candidaten meldeten sich für das erledigte Amt. In erster Reihe berufen war aber nach der Ansicht aller Leute vom Bau nur ein Einziger: Adolf Wilbrandt. Als Dichter hatte er in den Tagen von Wolff's und Dingelstedt's Herrschaft im Burgtheater große, dauernde Erfolge davongetragen, als Dramaturg und Kritiker längst durch außerordentliche Leistungen sich hervorgethan, als reiner Charakter und liebenswürdiger Kamerad die Liebe und das Vertrauen Aller gewonnen, die sich seiner persönlichen Bekanntschaft erfreuen durften. Im Burgtheater

Am Grundlsee wurde die Musikpflege freilich etwas „wild" betrieben und bestand vorwiegend in einem weithin schallenden Chorgesang, in dem man weder die alte noch die neue Richtung so haarscharf unterscheiden konnte. So tauchen auch im Fremdenbuch einige ziemlich fidel verschobene Notenköpfe zwischen den Zeilen hin und wieder auf!

Der 13. August 1879 hat ein Blatt für sich allein und bewahrt die Erinnerung an einen schönen Sommertag, an dem Erzherzog Carl Ludwig mit seinem Sohne Erzherzog Otto das Gabillon'sche Paar mit seinem Besuche freudig überraschte.

Neben der Seite, die nur die beiden erzherzoglichen Unterschriften trägt, ist ein Blatt, das wiederum Hans Makart gehört — der den Fensterrahmen des Speisezimmers ganz leicht getuscht, malte, zu dem die Ranken des wilden Weines niederhingen — weiterhin die Tannenwipfel im Halbdunkel des hereinbrechenden Abends verdämmern! Mit rascher Hand hatte er diese graue Skizze entworfen, nach einem Tage, der so bunt und fröhlich gewesen, daß ihm die Sonne viel zu früh untergegangen war, um ein farbenfreudigeres Bild den Freunden noch zum Abschiede zu geben.

Das letzte Blatt in dem Buche — das nach dem Tode der Alles belebenden Hausfrau keinen neuen Aufzeichnungen mehr dienen sollte — hat der Zufall der mecklenburgischen Heimat geweiht — es schloß den letzten Sommer ab, den Frau Zerline erlebte, und trägt die Inschriften:

4. Juli 1891, Adolf Wilbrandt (Seiner theueren Frau Zerline, die im Bette liegt und sich wärmt), herzlichsten Gruß!

23. Juli 1891, Marie, Herzogin von Mecklenburg. — Paul, Herzog von Mecklenburg.

Wir haben vorgegriffen. In jenem Jubeljahre standen Ludwig und Zerline auf der Höhe ihres Schaffens, im Sonnenglanze ihres Lebens- und Ferienglückes. Im Burgtheater und am Grundlsee hatten sie volles, dauerndes Heimatrecht errungen. Und noch winkte den Beiden Erfüllung des schönen, landsmannschaftlichen Festwunsches von Adolf Wilbrandt:

Vom Nebelstrand zum sonnigen Land,
Wo Priester Amor euch verband,
Auf Phöbus' Roß zum Musenschloß
Auf steigt ihr, Ruhm des Ruhms Genoss'.
Nun trinkt noch lang den Göttern Dank,
Daß doppelt Glück so wohl gelang.

Viertes Capitel.

Von der Direction Wilbrandt bis zum Tode Zerlinens.

Die Hauptsach' ist die Profession,
Eins soll der Mensch von Grund aus lernen;
In einem Stücke muß er reisen
Und in der Nähe, in den Fernen
In seiner Kunst das Beste greifen,
Dann kann er dreist mit Fug und Recht,
Sei's Handwerksmann, sei's Ackerknecht,
Sich stellen in der Bürger Reih'n,
Er wird ein Mann und Meister sein.

Fritz Reuter: Hanne Nüte.

Drei Jahre nach dem Burgtheater-Jubiläum von Ludwig und Zerline Gabillon starb Dingelstedt im Mai 1881. Wiederum war das Burgtheater ohne Führer. Sonnenthal wurde provisorisch mit der Leitung der Hofbühne betraut. Allein mit diesem Interim begann erst die Krise, deren Lösung dem damaligen Intendanten, Baron Hofmann, und dem Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe nicht wenig Sorgen machte. Zahlreiche berufene und unberufene Candidaten meldeten sich für das erledigte Amt. In erster Reihe berufen war aber nach der Ansicht aller Leute vom Bau nur ein Einziger: Adolf Wilbrandt. Als Dichter hatte er in den Tagen von Wolff's und Dingelstedt's Herrschaft im Burgtheater große, dauernde Erfolge davongetragen, als Dramaturg und Kritiker längst durch außerordentliche Leistungen sich hervorgethan, als reiner Charakter und liebenswürdiger Kamerad die Liebe und das Vertrauen Aller gewonnen, die sich seiner persönlichen Bekanntschaft erfreuen durften. Im Burgtheater

zumal ſtanden ihm die Beſten, Sonnenthal, Hartmann, Schöne ꝛc., als Freunde nahe. Gabillon hatte den Biographen Kleiſt's längſt ins Herz geſchloſſen, und mit dem engeren mecklenburgiſchen Landsmann ſchon bei deſſen erſten Beſuchen in Wien, im traulichen „Platt" das brüderliche Du getauſcht; und ſo manches Jahr ſpäter iſt er als Trauzeuge der jüngeren Tochter Dora dem Gabillon'ſchen Hauſe noch näher getreten.

Die Sympathien der Künſtler, das Entgegenkommen der Intendanz und des Oberſthofmeiſters für den in ſtolzer Beſcheidenheit vollkommen abſeits ſtehenden Wilbrandt war wohl zum Voraus geſichert. Anders ſtand die Frage, ob und wie die Kritik, insbeſondere der Kritiker des erſten Wiener Blattes, die Berufung eines Mannes zum Director aufnehmen würde, den er als Dichter auf das leidenſchaftlichſte befehdet hatte. Ludwig Speidel ſetzte dieſen Zweifeln ein Ende durch ein Feuilleton, das mitten im ſchönſten Ferienfrieden, am 14. Auguſt 1881, unter dem Titel „Der neue Director des Burgtheaters" erſchien. In dieſer kritiſchen Revue aller wirklichen und vermeintlichen Bewerber hieß es zum Schluß:

„... Ferner ſchickt das Burgtheater ſelbſt einen Candidaten in der Perſon des Herrn Ludwig Gabillon. Wien kennt ihn als guten, ja ausgezeichneten Schauſpieler in Epiſodenrollen. Der Regiſſeur in ihm und ſonſtige dämoniſche Antriebe haben den Ehrgeiz in ihm gereift, Director werden zu wollen. Ein Probeſtück wollte er letzthin mit der Scenirung der „Antigone" machen, und ſiehe da, er hat ſich als Director ſelbſt das Urtheil geſprochen. Bei gewiſſen Theateraufgaben ein Buch aufſchlagen, um daraus Belehrung zu ſchöpfen, dazu gehört eine tiefer begründete Bildung als Herr Gabillon glaubt; ihn verwirrt das nur oder es führt ihn auf die Fährte jener falſchen Originalität, die darin beſteht, daß man eine Sache ohne weiteren Grund anders macht als ſie Andere vor uns gemacht haben. Für einen Director des Burgtheaters fehlt Herrn Gabillon das literariſche Zeug, der an den Quellen genährte lautere Geſchmack. Als Regiſſeur wird er einem literariſch geſchulten Director gute Erfahrungen mittheilen können. Er ſpiegle ſich an Adolf Sonnenthal: dieſer bleibt der bedeutende Künſtler, der weiſe Mann, der über ſeinen Kreis nicht hinausſtrebt. Oder iſt es ein triftiges Motiv, Director zu werden, weil man ein weniger bedeutender Künſtler iſt?

Adolf Wilbrandt bietet ſich nicht an, er läßt ſich ſuchen, und dieſe Zurückhaltung iſt eine Eigenſchaft mehr, die ihn neben ſeinen übrigen zum Director des Burgtheaters tauglich macht. Als dramatiſchen Dichter kennt ihn ganz Wien und namentlich ſind ſeine Verdienſte um das deutſche Luſt-

Ludwig Gabillon (1880).

spiel bekannt. Mit seinen Novellen, mit seiner Biographie Kleist's, mit seinen Essays reicht er in die deutsche Literatur hinein. Als literarische Persönlichkeit steht er hoch über allen jenen, die wir bisher genannt haben ... Höchstens könnte man an Wilbrandt aussetzen, daß er noch kein Theater geleitet habe — was ebenso richtig als ungereimt wäre, denn einmal muß ein Director doch zu dirigiren anfangen. Gewiß würden ihn Alle am Burgtheater als Director willkommen heißen, Ludwig Gabillon vielleicht ausgenommen — der den Gram über seinen fehlgeschlagenen „Macbeth"-Ehrgeiz erst langsam ausbaden müßte — langsam und einsam, denn das Publicum würde die Sache der unterlegenen Ludwige und Friederiche gewiß nicht zu der seinigen machen.

Wir haben unser Sprüchlein hergesagt, Keinem zu Liebe und Keinem zu Leid, sondern mit Ueberwindung manchen persönlichen Gefühls, einzig und allein, wie es uns die Sache zu heischen scheint. Vielleicht haben wir unterwegs gute Bekannte verletzt, und von Männern, denen wir grollen könnten, mit Anerkennung gesprochen. Möge hierüber urtheilen, wer sich einem edlen Zweck selbstlos zu unterordnen versteht oder wer nach gewissenhafter Prüfung seiner selbst und seiner Nebenbuhler sich ruhig sagen darf, daß er den Kranz verdiene. Möge man unsere Bemerkungen als Worte hinnehmen, aus deren Schärfe und Milde die Liebe zum Burgtheater leuchtet, als Worte eines Mannes, der keinen Ehrgeiz kennt, nicht einmal den krankhaft verbreiteten Ehrgeiz, Director des Burgtheaters werden zu wollen.

Ludwig Speidel."

Als Gabillon das Blatt mit diesem vollkommen unberechtigten Anwurf des alten Freundes Abends am Grundlsee zu Gesicht bekam, wehrte er den Lufthieb fürs Erste nur mit gelassenem Kopfschütteln ab. Dann ging er nach dem Nachtessen behaglich in sein Blockhaus und schrieb mit größter Ruhe in einem Zuge die folgenden Zeilen, die er am folgenden Morgen im lauschigsten Winkel seiner Seeterrasse im Familienkreise vorlas; sie lauten nach dem zufällig erhaltenen ersten Entwurf:

Grundlsee, 14. August 1881.

Ich weiß nicht, lieber Speidel, was Dich berechtigt, mich ohne allen Grund, auf ein vages, müßiges Geschwätz hin, lächerlich zu machen, mich öffentlich an den Pranger zu stellen. Wenn „die gute Sache es heischt", einen ehrenwerthen, tüchtigen

Mann zu beleidigen, so muß man vor allen Dingen vollgiltige Beweise in Händen haben, die ein solches Vorgehen im Interesse der guten Sache rechtfertigen. Du hast nicht einen einzigen Gewährsmann, der von Rechtswegen mehr sagen könnte, als „ich glaube", „man sagt", „er möchte" — 2c. Und darauf hin machst Du Dich in einem Weltblatt über mich lustig, überschüttest mich mit Hohn! Würdest Du mir das, was Du geschrieben, privatim unter vier Augen ins Gesicht sagen? — Nein, gewiß nicht! Bülow sagt irgendwo: „Ein Kritiker läßt vor einer Million Menschen drucken, was er nicht einem einzigen anständigen Menschen ins Gesicht sagen dürfte." Sollte dieser Herr recht haben? Ich habe nie daran gedacht, Director des Burgtheaters zu werden. Mein größter Ehrgeiz besteht darin, diesem mächtigen Institut als Schauspieler mit voller Kraft zu dienen und als Regisseur die Interessen desselben zu fördern. Das alberne Gerücht, ich strebe nach dem Directorposten, coursirt seit längerer Zeit. Wo es mir zu Ohren kam, habe ich auf das ernsthafteste, auf das entschiedenste widersprochen. Ich hänge mit Leidenschaft an meinem Berufe und bin der Ansicht, daß ein „ausgezeichneter Schauspieler" (wenn auch nur in Episoden) mehr werth ist, als ein mittelmäßiger Director. Also, wer immer (gewiß war es ein guter Freund!) Dir das Märchen von meinem himmelstürmenden Ringen aufgebunden — er hat gelogen!

Ich vertausche meine ehrenvolle Stellung als Mitglied des Burgtheaters und seines Regie-Collegiums nie mit irgend einem anderen noch so bedeutsamen Posten. Von dieser bündigen Erklärung hat nach meinen Ehrbegriffen jeder rechtschaffene Mann öffentlich Act zu nehmen.

Was nun die „Antigone" betrifft, so steht Dir die verächtliche Weise, in der Du von der Aufführung sprichst, durchaus nicht zu. Ein gewissenhafter Kritiker darf nur über das urtheilen, was er mit eigenen Augen gesehen. Hättest Du es aber der Mühe werth gefunden, Dich ein bischen zu informiren, so würdest Du erfahren haben, daß mich bei der neuen Scenirung keineswegs die Sucht nach Originalität, sondern der einfache und gewiß berechtigte Wunsch geleitet hat, die Darsteller möchten vom Publicum gesehen und gehört werden; die Aufstellung eines griechischen Theaters auf der ungeheuerlichen Bühne des Opernhauses hätte jeden intimen Verkehr des Schauspielers mit dem Publicum aufgehoben. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß nach griechischer Scene der Chor vor dem Schauspieler steht. Hätten wir auch die 70 oder 80 Choristen und Statisten auf den kleinsten Raum beschränkt, wir wären doch mit unserem allerdings erhöhten Podium 50—60 Schritte vom Orchester entfernt worden; das hätte aber die schauspielerischen Leistungen — wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls matt und farblos gemacht. Im Uebrigen empfehle ich Dir die Wilbrandt'sche Uebersetzung der „Antigone" — für die Bühne bestimmt und eingerichtet — zur Lectüre. Er verwirft die griechische Bühne, theilt das Stück in Acte. Ich würde diese Uebertragung statt der Donner'schen für die Aufführung gewählt haben, wenn mir nicht der Jambus widerstrebte. Mit dem Trimeter wird meiner Meinung nach der griechischen Tragödie der Charakter, die Eigenart genommen.

Ich frage nun schließlich, was Dich veranlaßte, meinen Freund und Landsmann Wilbrandt gegen mich zu hetzen? Solltest Du das bloß wegen des „Macbeth"-Witzes gethan haben? Ich verehre Wilbrandt aufrichtig und unterschreibe das gerne, was Du diesmal über ihn sagst — früher urtheiltest Du härter. Ich entsinne mich noch lebhaft der Kritiken über „Fabricius" und „Reise nach Riva".

In meinem kleinen Hause hier am Grundlsee habe ich auf den Tragbalken meinen Wahlspruch geschrieben, er heißt:

„Gott gebe Allen, die mich kennen,
Noch zehnmal mehr, als sie mir gönnen!"

Alle, die mich als Candidaten für den erledigten Posten aufstellen, sollen vor mir zehnmal Burgtheater-Director werden! Während dieser Zeit werde ich gestorben oder, wenn mir meine starke Gesundheit ein außergewöhnliches Alter bescheidet, pensionirt sein!

Mein Brief bietet gewiß neue Anhaltspunkte für Spott und Witz.

Genire Dich nicht!

L. Gabillon.

Speidel veröffentlichte Gabillon's wuchtige Antwort nicht ihrem vollen Wortlaute nach. Am 19. August brachte die „Neue Freie Presse" unter dem Schlagworte „Zur Klärung der Burgtheaterfrage" nur die Notiz „Herr Gabillon gibt an die Adresse Ludwig Speidel's die folgende, höchst befriedigende Erklärung ab: „Ich habe nie daran gedacht, Director des Burgtheaters zu werden. Mein größter Ehrgeiz besteht darin, diesem mächtigen Institut als Schauspieler mit voller Kraft zu dienen und als Regisseur die Interessen desselben zu fördern. Das alberne Gerücht, ich strebe nach dem Directorposten, coursirt seit längerer Zeit. Wo es mir zu Ohren kam, habe ich auf das entschiedenste widersprochen. Ich hänge mit Leidenschaft an meinem Berufe, und bin der Ansicht, daß ein ausgezeichneter Schauspieler (wenn auch nur in Episoden) mehr werth ist, als ein mittelmäßiger Director. Also wer immer (gewiß war es ein guter Freund) Dir das Märchen von meinem himmelstürmenden Ringen aufgebunden — er hat gelogen! Ich vertausche meine ehrenvolle Stellung als Mitglied des Burgtheaters und seines Regie-Collegiums nie mit irgend einem anderen, noch so bedeutsamen Posten. Von dieser bündigen Erklärung hat nach meinen Ehrbegriffen jeder rechtschaffene Mann öffentlich Act zu nehmen."

Wie ernst es Gabillon mit dieser „bündigen Erklärung" war, daß er nichts Anderes als Schauspieler und Regisseur sein und bleiben wolle, ergibt sich aus einem Briefe, den er geraume Zeit vorher, noch bei Lebzeiten Dingelstedt's, an seine Frau geschrieben, als die Zeitungen das Gerücht von seiner Candidatur für die Direction der Hofoper in Umlauf brachten:

Liebe Zerline! 10. Juni.

Soeben lese ich im „Extrablatt", daß es fest beschlossene Sache sei, mir die Leitung der Oper zu übertragen. Ich habe sofort durch Szeps, der mich fragen ließ, was daran Wahres sei, ein Dementi geben lassen. Ich habe weniger Lust denn je, in diesen Augias-

ſtall einzutreten, jeder vernünftige Menſch müßte mich für einen Eſel halten. Hofmann bleibt meiner Anſicht nach nur kurze Zeit in ſeiner jetzigen Stellung, Dingelſtedt wird wahrſcheinlich invalid — ſo ſtünde ich einem neuen Regime, das heißt neuen Leuten gegenüber, von denen ich nicht wiſſen kann, was ſie von mir und meinem Können halten. Das Ende der Oper wird Verpachtung ſein, dann hätte ich das Vergnügen, mit einigen tauſend Gulden in Penſion zu gehen . . .

Aufgekommen mag all das müßige Gerede ſein in den Tagen, da Gabillon viele Vorſtellungen der Hofſchauſpieler in der Oper leitete, und dafür ein Anerkennungsſchreiben um das andere vom General-Intendanten, Excellenz Hofmann, erhielt. Auch für die von Speidel erwähnte Vorſtellung der „Antigone" fehlte der Dank der Intendanz nicht, die wiederum ſchreibt: „. . . Die Aufführungen der ‚Antigone' im k. k. Hofoperntheater bedeuten eine literariſche That, ein hochbedeutſames Ereigniß in der Schauſpielgeſchichte. In dieſem Sinne werden ſie auch von der geſammten Kritik beurtheilt und gefeiert ꝛc. . . ." Speidel hat ſeinen Angriff nicht nur ein-für allemal ruhen laſſen, ſondern kaum ein Jahr ſpäter, als Wilbrandt den „Richter von Zalamea" aufführte, und Gabillon einen mächtigen Erfolg mit der Rolle des „Don Lope" hatte, ſchrieb er am 31. Mai 1882: „Neben Baumeiſter gab Herr Gabillon den kernguten, geſtrengen und fluchenden General mit ungemeiner Kraft und Friſche, ganz Soldat und ganz Edelmann, wäre es nicht zu ermüdend, wir könnten ihm in einer Reihe ſchöner Einzelheiten nachgehen." Und nicht nur dem Künſtler, auch dem Manne ließ Speidel fortan unabläſſig volle Gerechtigkeit widerfahren. Im Juli 1884, juſt als Gabillon in ſeiner mecklenburgiſchen Heimat war, wurde er von Speidel als ſtarker Mecklenburger auf folgende Art apoſtrophirt: „Nun beginnt auch für die Burgſchauſpieler die Jahreszeit der Bäder, der Reiſen und des mehr oder minder beſchaulichen Landaufenthaltes. Für die meiſten, die ſich nicht der providentiellen Schlankheit des trefflichen Arnsburg erfreuen, erwächst zuerſt der alljährliche Kampf gegen die überwuchernde Leiblichkeit, dann winkt das Gebirge, das Meer, der See, und an dem auserwählten Grundlſee im Salzkammergut verſammelt ſich das Regie-Collegium — natürlich nie ohne die Regiedamen — im Freien. Jener lange Mecklenburger, der uns noch jüngſt in ‚Johann Ohlerich' das tüchtige Gemüth eines niederdeutſchen Seemannes mit überzeugender Schlichtheit vor die Seele gezaubert, vollführt hier in ſeinem Segelboote Werke der Kühnheit, wie ſie uns nur von den nordiſchen Wikingern des neunten und zehnten Jahrhunderts gemeldet werden. Freilich iſt er ſeinem friedlichen Berufe und den milderen Sitten unſerer Zeit gemäß, nur ein blind geladener Recke, der zweckloſe

Kamerad einer womöglich überſehbaren Gefahr, und das Höchſte, was die Geſchichte von ihm erzählt, iſt die Errettung eines Hundes aus Waſſersgefahr. Seine Collegen von der Bühne lächeln über ſein Heldenthum und Jeder iſt ihm wohlgeſinnt. Das Idyll am Grundlſee iſt ohne den Mecklenburger des Grundlſees nicht mehr denkbar . . ."

Und als Gabillon im Jahre 1893 ſein vierzigjähriges Burgtheater-Jubiläum beging, erhielt er einen Brief, der für ſich ſelber ſpricht:

Lieber, alter Freund!

Zu Deinem Jubiläum möchte ich was Hübſches ſchreiben, und dazu mußt auch Du mir ein wenig behilflich ſein. Ich meine ſo: Du ſchreibſt mir erſtlich Deine Meinung über Dich ſelbſt, nämlich wie ſich, vom Standpunkt Deiner jetzigen Reife, Deine ganze künſtleriſche Entwicklung ausnimmt. Den Einfluß Deiner Frau darfſt Du nicht vergeſſen, der ich ja auch noch ein Gedenkblättchen ſchuldig bin. Sodann bitte ich Dich, mir eine Epiſode aus Deinem Leben zu erzählen, wie nur Du erzählen kannſt, und die ich dem Publicum mittheilen könnte. Das Wünſchenswertheſte wäre eine Epiſode, in der Leben und Kunſt beſtimmend ineinander greifen. Willſt Du? Ja oder Nein! Recht guten Morgen!

In alter Freundſchaft

Dein Ludwig Speidel.

Wien, 23. October 1893.

Notizen hat Gabillon freilich nicht gebracht, aber er hat ſeinen alten Freund beſucht, und ſie waren in ungetrübter Gemüthlichkeit beiſammen geweſen. Und nicht leicht konnte Gabillon wärmer und treffender charakteriſirt werden als in dem kernhaften Feſtartikel Speidel's: „Spricht man von Gabillon's höchſten Leiſtungen, ſo darf ſein ‚Don Lope' im ‚Richter von Zalamea' nicht unerwähnt bleiben. In dem alten Haudegen lebt wieder die tapfere Natur Gabillon's, männlich und ſchlagfertig, aber mit welcher Herzensgüte, mit welchem Humor! Wie der Menſch auch der Künſtler iſt, ſieht man nirgends deutlicher als hier. Eine werthvolle Perſönlichkeit kann in ihren Rollen nichts Beſſeres geben als ſich ſelbſt . . ."

Einſtweilen war zu Gabillon's Freude Wilbrandt 1881 wirklich Director geworden. Während ſeiner leider nur allzu kurzen Regentſchaft kamen ſchöne, friedliche Jahre der Arbeit und des Erfolges. Unter ſeiner Amtsführung wurden unter vielen anderen Meiſterwerken der claſſiſchen Literatur „Oedipus", „Elektra", „Der Cyklop", „Der Richter von Zalamea", „Dame Kobold", der zweite „Fauſt" ꝛc. gegeben. In den meiſten Neuigkeiten und Neuſcenirungen fielen Gabillon lockende, heikle Aufgaben zu. Bei der Wiederaufnahme der „Wallenſtein"-Trilogie mit Sonnenthal als

„Friedländer", theilte Wilbrandt Gabillon den „Wachtmeister" und „Buttler", überdies aber die Regie zu. Und kein schönerer Lohn für diese Riesenplage konnte ihm zutheil werden, als Wilbrandt's unbedingter Dank und begeisterte künstlerische Zustimmung für den Darsteller, wie für den „Theatermeister". Daß und wie sein „Don Lope" sich ebenbürtig neben Baumeister's „Pedro Crespo" behauptete, hat gleichfalls Niemand herzlicher anerkannt als Wilbrandt. Echte Sympathie hegte er ebenso für Zerlinens Talent, das er mit den prächtigsten Rollen bedachte, so daß er, nach ihrem Heimgang, Gabillon mit Recht schreiben durfte: „Mir ist's ein Trost und eine Freude für alle Zeit, daß ich Deiner Frau, als ich Director war, manches Liebe erweisen, ihr gleichsam einen Nachsommer schaffen konnte, und daß sie mir gut war."

Und nun mögen auch aus dieser Epoche Briefe Gabillon's folgen an seine Frau, an seinen alten Freund Schöne und an seine (1881 mit Dr. Anton Bettelheim vermählte) Tochter Helene:

Grundlsee, 14. August 1879

Mein lieber, guter Esel!

Entschuldige diese schelmisch-vertrauliche Anrede, die keine Beleidigung enthalten soll. Sie ist eine ebenso zarte als wohlverdiente Zurechtweisung.

„Ich hab', ich sag's mit Stolz,
Gebaut ein Haus von Holz
Für mich und meine Freunde,
Zum Aerger meiner Feinde,
Und wer wird sein mein Gast,
Der soll dort halten Rast.
Er soll da ruhig schlafen,
Wie's Schiff im sicheren Hafen,
In der Schiffhütte neben dem Kielboot
Schläft die schwarze Schlang' und die braune Krot!"

Du willst in der Schiffhütte schlafen, Du willst Wikinger spielen, und mir imponiren? Willst Dich in plumper Weise bei mir einschmeicheln? Prosit Mahlzeit! Du schläfst auf dem historischen Divan im Seeschloß, am Schranke rechts steht ein vollständiges Theeservice mit allem Zubehör, als: Cognac, Cakes ꝛc. Dort kannst Du baden, wenn Du willst, wie Du willst, kannst Schiff fahren, unter hohen Bäumen liegen ꝛc. Einen Tag wollen wir alte Erinnerungen auffrischen und zu Zweien, das heißt wir Beide allein mit dem Rucksack auf dem Rücken in die Berge gehen, dort, wie einst in der Jugend, Feuer machen, Kartoffeln kochen u. s. w. Also, lieber Freund, Du schreibst oder telegraphirst, mit welchem Zug Du am 25. eintriffst. Fürchte nicht, daß ich Dir Ehrenpforten baue, aber ich möchte, wenn ich zufällig verhindert sein sollte, Dich am Bahnhof zu empfangen, wenigstens an der Klause sein, und nun sei tausendmal ge-

grüßt, und nimm es nicht als Phrase, wenn ich Dir sage, daß ich mich herzlich und aufrichtig freue, ein paar Tage mit Dir am Grundlsee zu verleben. Wie viel niederträchtig schöne Erinnerungen knüpfen sich an die Zeit, wo wir im 66er Jahre täglich im strömenden Regen ins „Kaffeehaus" und an den Toplitzsee gingen. Unsere treuen Begleiter von damals, die Hunde, sind freilich todt. Alles grüßt Dich tausendmal!

Dein G.

Ostern 1882

Mein liebes Lenerl!

. . . Mir geht's wie dem Sultan in „1001 Nacht", der auf Geheiß eines Zauberers den Kopf in ein Waschbecken steckt und dann, als er ihn wieder herausgezogen, steif und fest glaubte, er habe sieben Jahre durchlebt! Mein Grundlsee hat mir Wien und Sämmtliches, was damit unangenehm zusammenhängt, so gründlich aus dem Kopf gewaschen, daß ich hier im Geiste schon Monate verbummelt zu haben glaube. Es ist aber auch märchenhaft schön, ein Eispalast, der als Decke den blauen Himmel trägt, hie und da guckt ein grauer Felsen, ein Stück Grün hervor, sonst alles Schnee, weißer, blendender Schnee. Der See selber tief ernst und feierlich. Es ist mir immer als böte er dem Schiffer absichtlich Widerstand, als wäre es ihm nicht recht, daß er in seiner Winterruhe gestört würde. Die Hütte ist unzugänglich, die Schneewände sind 5—6 Schuh hoch, ich machte einen ohnmächtigen Versuch, vorzudringen, fiel aber sofort tief hinein und mußte mich beschämt und abgearbeitet zurückziehen. Auf der Südseite in meinem Walde ist's prächtig. Erika und Schlüsselblumen stehen in voller Pracht und sind da doppelt schön, wo sie aus dem weichen Schnee hervorlugen. Ich habe bereits fünf Bäume gefällt, mein Blockhaus halb wohnlich eingerichtet, eine halbe Klafter Holz verbrannt und aus dort vorhandenen Vorräthen verschiedene Schnäpse aus verschiedenen Flaschen zu mir genommen. Köberl unterstützte mich bei diesem Bestreben mit einem Nachdruck und einer Gewissenhaftigkeit, die alle Anerkennung verdient. Sämmtliche Bauern haben schon meine Gesundheit, natürlich auf meine Kosten, getrunken. Dieses mit mir Alleinsein renkt mich wieder ein und gibt mir neue Kraft. Ich werde die paar Monate bis zu den Ferien jetzt leichter tragen.

Dein L. G.

6. Juni 1882.

Meine liebe Leni!

Mein alter Fechterkniff, bei einem Abschied alle Sentimentalität zu verbannen, ist mir auch gestern gelungen. Es ist zwar nur Schwindel — mir war weh genug, aber du lieber Gott, man hilft sich, wie man kann. In solchen Momenten winkt mir „das Alter", faßt mich vertraulich unter dem Arm, führt mich auf eine weite Heide und sagt schmunzelnd: „Sieh, Freunderl, wie schön einsam ist's hier!" Ich segnete gestern Abends seit längerer Zeit einmal wieder das Komödiespielen, da heißt's nolens volens den Gedankenballast über Bord werfen und sich in Reih' und Glied stellen. Das Haus war brechend voll, das Publicum animirt, und ich schwitzte nach und nach alle Trübseligkeit heraus. Es lebe die Sammlung und die Disciplin! . . .

Grundlsee, Seehaus, 2. Juli 1882.

Mein liebes Lenerl!

Gestern bin ich todmüde zwar, aber äußerlich anständig am Grundlsee gelandet. Heute Morgens wetteifere ich bereits mit jedem Holzknecht. Ich bin schmutzig, verwegen, mustere die Bäume, prüfe die Werkzeuge, vor Allem die Axt, und habe alle kränkelnde Gedankenbleiche über Bord geworfen. Das kommt wohl daher, daß ich heute Nachts, als mein Kuckuck 11 Uhr klagte, beim schönsten Sturm (Gruß meines alten Nix) zur Hütte fuhr. Ich legte dort meinen Paletot auf Deinen Platz, den statt Deiner die Witch einnahm, machte ein riesiges Feuer, unterhielt mich ein paar Minuten mit Dir und schlief dann mit der Cigarre im Munde jählings ein. Als ich erwachte, konnte ich lange nicht wach werden, das Feuer war heruntergebrannt, und in den Kohlen saß mein graues Männchen, mit dem Du lebhaft sprachst. Ein tüchtiger Windstoß und der klatschende Regen weckten mich endlich, aber Du warst fort und mein Männchen saß halb verschwommen im Stroh. Ich selbst war aber merkwürdig frisch und heiter, und ich sang eine Strophe aus dem „Krug im grünen Kranze", bestieg meine Plätte und ruderte, daß der Wasserschaum mir ins Gesicht spritzte. Ich schlief fest und wonnig bis 9 Uhr Morgens, zog meine dicksten Stiefel an und gepriesen seien Nix und mein Graues: mein Fuß benahm sich, als wäre er nie krank gewesen. Es gibt schon hilfreiche Geister, natürlich nur für begnadete Menschen und Lieblinge der Götter. Lache nicht: ich bilde mir ein, zu diesen Auserlesenen zu gehören. Es regnet jetzt um 12 Uhr lustig und eindringlich, aber das stört mir den Reiz und Zauber meines Paradieses nicht. Ich bin sogar, was mir lange nicht passirt ist, innerlich aufrichtig heiter. Eine Menge Bücher stehen mir zur Verfügung, große Quantitäten weißer, verlockender Papierblätter sehen mich liebevoll an und laden mich ein, „nach froher That zu jagen"!

Dein Vater.

Grundlsee, 17. Juli 1882.

Meine liebe Leni!

Dein Brief war mein schönstes Geburtstagsgeschenk. Offen gestanden, ich habe den Tag gefürchtet. Ich sollte all die Feier ohne Deine Mithilfe ertragen, all die Gratulationen von Nah und Fern ohne Deine beruhigende Gegenwart niederschlucken; aber das Geschick war mir günstig. Aus dem 15. wurde der 15. Hallenstein war für den 16. verhindert, so wurde ich am 15. überfallen. Dieser vorgeschobene Geburtstag benahm sich dieser Art wie ein geschickter Zahnarzt, der die Zange im Rockärmel verbirgt und dann plötzlich ohne Präambulum den Zahn reißt. Die Feier ging schmerzlos ohne Geräusch vor sich, und am 16. erwachte ich mit dem schönen Bewußtsein, daß Alles vorüber. Deinen lieben Brief las ich am 15. Abends in der Hütte bei einem großen, mächtigen Feuer. Heute, bei strömendem Regen, absolvirte ich meine letzte Flasche Carlsbader. Ich schleuderte das leere Ding mit lustigem Ingrimm weit in den See hinaus, da mag's versinken mit allem Schmerz und Leid. Vor Allem bin ich glücklich, daß dieser Zwang, diese Tortur aufhört. In den nächsten Tagen fange ich eine

andere und bessere Cur an, ich bade und arbeite, ich bin Gott sei dank auf dem Punkte, mich nach Thätigkeit zu sehnen — das schönste und gesündeste Gefühl. Die vierzehntägige ruhige Ungestörtheit hat mir wohlgethan. Meine Füße sind gesund, und ich gehe und rudere stundenlang ohne Beschwerden. Ich hoffe, in 8—14 Tagen den Backenstein und die Schoberwiese zu besuchen. Die ersten „grantigen Jager", die ich pflücke, schicke ich Dir. „Kommt man auch manchmal auf den Hund, geht man noch lange nicht zugrund'!" Tausend Grüße.

Dein G.

Juli 1882.

Meine liebe Leni!

Der Bann ist gebrochen, die Leiden des Winters sind vergessen. Die Blumen, die ich Dir schicke, habe ich eigenhändig auf dem „wilden Gößl" gepflückt. Das war ein schöner, glücklicher Tag. Zagend wie zum Hochgericht zog ich Frühmorgens aus, selbst die seelenvergnügte, unaufhörlich bellende Witch vermochte mich nicht aufzurichten. Ich sprach mit mir selber wie ein altes Weib, das ihre letzten Kreuzer auf geträumte Nummern setzt: „Wie wird das enden? Wann wirst du umkehren müssen? Wirst du dir nicht auf dem ‚Salzofen' den Fuß aufs neue verstauchen?" So erreichte ich düster klagend die erste Höhe. Da erhob sich ein mächtiger Wind und blies mir alle Mücken aus dem Gehirn. Ich nahm 2—5 Schluck Cognac, zündete mir eine Cigarre an, streichelte die Witch und schritt frisch vorwärts. Von Minute zu Minute wurde ich zuversichtlicher. Jetzt wagte ich den ersten Sprung — wunderbar! und weiter von Fels zu Fels. Nach zweieinhalb Stunden erreichte ich die Alm, pflückte die Rosen, und jetzt frisch dem alten Bergriesen auf den Leib gerückt! Der Weg ist scheußlich, man schwingt sich mit Hilfe des Bergstockes von Block zu Block; nun bin ich beim „Salzofen", der Heimat des „grantigen Jagers". Der Wind war zum Sturm geworden, ich mußte mir den Hut festbinden, über den letzten schmalen Sattel, der etwas gefährlich, weil zu beiden Seiten tiefe Schlünde, kroch ich oder besser schob ich mich vorwärts. Ich fürchtete nämlich, vom Sturme hinabgedrängt zu werden. Und nun stand ich oben auf der Platte und mit der vollen Kraft meiner Lunge jauchzte ich ein herausforderndes „Ahoi!" in die jagenden Wolken hinein. Stolz wie ein König hätte ich in diesem Augenblicke mit unsäglichem Vergnügen den leibhaftigen Teufel zum Kampfe herausgefordert, aber da der Teufel heutzutage lichtscheu ist, so begnügte ich mich damit, riesige Felsstücke in die Tiefe zu wälzen, und wie sie dumpf donnernd anschlugen, jauchzte ich und declamirte allen möglichen Unsinn. Dann zog ich den Hut, grüßte alle Bergspitzen von Nah und Fern, stimmte das „Gaudeamus" an und kroch zurück. Noch weit von der Almhütte hörte ich schon das Geheul meiner armen, kleinen Witch. Ich hatte sie dort festgebunden und ihr zum Troste ein Wollhemd zurückgelassen. Ich konnte sie nicht mitnehmen, die scharfen Kanten hätten ihr die Pfoten zerrissen. Ihre Freude nach fünfstündiger Abwesenheit ihres geliebten Herrn kannst Du Dir denken. Ich hatte mir das reiche Mahl, das ich bei mir trug, reichlich verdient. Erst etwas Thee mit stark unterstützendem Cognac, dann Fleisch, Brot, Kuchen und eine volle Flasche Adelsberger. Ich verließ 4 Uhr Nachmittags mit stillem Lächeln und hie und da etwas vom Wege abweichend die Alm. Ich wählte, durch meine Erfolge kühn gemacht, den kürzesten Weg und fuhr durchs Geröll ab. Ich

Grundlsee, Seehaus, 2. Juli 1882.

Mein liebes Lenerl!

Gestern bin ich todmüde zwar, aber äußerlich anständig am Grundlsee gelandet. Heute Morgens wetteifere ich bereits mit jedem Holzknecht. Ich bin schmutzig, verwegen, mustere die Bäume, prüfe die Werkzeuge, vor Allem die Axt, und habe alle kränkelnde Gedankenbleiche über Bord geworfen. Das kommt wohl daher, daß ich heute Nachts, als mein Kuckuck 11 Uhr klagte, beim schönsten Sturm (Gruß meines alten Nix) zur Hütte fuhr. Ich legte dort meinen Paletot auf Deinen Platz, den statt Deiner die Witch einnahm, machte ein riesiges Feuer, unterhielt mich ein paar Minuten mit Dir und schlief dann mit der Cigarre im Munde jählings ein. Als ich erwachte, konnte ich lange nicht wach werden, das Feuer war heruntergebrannt, und in den Kohlen saß mein graues Männchen, mit dem Du lebhaft sprachst. Ein tüchtiger Windstoß und der klatschende Regen weckten mich endlich, aber Du warst fort und mein Männchen saß halb verschwommen im Stroh. Ich selbst war aber merkwürdig frisch und heiter, und ich sang eine Strophe aus dem „Krug im grünen Kranze", bestieg meine Plätte und ruderte, daß der Wasserschaum mir ins Gesicht spritzte. Ich schlief fest und wonnig bis 9 Uhr Morgens, zog meine dicksten Stiefel an und gepriesen seien Nix und mein Graues: mein Fuß benahm sich, als wäre er nie krank gewesen. Es gibt schon hilfreiche Geister, natürlich nur für begnadete Menschen und Lieblinge der Götter. Lache nicht: ich bilde mir ein, zu diesen Auserlesenen zu gehören. Es regnet jetzt um 12 Uhr lustig und eindringlich, aber das stört mir den Reiz und Zauber meines Paradieses nicht. Ich bin sogar, was mir lange nicht passirt ist, innerlich aufrichtig heiter. Eine Menge Bücher stehen mir zur Verfügung, große Quantitäten weißer, verlockender Papierblätter sehen mich liebevoll an und laden mich ein, „nach froher That zu jagen"!

Dein Vater.

Grundlsee, 17. Juli 1882.

Meine liebe Leni!

Dein Brief war mein schönstes Geburtstagsgeschenk. Offen gestanden, ich habe den Tag gefürchtet. Ich sollte all die Feier ohne Deine Mithilfe ertragen, all die Gratulationen von Nah und Fern ohne Deine beruhigende Gegenwart niederschlucken; aber das Geschick war mir günstig. Aus dem 15. wurde der 15. Hallenstein war für den 16. verhindert, so wurde ich am 15. überfallen. Dieser vorgeschobene Geburtstag benahm sich dieser Art wie ein geschickter Zahnarzt, der die Zange im Rockärmel verbirgt und dann plötzlich ohne Präambulum den Zahn reißt. Die Feier ging schmerzlos ohne Geräusch vor sich, und am 16. erwachte ich mit dem schönen Bewußtsein, daß Alles vorüber. Deinen lieben Brief las ich am 15. Abends in der Hütte bei einem großen, mächtigen Feuer. Heute, bei strömendem Regen, absolvirte ich meine letzte Flasche Carlsbader. Ich schleuderte das leere Ding mit lustigem Ingrimm weit in den See hinaus, da mag's versinken mit allem Schmerz und Leid. Vor Allem bin ich glücklich, daß dieser Zwang, diese Tortur aufhört. In den nächsten Tagen fange ich eine

andere und bessere Cur an, ich bade und arbeite, ich bin Gott sei dank auf dem Punkte, mich nach Thätigkeit zu sehnen — das schönste und gesündeste Gefühl. Die vierzehntägige ruhige Ungestörtheit hat mir wohlgethan. Meine Füße sind gesund, und ich gehe und rudere stundenlang ohne Beschwerden. Ich hoffe, in 8—14 Tagen den Backenstein und die Schoberwiese zu besuchen. Die ersten „grantigen Jager", die ich pflücke, schicke ich Dir. „Kommt man auch manchmal auf den Hund, geht man noch lange nicht zugrund'!" Tausend Grüße.

Dein G.

Juli 1882.

Meine liebe Leni!

Der Bann ist gebrochen, die Leiden des Winters sind vergessen. Die Blumen, die ich Dir schicke, habe ich eigenhändig auf dem „wilden Gößl" gepflückt. Das war ein schöner, glücklicher Tag. Zagend wie zum Hochgericht zog ich Frühmorgens aus, selbst die seelenvergnügte, unaufhörlich bellende Witch vermochte mich nicht aufzurichten. Ich sprach mit mir selber wie ein altes Weib, das ihre letzten Kreuzer auf geträumte Nummern setzt: „Wie wird das enden? Wann wirst du umkehren müssen? Wirst du dir nicht auf dem ‚Salzofen' den Fuß aufs neue verstauchen?" So erreichte ich düster klagend die erste Höhe. Da erhob sich ein mächtiger Wind und blies mir alle Mücken aus dem Gehirn. Ich nahm 2—5 Schluck Cognac, zündete mir eine Cigarre an, streichelte die Witch und schritt frisch vorwärts. Von Minute zu Minute wurde ich zuversichtlicher. Jetzt wagte ich den ersten Sprung — wunderbar! und weiter von Fels zu Fels. Nach zweieinhalb Stunden erreichte ich die Alm, pflückte die Rosen, und jetzt frisch dem alten Bergriesen auf den Leib gerückt! Der Weg ist scheußlich, man schwingt sich mit Hilfe des Bergstockes von Block zu Block; nun bin ich beim „Salzofen", der Heimat des „grantigen Jagers". Der Wind war zum Sturm geworden, ich mußte mir den Hut festbinden, über den letzten schmalen Sattel, der etwas gefährlich, weil zu beiden Seiten tiefe Schlünde, kroch ich oder besser schob ich mich vorwärts. Ich fürchtete nämlich, vom Sturme hinabgedrängt zu werden. Und nun stand ich oben auf der Platte und mit der vollen Kraft meiner Lunge jauchzte ich ein herausforderndes „Ahoi!" in die jagenden Wolken hinein. Stolz wie ein König hätte ich in diesem Augenblicke mit unsäglichem Vergnügen den leibhaftigen Teufel zum Kampfe herausgefordert, aber da der Teufel heutzutage lichtscheu ist, so begnügte ich mich damit, riesige Felsstücke in die Tiefe zu wälzen, und wie sie dumpf donnernd anschlugen, jauchzte ich und declamirte allen möglichen Unsinn. Dann zog ich den Hut, grüßte alle Bergspitzen von Nah und Fern, stimmte das „Gaudeamus" an und kroch zurück. Noch weit von der Almhütte hörte ich schon das Geheul meiner armen, kleinen Witch. Ich hatte sie dort festgebunden und ihr zum Troste ein Wollhemd zurückgelassen. Ich konnte sie nicht mitnehmen, die scharfen Kanten hätten ihr die Pfoten zerrissen. Ihre Freude nach fünfstündiger Abwesenheit ihres geliebten Herrn kannst Du Dir denken. Ich hatte mir das reiche Mahl, das ich bei mir trug, reichlich verdient. Erst etwas Thee mit stark unterstützendem Cognac, dann Fleisch, Brot, Kuchen und eine volle Flasche Adelsberger. Ich verließ 4 Uhr Nachmittags mit stillem Lächeln und hie und da etwas vom Wege abweichend die Alm. Ich wählte, durch meine Erfolge kühn gemacht, den kürzesten Weg und fuhr durchs Geröll ab. Ich

brauchte aber doch die Vorsicht, vorerst meinen Schädel wohl eine Minute lang von einem aus einem Felsspalt springenden, sehr kalten Wasserstrahl bearbeiten zu lassen, um ihn für die Abfahrt, wo Schwindel höchst überflüssig, auf normale Temperatur zu bringen. Unglaublich schnell und ziemlich athemlos langte ich auf der Niederalm Vordernbach an. Dort sah ich eine riesige Tanne, die in ziemlicher Höhe den schönsten hellgrünen Baumbart trug. Ich kletterte zum großen Schmerze der Witch, die mir vergebens zu folgen versuchte, hinauf, und siehe da die reiche Ernte! So viel Baumbart hast Du noch nie auf einem Fleck gesehen. Gegen Abend kam ich frisch und munter auch Hause, und heute Morgens habe ich nicht meine sonst üblichen Tourenschmerzen. Die ganze Geschichte klingt, als wolle ich mich einer großen That berühmen, und doch ist das Ganze eine Kinderei. Du aber, mein Lenerl, kennst und verstehst mich und weißt, daß ich nicht leben kann ohne die Berge, daß mir das Klettern und Steigen Bedürfniß ist, daß mir das Leben ohne Kraft und gesunde Knochen werth- und reizlos ist. Jetzt habe ich das Bewußtsein, wieder ich zu sein. Soll ich mich dessen nicht freuen? Als ich fortging gestern Morgens, fehlte mir etwas — ich suchte und suchte und fand es nicht. Schließlich war's der Strauß auf meinem Hute: Du ließest mich früher nicht ohne Strauß ziehen. Ich ging in den Wald, pflückte mir Eriken und gelobte mir im Stillen, bei meiner Rückkehr Dein Bild mit den schönsten Blumen zu schmücken. Das ist geschehn!

Sei tausendmal gegrüßt,

Dein Gabillon.

Wien, Opernring 6.

Meine liebe Zerline!

Eine scheußliche Reise — keine Luft — Sahara-Feuergluth. Ein einziger Trost: Ihr wart nicht bei mir! Ein wirklicher Trost. Ich hätte sonst auch noch für euch mitgelitten. Die einzige Erquickung war Hallenstein, welcher einen ununterbrochenen Krieg mit seinem Mops führte, der mit unbezwinglicher Neugierde Alles sehen wollte, jeden Reisesack, jeden Stiefel beschnüffelte, die Schnur zerriß oder sie den Mitreisenden als Schlinge um die Füße legte. Hallenstein wäre selig gewesen, wenn das Biest zufällig unter die Räder der Locomotive gekommen. Meine kleine Witch war über alles Lob erhaben; still lag sie an meiner Seite, ging sittig und nur leise halb knurrend und halb bellend in die verschiedenen Restaurationen, trank ein paar Schluck Wasser und war auf meinen Wink mit einem zierlichen Satze wieder im Coupé. Um 10 Uhr kamen wir aufgedunsen und brennroth, als hätten wir den Dachstein bestiegen, in Wien an ...

Im Sommer 1884 unternahm Gabillon mit Baron Friedrich Leitenberger und dem Prager Professor August Fournier eine Reise an das Nordcap und besuchte nach langen Jahren seine Heimat wiederum. An den Grundlsee zurückgekehrt, schrieb er an Hermann Schöne folgende frohgemuthe, ausführlich berichtende Epistel:

Grundlsee, 16. Auguſt 1884.

Mein lieber Schöne!

Ich hätte Dir früher geſchrieben, wenn ich meine Dora nicht plötzlich mit Fournier verlobt hätte. Ich ſage plötzlich, denn meine Seele dachte an Alles, nur nicht an einen Nordcap-Mitcollegen als Schwiegerſohn. Ich bin und bleibe der alte, unbefangene Eſel, der dumme Rieſe, der ſich immer überraſchen läßt.

Mein Kopf iſt noch immer ſchwer, in mir gährt's noch, nichts hat ſich geſetzt, und was ich Dir bieten kann, ſind wohl nur oberflächliche Eindrücke. Könnte ich alle Bilder, die an meinem inneren Auge vorüberfliegen, feſthalten und formen, ich ſchüfe ein Feen- und Märchenbuch, wie kein zweites in der Welt exiſtirt! Doch, ich will nicht vorgreifen; mein Brief wird lang, und ich liebe Ordnung.

Die letzte Vorſtellung ſchwankte wegen Unwohlſeins der Wolter. In banger Erwartung fuhr ich ab und wurde erſt froh, als ich am nächſten Tage in Habrowan*) in der „Preſſe" las, daß wir unſeren Operncyklus doch glücklich und intact durchgebracht Am 4. Juli fuhr ich nach Strelitz. Ich habe mir die Reſidenz weiland Dorchläuchting's genau beſehen. Der Schloßpark, die wohlgepflegten Wälder, der See wirklich ſchön, aber der alte Dorchläuchting ſcheint ein freiſinniger Herr gegen den jetzigen Regenten geweſen zu ſein. Nirgends darf geraucht werden, weder im Parke, noch in irgend einem öffentlichen Gebäude, den meilengroßen See darf Niemand (Hof und höhere Herrſchaften ausgenommen) mit irgend einem Fahrzeuge befahren, weil vor einiger Zeit ein paar unternehmende Buben — wahrſcheinlich Verwandte Thimig's — im Uferſchilfe Enten- und Kiebitzeier geſucht und gefunden haben. Das darf nicht ſein, das beeinträchtigt das Jagdvergnügen Sereniſſimi, der ein gefürchteter Wauwau ſein muß. Jeder ſpricht leiſe, der von ihm ſpricht. Mein alter Thede iſt der gute, liebe Kerl geblieben, er empfing mich mit Freudenthränen und zog triumphirend Vollmer hervor, den er von Berlin nach Strelitz berufen, damit ausgiebig über Roſtock und Chriſchan Boje geſprochen werden könne. Vollmer iſt trotz ſeiner 65 Jahre noch immer der Liebhaber der kleinen Bühne. Kohlſchwarze, gelockte Perücke, lichter Anzug, bunte Cravatte, glatt raſirt, einmal die Rechte, einmal die Linke behandſchuht, ein billiges ſpaniſches Röhrchen ſchwingend. Er blendet noch immer auf 40—50 Schritte, in der Nähe aber iſt er verſchoſſen und abgenutzt. Hundertjährige Anekdoten mußte ich anhören und belachen, aber bei Allem iſt er ein guter, trefflicher Menſch. Es wurde mir wieder warm ums Herz wie damals, als ich in Roſtock von ſeinen Lippen Weisheit ſog. Spät Abends im Hotel kam mir ein altes Zeitungsblatt in die Hand; plötzlich fällt mein Blick auf „Burgtheater". Siehe da, auch im Strelitzer „Moniteur" ein Angriff gegen die armen k. k. Regiſſeure. Wir wurden zermalmt, vernichtet. Am nächſten Tage fuhr ich nach Güſtrow. Es wurde mir enge, als ich von Weitem den alten Pfarrthurm ſah. Ich wandelte dann durch wohlbekannte Straßen, ſah die Domſchule, an der noch immer die alten Feuerleitern hängen, die Häuſer, in denen ich wohnte, die Stufen, auf denen ich mit Polly ſaß, beſuchte Raſpe, der mich ein dutzendmal küßte, und der trotz ſeiner 75 Jahre ſich wenig verändert hatte. Ich ſah alte Schulkameraden, unbefangene, gute, markige Menſchen. Ich ging dann zur Walkmühle, wo Polly erſäuft wurde. Von der großen Weide ſtehen noch knorrige Wurzeln, aus denen ein prächtiger, weithin ſchattender Baum heraus-

*) Landgut von Julius von Gomperz.

gewachsen. Die Nebel floß ebenso träge wie damals, und das Herz krampfte sich mir zusammen, daß mir die Augen feucht wurden. Ich schnitt ein P in die Rinde, pflückte ein paar Blätter und machte, daß ich fortkam. Güstrow scheint die alte, gemüthliche, plattdeutsche Landstadt geblieben zu sein. Wie anders sieht es in Schwerin aus, das ich nach einstündiger Fahrt Nachmittags 5 Uhr erreichte. Glänzender Empfang, Kanonen donnerten, Fahnen wehten, Alles bekränzt, weil der Großherzog nach fast einjähriger Abwesenheit vor einigen Minuten in seine Residenz zurückkehrte. Meine Freunde erwarteten mich. Fritz Wöhler, großherzoglicher Commerzienrath und Weinhändler, hatte ein Diner hergerichtet, das nur so „stah" sagte. Seine Frau, eine geborene Berlinerin, hatte uns vor Jahren im Wallner-Theater bewundert und begrüßte mich mit hellster Freude. Ich wurde gefeiert wie ein Prinz, lange und nachdrücklich angetoastet, ich ließ mich nicht lumpen und hielt eine Rede, die Begeisterung erweckte. Die edelsten Weine wurden servirt, und ich trank viel, vielleicht zu viel davon. Um 10 Uhr erhoben wir uns von der Tafel und gingen dann ziemlich illuminirt zur Illumination. Wirklich pompös, Alles bekränzt und beflaggt, die Stadt taghell beleuchtet; Hunderte von Booten, eine große Menge von Lastpramen mit tausend und abertausend Lampions geschmückt, umringten wie eine brennende Stadt das schöne Schloß. Der Herzog stand mit seiner Frau auf der Terrasse, die Musik spielte abwechselnd die Volkshymne und „Freut euch des Lebens", Raketen stiegen, Pöller knallten, die ganze Bevölkerung außer Rand und Band. Wie leicht haben es die Fürsten! Wir gingen natürlich in verschiedene Restaurationen, überall wurde Rothspohn und Grog getrunken, überall ließ man die allerhöchsten Herrschaften, den allverehrten Herrn und Großherzog leben. Um 2 Uhr kam ich mit dem dicksten Schädel der Welt ins Bett, nachdem vorher von der gesammten Gesellschaft ein Begrüßungstelegramm an meine Frau nach Aussee abgeschickt worden. Dieses Telegramm soll ihr viel Kopfzerbrechens gemacht haben. Am anderen Morgen hatte ich den nothwendig vorausgesehenen, hochgradigen Katzenjammer, trank unendlich viel Soda, verfluchte mein Heimatsgelüste, ganz Schwerin und Fritz Wöhler insbesondere. Aus diesen düsteren Betrachtungen riß mich Otto Faull, der mich trotz meines Sträubens sofort wieder zu Wöhler führte, wo mir ein uralter Portwein fast gewaltthätig eingegossen ward, der mich aber wirklich auf die Strümpfe brachte. Jetzt ging es in einem mächtigen Segelboote nach Zippendorf, wo wir unter alten, wohlbekannten Eichen Barsche, Schleie und junge Pellkartoffeln aßen. O mein Gott, Alles fast unverändert, da stehe ich mitten in meinen Jungensjahren, ich fasse das mächtige Geländer der alten Landungsbrücke an, von hier aus habe ich mich aus dem Boot und in das Boot geschwungen, hier stehen, nur halb verwischt alle Namen, die wir trotz strenger Wachsamkeit des Seevogtes einschnitten. Ich war drei Tage in Schwerin, an jedem Tage durchlebte ich volle Jahre. Am 10. Morgens brachte man mich in einem etwas gedrückten, schweigsamen, aber immerhin ganz respectablen Zustand auf die Bahn; wir hatten Häringe und Portwein gefrühstückt, und ein wohlgepackter Korb — der Wurst- und Fleischgeruch brachte mich zum Wahnsinn — wurde mir in die Hand gedrückt, Alles küßte mich sehr ernsthaft, die Hand wurde mir aus dem Gelenke geschüttelt, die Hüte geschwenkt, und fort gings nach Hamburg. Ich habe keine Enttäuschung erlebt und nicht einmal einen biederen plattdeutschen Magenkatarrh mitgenommen, aber die Weine waren köstlich. Den Besuch beim Großherzog unterließ ich — und nun weg mit dem Alten und Kleinen! Die Fahrt ins Nordland beginnt! Mittags ist's, Hamburg mächtig, bedeutend,

die Menschen unausstehlich, die Jungen — Gecken, die Alten knapp zugeschnitten, schlau, pfiffig, mit gemachter Derbheit, kalt bis ins Herz hinein; einem Südländer wird's enge. Strenge Sonderung der Stände, Geld! Geld! Ich segelte auf der Alster mit voller Unkenntniß der bestehenden Regeln. Während der ganzen Fahrt wurde ich angerufen, beschimpft ꝛc. Mich ließ das kalt, ich segelte ruhig bis zur Uhlenhorst. Alle Theater geschlossen, ich ging zu Renz. Miserable Gesellschaft! Am 11. Morgens 6 Uhr kommen Fournier und Leitenberger; Teschenberg fehlt, im letzten Augenblick wurde ihm der Urlaub versagt. Ein glänzendes Diner bei Pfordten wird eingenommen, dann geht es auf die Bahn nach Altona. Die Fahrt durch Jütland ziemlich trist und einförmig. Am 12. Mittags in Fredrikshaven, sofort auf den Dampfer „Kong Olaf", die See frisch, die Seeluft übt gleich ihren wohlthätigen Einfluß, wir werden munter, essen viel und schlecht. Wir hatten prächtige Kajüten und wachten des Morgens in Christiansand kreuzfidel auf. Wer vermag all das Neue, Wunderbare im ersten Anlauf zu schildern? Alles harmonisch, schön gegliedert, Menschen und Land decken sich, nirgends ein Mißton, man denkt nicht ans Kritisiren, man möchte es nicht anders, nicht besser, nicht schöner haben. Wir nahmen Carriolen — die kleinen, struppigen Pferde brachten uns blitzschnell auf den ziemlich hohen Aussichtspunkt. Welch ein Bild! Hunderte von Schiffen, Dampfer, Segelboote, Kauffahrer blitzen wie ebenso viele lebende Wesen auf der sonnigen Wasserfläche, zahllose Inseln, eine sonderbarer als die andere geformt, mit Wacht- und Leuchtthürmen versehen, zeigen unordentlich verstreut und doch malerisch geordnet sich dem verblüfften Auge, das umsonst einen Ruhepunkt sucht. Alles ist gleich schön, gleich eigenartig, gleich fremd für mich. Wir speisten dann in Ernst's Hotel. Der Wirth, ein origineller Kauz, spricht deutsch. Schlechtes Essen, schlechtester Wein, aber er verabreicht seine Scheußlichkeiten so bewußt, so: „das ist hierzulande nicht anders", daß man nicht die Courage hat, ihn anzugreifen.

Um 4 Uhr fuhren wir mit dem großen Dampfer „Excellenzen" aus den Fjords, an Bord eine Musikkapelle, am Strande die ganze Bevölkerung (Sonntag), weiße Tücher und Hüte schwingend, eine lustige Fahrt! Links und rechts grün bewachsene, niedere Bergkuppen, weich in Form und Farbe, kreuzende, hastig dahinschießende, schreiende Möven, leicht gekräuseltes Meer, ein wundervolles Bild, das man nicht vergißt. Wir hatten 50 Soldaten an Bord, Urlauber, feste, schlanke Gestalten. Sie tanzten zu den Trompeten und Hörnern der Musikanten so fest und sicher, als wäre es auf dem Tanzboden, und das Schiff rollte doch so bedenklich, daß den Ungeübten das Gehen sauer wurde. Eine kleine Demüthigung mußte ich noch erdulden. Ich unterhielt mich mit einem Hamburger, reichen Kaufherrn, wie ich später hörte, der erzählte uns Geschichten, daß ich vor ihm stand wie ein armes kleines Kind. Er sprach von Haifischen, mit denen er gespielt, die er sogar scherzend geohrfeigt, von Schwimmtouren unter dem Kiel eines Dreimasters, um zu beweisen, daß die Strafe des „Kielholens" reiner Spaß sei. Er hat nebstbei mehreremal Schiffbruch gelitten, zum Vergnügen die größten Seestürme mitgemacht. Ich kam mir unendlich elendiglich vor und wagte trotz allen Ermunterungen auch nicht die kleinste Gegenbemerkung. Die Nacht war schauderhaft; wir hielten mehreremale bei kleinen Handelsstädten, da wurde ein- und ausgeladen — Kisten genagelt — schwere Tritte auf Deck und in den Gängen ließen uns kein Auge schließen. Der Morgen düster, aber frisch, das Meer lebhaft; unsere „Excellenzen" kämpfte schwer mit dem Winde, und ich möchte auf dem alten Thier keinen ernsthaften Sturm mitmachen. Die Gegend märchenhaft schön; jeder Fjord bringt

neue Ueberraschungen. Mein armer, kleiner Grundlsee, wie habe ich dich unausgesetzt bei mir vertheidigt, aber der stärkste Held muß der Uebermacht weichen. Um 2 Uhr beginnt's leise zu regnen, nach und nach wird es Platzregen, wir weichen nicht vom Deck und kamen ziemlich durchnäßt im Hafen von Christiania an, der trotz der Ungunst der Witterung einen großartigen Eindruck bietet. Wir kleiden uns rasch um, durchstreifen die Stadt, die ein gewöhnliches Gesicht hat, besehen uns sofort das ausgegrabene Wikingerschiff. Wer möchte glauben, wenn er das Alter nicht am Holze sähe, das fast schon zur Braunkohle geworden, daß vor circa 900 Jahren diese alten Seeräuber so zu bauen verstanden. Zierlich, kühn geschweift, ohne hohen Bord, fuhren sie mit diesen langen Kähnen, die auf ein Haar den heutigen, eleganten Kielbooten gleichen, nach Frankreich, ja nach der Nordküste Amerikas. Ich habe die alten, über 20 Fuß langen Ruder ehrfürchtig berührt; welche Wikingerfaust mag sie im Sturme regiert haben? Der Mast ist für die Länge des Schiffes kurz, inmitten eine kleine Kajüte für die geraubten Schätze und Weiber, denn niemals, so heißt es im alten Liede, schläft der Wikinger, der die wilde See mit dem mächtigen Drachen durchschneidet, unter schützendem Dach. Ueber die Seitenwände ragen Holzschilde, hinter denen sich wahrscheinlich die Bogenschützen deckten. Wir besuchten noch verschiedene öffentliche Gebäude, Storthing, Residenz, aber die Wikingerstimmung hatte mich erfaßt, und ich summte unausgesetzt: „Hei, König Harald, wie flattert dein rothes Haar!" Nach einem gesunden Schlafe bestiegen wir am 15. in aller Frühe die Carriole und fuhren ins Land hinein. Nein, diese Pracht und Herrlichkeit! Man wird diesem ernsten Liebreiz gegenüber — stumm! Im rasenden Trab — unsere deutschen Pferde haben keine Ahnung von der Leistungsfähigkeit dieser kleinen haarbuschichten Ponys — ging es Berg auf, Berg ab in gleicher Flucht: „Wie flogen Anger, Haid' und Land, wie donnerten die Brücken!" Wir steigen nach zweistündiger Fahrt auf einer waldbewachsenen, ziemlich hohen Kuppe aus. Consul Helfty hat dort ein wunderbares Bauernhaus in altnorwegischem Style mit allem Comfort, mit den prächtigsten Antiquitäten geschmückt, aufgebaut. O weh! Mein Seehaus! Man zeigte uns bereitwilligst Alles. Oben auf dem Balkon, welche Fernsicht! Man fragt sich, dergleichen gibt's auf Erden und du sahst es bis jetzt nicht? Vorne die Fjords mit den zahllosen Inseln und Klippen, Schiff an Schiff, drüber hinaus das unendliche Meer und das eigenartige Leuchten und Blitzen überall, als schiene hier die Sonne anders wie bei uns. Wir tranken die landesübliche Milch. Die Fahrt bergab ging so schnell, daß ich ein Kitzeln im Zwerchfell verspürte, aber ich mochte meinen kleinen, lustigen Fuchs nicht zurückhalten, es war gar zu schön. Leitenberger und Fournier dicht hinter mir, und wenn ich mich umsah, so schaute ich in ein Paar rothglühende, strahlende Gesichter. In Hotel Victoria erwartete uns ein prachtvolles Diner. Die Stärkung ist nothwendig. Um 5 Uhr geht's mit der Eisenbahn nach Drontheim. 19 Stunden! Die Waggons sind scheußlich, hart die Sitze wie norwegischer Granit und schmal wie ein Wettruderboot. Carriol und Wein thaten das Ihrige, ich schlief auf meinem schmalen Sitze leidlich. Um 4 Uhr war ich wach und trat auf die Plattform. Es wehte eine scharfe, feste, den ganzen Menschen ausräumende Luft. Weites Haideland, mit Zwergbirken, einzelnen mächtigen Granitblöcken und weißem Moos, hie und da ein schwarzer Tümpel, an dem man unwillkürlich Macbeths Hexen sucht, dann riesig große Seen, an denen rothe Bauernhöfe liegen, denen die fette Wohlhabenheit aus allen Fugen und Fenstern schaut. Auf dieser ungeheuren Strecke, 19 Stunden Fahrt, findest Du nur zwei kleine Städte Hamar

und Eisveldt, wo die norwegische Verfassung berathen und festgestellt wurde. Um 12 Uhr Mittag kamen wir in Drontheim, dem alten Königsitze an. Am Bahnhof erwartete uns Capitän Juell, eine volle Seemannserscheinung, dabei fein und liebenswürdig. Er führte uns unter fortwährenden Erkundigungen nach Thimig zum „Nordenstjerne", der mit Flaggen und frischen Birkenbäumchen und Reisern prächtig geschmückt war. Er führt uns in unseren Salon, den wir beinahe drei Wochen bewohnen sollen. Rothe Divans, Spiegel, große Tische, Hängelampen, der Raum über 20 Fuß lang. Wir gingen mit Juell in die Stadt, welche bis auf den zu Trümmern gewordenen alten Dom, man ahnt nur noch seine frühere Schönheit, herzlich unbedeutend ist. Ich fand Deinen lieben Brief und ein Dutzend Geburtstagstelegramme. Diesen 16. benutzte Leitenberger sofort zu einem ausgiebigen Diner. Auch Capitän Juell war geladen. Mit welcher Seelenruhe vertilgen diese Norweger unglaubliche Quantitäten von Wein und Alkohol aller Art. Eine Flasche verschwand nach der anderen, und Capitän Juell saß eisenfest. Seine Stimme wurde nicht lauter, die Sprache nicht schneller oder gar erregter. Es wurde unzähligemale auf meine Gesundheit getrunken. Spät Abends bummelten wir Arm in Arm an Bord. Da gab's Leben. Die Passagiere kamen mit Koffern und Taschen in allen Größen und Formen. Einige langweilige Engländer mit scheußlichen Ladies und siehe da, der Spielgenosse der Haifische mit Familie. Auch er hatte sich im letztem Augenblick entschlossen, die Capfahrt mitzumachen. Ich schreibe bis 11 Uhr ohne Lampenlicht Briefe, dann legen wir uns schlafen. Die Anker wurden gelichtet, ein Höllenlärm, Kettenklirren, Masten knarren, einzelne befehlende Rufe, eine tiefgestimmte Dampfpfeife stößt ein paar ängstlich heulende Pfiffe aus, dann wird es still. Nur leises Plätschern. Wir schlafen in den hellen sonnigen Morgen hinein. Um 7 Uhr Thee, um 8 Uhr warmes Frühstück, das weit über ein gewöhnliches Mittagessen hinausgeht, Ale, Porter, Sherry, Aquavit. Das Essen auf dem Wasser wird Leidenschaft, das Trinken Nothwendigkeit, Lebensfrage. Wir fahren durch moosbewachsene, herrlich geformte, weite Klippen. Kein Baum, kaum ein Halm — da! — Hinter der Felsgruppe tauchen Masten, Segeln auf und eine lachende Oase, ein Wiessfleck, auf dem rothe Hütten und große Fischlagerhäuser stehen. In der Bucht kreuzen Fischer und werfen ihre Netze aus. Diese Recken verlassen fast nie ihre Klippen, ihr Meer. Hierher kommen alljährlich die Drontheimer und Bergener Kaufleute und kaufen oder besser tauschen gegen allerhand Waren und wenig Geld die aufgestapelten Fische ein. Nach zwei bis drei Stunden werfen wir bei der Thorgatenhöhle Anker und gehen ans Land. Wir klettern zur mächtigen Höhle auf, pflücken Blumen, Orchis, Rhododendren. Wir lernen den jungen Ibsen mit seiner Mutter kennen, er, ein feiner, stiller Mensch, der nur lebhaft wird, sobald über norwegische Regierungsformen gesprochen wird, er ist erzradical; sie eine wohlerzogene Dame, die als Französin gelten könnte. Ich schieße unter dem Jammergeschrei der alten Ladies ein paar Möven. Im Boote zetern sie noch fort, ich werfe ihnen Kußhände zu, sie wenden sich entrüstet ab und bleiben im Boot, bis ich auf dem Verdeck bin. Abends in der Cajüte, wir schaffen uns künstliche Dunkelheit und zünden die Lampe an, braut der Kapitän einen prachtvollen Toddy; wir spielen mit seinem Freunde Sven Gjems Whist. Sven spricht nur norwegisch, und ich versuche, mich mit ihm durch Plattdeutsch über dies oder jenes zu verständigen. Manchmal überrasche ich ihn durch ein zutreffendes Wort. Er wird dann kühn, stößt mühsam irgendeine deutsche Vocabel heraus. Wir gehen um 12 Uhr auf's Deck. Heller Tag blendet

uns die Augen, es geht auf die Nerven, wir kommen zum Polar. In der Nacht besuchen wir noch den Vogelberg. Ich schieße unter neuem Jammergeschrei ein halb Dutzend Möven, trinke noch ein Glas Toddy und schlafe den Schlaf des Gerechten zum Aerger meiner Mitreisenden, die schwer einschlafen und leicht geweckt werden. Am 19. Juli düsterer Himmel, leichter Regen, schweres Meer. Nur Wenige auf Deck, die Uebrigen erwarten in der Kajüte ihr Schicksal.

Um 8 Uhr werfen wir Anker im Hafen von Tromsoe; eine langgestreckte Häuserreihe, Speicher an Speicher, Boot an Boot. Hinter Tromsoe steigen grüne, leicht bewaldete Hügel auf, zu beiden Seiten in ziemlicher Entfernung schneebedeckte Berge. Hier sollen wir die Lappen mit ihren Rennthieren sehen. Die Boote bringen uns rasch ans Land. Wie anders dachte ich mir Alles! Lichtgrüne Birkenwälder, ziemlich hoch, dehnen sich weit an dem Südabhange der Berge aus. Blumen, wie sie am Grundlsee wachsen, vortreffliche, wohlgepflegte Wege, Alles lieblich, idyllisch, wie hier im ersten Frühling. Ich finde eine Masse Palmkatzerln, fast noch unentwickelt, wie wir sie zu Ostern auf der Jagdhütte zu pflücken pflegten.

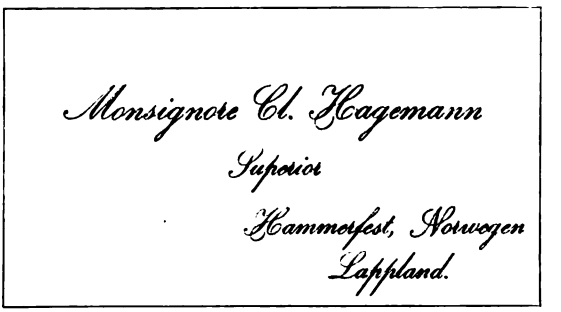
Das Lappenlager bot nichts Außerordentliches. Ein paar Erdhöhlen, aus denen ein furchtbarer Gestank, theils Thran, theils Schlimmeres quoll, bargen scheußliche Weiber mit ihren Kindern, die weich und marklos wie auf den Strand geworfene Quallen umherlagen. Die Männer und Buben sind bei den Rennthieren, die sich vollkommen unabhängig von ihren Herren zu erhalten scheinen. Sie gehen wohin sie wollen, durchbrechen trotz dem Geschrei ihrer Hüter die Umzäunung, und nur die wunderbaren Hunde vermögen sie zu bändigen. Das Rennthier ist ein protziges, eigensinniges Vieh, unschön in der Form, kalt in der Farbe, die Caricatur des Hirsches. Die Lappen, halbe Kinder, schwächlich über alle Begriffe, schmutzig, listig, schlau, suchen mit staunenswerther Naivetät und scheinbarer Unschuld die Fremden zu prellen. Sie lassen sich stoßen, schlagen, beschimpfen, wenn sie Geld verdienen können. Die Engländer kauften für schweres Geld ein paar junge Hunde, liebe, reizende Thiere. Ich machte, daß ich fortkam, ich hätte sonst zum Entsetzen meiner Familie und der alten Witch die furchtbare Dummheit begangen, einen „Lapp" nach Wien mitzubringen. Der Capitän führte uns dann nach Tromsoe zurück zu seinem Freund John Giäver, Vorstand der Walfischfänger. Wir sehen ein geschmackvoll gebautes Steinhaus, gewöhnlich sind Holzhäuser; durch eine lichte Vorhalle treten wir in einen Salon, der auch in Wien als vornehm gelten könnte.

Ganze Spiegelscheiben, reiche Spitzenvorhänge, ein Flügel von Ebenholz. Giäver spricht mühsam, mit hartem Accent, aber vollverständlich deutsch. Er schüttelt jedem von uns lange und ernsthaft die Hand, ihn dabei fest ansehend. Da öffnet sich eine Seitenthür, und herein tritt eine hohe, prächtige und mächtige Frau, „Fru Magna Giäver". So stellt sie sich vor, sie trägt eine Platte mit mehreren Flaschen Portwein, Schnaps und Lacrima Christi. Sie schenkt ein und gibt Jedem ein Glas, nachdem sie ihm fest und nachdrücklich die Hand geschüttelt. „Seien Sie willkommen," sagt sie und leert ein volles Glas. Wir folgten natürlich mit großer Gewissenhaftigkeit ihrem Beispiel. Sie spricht rasch und selten stockend mit gutem deutschen Accent, ist vollkommen unbefangen ihren Gästen gegenüber, nur dann und wann reibt sie die großen, schön geformten Hände ziemlich ungeschickt und starrt in die Weite. Die Einsamkeit, die lange Finsterniß gibt den Menschen hier etwas eigenartiges Fremdes und Geheimnißvolles. Sie lud uns zu Tisch zu einem

einfachen, „ganz einfachen" Mittageſſen. Sie betonte das ſtrenge und ernſthaft. Wir durchſtrichen jetzt das kleine Tromſoe; überall ſaubere Wohlhabenheit. Der Bruder unſeres Wirthes führt uns in ſeine hochgelegene Villa. Man ſieht weit ins Meer hinaus. Ich litt noch unter den verſchiedenen Gläſern Portwein, die ich unten getrunken, und kaum ſaßen wir, ſo kamen Hausfrau, Schweſter und Tante, ſervirten Vormittag halb 12 Uhr Champagner, Madeira und Porter. Wir mußten trinken und wieder trinken und thaten das mit jener Frechheit, die man nur dann hat, wenn man weiß, daß man ungeſtraft ſündigen kann. Dieſes herrliche Klima duldet keinen Kater. Ziemlich heiter kehrten wir zu Fru Magna zurück, ſetzten uns ſofort zu Tiſche und aßen und tranken, als wenn wir 24 Stunden keinen Biſſen zu uns genommen. Nach Tiſch thaute auch Fru Magna auf, und die tiefgrauen Augen ſtrahlten träumeriſch, als Fournier unter dem Einfluſſe der verſchiedenen Alkohole mit ſchneidiger Verve Wiener Walzer ſpielte. Ich machte kurzen Proceß, faßte ſie bei der Hand und tanzte mit ihr ein paar dutzendmale im Zimmer herum. Leitenberger folgte meinem Beiſpiele und als wir ſchieden, war Fru Magna aufgeräumt, ſcherzte mit uns, der Gatte drückte uns unter dauerndem Lachen unzähligemale die Hand. Wir waren ſo vertraut, wie wenn wir Jahre hindurch miteinander verkehrt hätten. Wir mußten verſprechen, auf der Rückfahrt wiederzukommen.

Mittlerweile hatte ich mit Sven Gjems enge Freundſchaft geſchloſſen. Nach und nach zeigte ſich, daß er deutſch ziemlich verſtand und mit großer Anſtrengung ſogar ſeinen Gedanken eine gewiſſe Form geben konnte. Wenn ich des Morgens das Deck betrat, ſtand er am Bugſpriet und ſchaute mit ganzer Kraft und Aufmerkſamkeit in die Wellen. Wenn ich ihn dann zur Freude der geſammten Reiſenden, beſonders der Matroſen mit lautem, kurzem Accent „Sven" anrief, dann mußte er ſich ſchütteln vor Lachen. Er kehrte ſein altes, breites, ehrliches Geſicht mir zu und brüllte mit dröhnender Stimme „Ludwig". Dann ſchüttelten wir uns die Hände und lachten unausgeſetzt ein paar Minuten fort. Wir kamen zum Ulsfjord. Plötzlich wird Sven zur Salzſäule, er ſtarrt wild ins Meer hinaus. Ich folge ſeinem Blick und ſehe in weiter Ferne einzelne Wellen hoch aufſpritzen. Jetzt faßt er mich eiſenfeſt bei der Schulter und jauchzend und doch mit ſüßem, wehmüthig ſehnendem Verlangen ruft er zur Capitänsbrücke hinauf: „Axel, ſtop!" „Wal!" „Axel, ſtop!" Der Capitän lenkte das Schiff den kleinen Fontänen zu, und wir ſehen ziemlich nahe drei mächtige Walfiſche mit halbem Leib über Waſſer. Sie wälzen ſich träge durch die Wellen. Die Pulſe gehen unwillkürlich ſchneller, die Hand ballt ſich, man ſieht ſich nach einer Harpune um. Sven war nach dieſem für jeden Norweger ungeheuren Ereigniß ſtundenlang zerſtreut. Das Wetter war trübe, die Sonne nicht ſichtbar, aber am Horizonte glüht ein dunkler, rother Streif, der das Meer ſcharf vom Horizonte trennt. Mitten im Meer ungeheurer Granitblock mit breiter Kuppe. Das könnte der Wohnſitz Thors ſein. Man wartet, ob nicht doch vielleicht der alte Rieſe aus einer Höhlung tritt und auf der Platte ſeinen Hammer ſchwingt. Hammerfeſt lehnt an einem ſtarren Gebirge, klein, unbedeutend, ſteht tief unter Tromſoe. — Am Strande ſtand ein breitſchulteriger Mann im abgeſchabten Ueberzieher, an dem ein paar Knöpfe fehlten, zerdrückten Filzhut. Er ſtreckt uns eine rothe, knochige Fauſt entgegen, und mit breitem, weichem Rettich-Ton ſprach er ſalbungsvoll in ſchwerem, weſtphälinger Dialect: „Ich höre Sie ſind Deutſche, ſeien Sie gegrüßt."

Er gab Jedem eine Karte mit

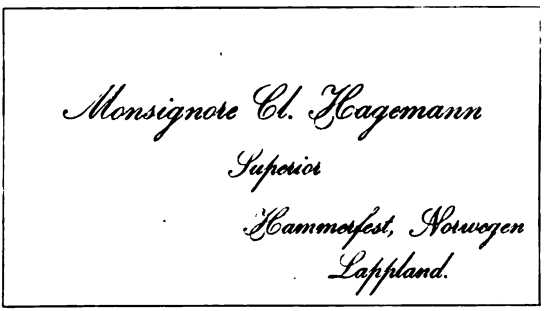


„Ich bin Präpositus der katholischen Propaganda, treten Sie in mein Haus und sehen Sie, was ich geschaffen." Die Vorhalle des Hauses scheint als Kirche benützt zu werden. Eine Art Altar mit Heiligenbildern, färbige Fenster ꝛc. Er führt uns in ein geräumiges, hübsch möblirtes Zimmer, ruft salbungsvoll: „Adelgunde, Schwester, komm!" Schwester Adelgunde, eine echte Hamburgerin, über die erste Blüthe hinaus, mit kecken Augen und verständnißinnigem Lächeln, brachte auf Befehl Monsignores Wein und fette Kuchen. Ich war unvorsichtig genug, ein Glas zu leeren. Alle Drei sahen wir uns erschreckt an. Die Eingeweide zogen sich mir krampfhaft zusammen. Dieses Naß mußte auf Schlesiens Bergen gewachsen und gekeltert sein. „Aha," sagte Hagemann, „Sie hätten Zucker nehmen müssen. Ja, das sind Sie nicht gewöhnt. Adelgunde, meinen Kräuterschnaps." Adelgunde erschien mit einer bauchigen Flasche und füllte aus dieser die Gläser mit einem dicken, braunen Saft. „Der verdaut Rennthierfett," sagte der Probst ermuthigend, als wir mit sichtlichem Mißtrauen die Sauce betrachteten. So war es. Das Gesöff war gallenbitter, aber that unsäglich wohl auf den sogenannten Rheinwein. „Sehen Sie," sagte er, „so leben wir nun in einer stillen, beschaulichen Thätigkeit. Zwei Priester und fünf Schwestern pflegen Kranke und unterweisen sie in unserer Religion. Die Lappen, von Allen schlecht behandelt, kommen zu uns, weil wir ihnen menschlich und gütig begegnen. Wir haben überall Kapellen und Krankenhäuser, vom Polar bis Watsoe und Spitzbergen!" Jetzt öffnet sich leise die Thür, und herein schleicht mit gefalteten Händen ein kleiner Kerl in geistlichem Gewande. Hagemann stellt ihn als „Monsieur So und So" — der Name war französisch — vor. „Alles über den Polarkreis hinaus gehört mir, jenseits des Polarkreises wirkt Monsieur." Der kleine, getaufte Missionär verneigt sich demüthig. „Wir haben leider wenig Mittel für unsere großen Werke," bemerkte eindringlich Monsignore. „Wir sind auf die Wohlthätigkeit guter Menschen angewiesen." Der Wink war deutlich. Wir zahlten den saueren Schlesier reichlich und empfahlen uns unter den breiigen Segenswünschen des Präpositus der Propaganda. Wir steuerten nun dem Nordcap zu und langten gegen 6 Uhr dort an. Man beugt sich unwillkürlich vor der Majestät dieses Felsens. Dunkel, fast schwarz, von Millionen Rissen und Schluchten durchfurcht, steht er aufrecht da, umbrandet von den Wogen des Eismeeres. Er scheint deutlich zu sagen: „Bis hierher und nicht weiter, armselige Menschen. Geht ihr weiter, so geht ihr ins

Verderben." Man ersteigt ihn durch eine ziemlich steil ansteigende Schlucht, die grünbewachsen alle Wiesenblumen, selbst Veilchen und Palmkatzerln trägt. Der Capitän gab mir sein Boot unter Führung eines jungen Officiers. Der zeigte mir die Schlupfwinkel der großen Cormorane, deren Federpelz so dicht ist, daß meine Schrote wirkungslos blieben. Zum Glück hatte ich einige Patronen mit Rehposten. Ich schoß vier riesige Kerle, größer als unsere zahmen Gänse. Ein großer, weißer Vogel, den ich erlegte — er hatte den Flug des Fischadlers — fiel zwischen Klippen. Trotz dringender Warnung des Lieutenants ließ ich mich nicht abhalten, ihm nachzusteigen. Er folgte mir mit dem Boote so weit als möglich, und das that Noth, denn ich glitt von den schlüpfrigen Steinen aus ziemlicher Höhe blitzschnell ins Meer. Ich hielt mich mühsam an den Steinen und kroch jämmerlich frierend zu dem Boot. Die Norweger sind gute Kerle. Keiner lachte mich aus. Wir ruderten schnell an Bord, ich huschte in meine Cajüte und wechselte die Kleider. Das Fischen langweilt durch den geradezu riesigen Erfolg. Binnen zehn Minuten fing ich vier Fische zwischen 15 und 20 Kilo. Punkt 12 Uhr donnerte ein Kanonenschuß als Abschiedsgruß vom Cap. Mitternacht und lichter, heller Tag. Man wird wirr und nervös, es kommt einem das Verständniß für „Ohne Anfang und Ohne Ende". Man fühlt sich den Urgewalten näher, die Phantasie wird übermenschlich thätig, die Fabel vom Magnetberg ist nur zu wahr, man möchte weiter, das weiß-graue Meer lockt magisch, man glaubt fest und sicher, man sei auf dem Wege zum Wohnsitze der Götter und Dämonen. Als wir um den schwarzen Felsen herumfuhren, da war's mir, als wenn aus den Rissen und Klippen über und unter dem Wasser Zwerge mir winkten, mir zugreinten, und in der Ferne glaubte ich ihr Hohngelächter zu hören. Wir nehmen auf der Rückfahrt einen anderen Weg durch den Lingenfjord. Kegel an Kegel, schwarz und seltsam geformt, durch Moränen verbunden, das Grün der Berge ist dunkel, fast oliv. Kleine Wasserbäche stimmen die Farben günstig, ein prächtiges, harmonisches Bild!

Jetzt fahren wir um einen hohen Kegel in ein vollkommen glattes Becken ein. Vor uns ein riesiger Gletscher, azurblau. Ein allgemeiner Schrei des Entzückens! Ich habe nie Aehnliches gesehen. Der Gletscher zerrissen, zerklüftet, wechselt, wie wir uns drehen, die Farbe, licht, dunkel, ins Grün hinüberspielend. Wie wir das Becken verlassen, wird's Nordost dunkel, im Meer fängt's an zu brodeln und zu kochen, einzelne Tropfen. Plötzlich brausender Sturm, Schneeflocken fallen so dicht, daß in einigen Minuten Alles in eine weiße Decke gehüllt ist. Die Wogen rollen über Deck, durchnässen uns auf der Capitänsbrücke. Ein junger Engländer, Fournier und ich oben. Alles in den Cabinen krank, das Schlafen verlernt man nach und nach. 1 Uhr Nachts begegnen wir dem „Nordenskjöld". Ein winziges kleines Schiff, das auf drei Jahre verproviantirt, die Durchfahrt suchen sollte. Wegen starken Eises mußte es unterbleiben. Es fährt wie wir nach Tromsoe. Die Flagge des Nordsterne volutirt. Morgens 9 Uhr landen wir in Tromsoe und machen Fru Magna einen Abschiedsbesuch. Das Haus ist in Bewegung. J. Giäver geht in einer halben Stunde auf den Walfischfang. Er traf in größter Ruhe mit der Feder in der Hand noch einige Dispositionen und machte den Eindruck, als ob es sich um eine Partie auf den Kahlenberg, nicht um eine gefährliche Expedition ins Eismeer handelte. Wir sehen sein Schiff, das bereits Dampf macht, klein, fest und breitschulterig gebaut, überall große eiserne Winden, Ketten, Taue, an der Spitze eine schlanke, lange Drehbosse, an deren Seiten

Er gab Jedem eine Karte mit



„Ich bin Präpositus der katholischen Propaganda, treten Sie in mein Haus und sehen Sie, was ich geschaffen." Die Vorhalle des Hauses scheint als Kirche benützt zu werden. Eine Art Altar mit Heiligenbildern, färbige Fenster ꝛc. Er führt uns in ein geräumiges, hübsch möblirtes Zimmer, ruft salbungsvoll: „Adelgunde, Schwester, komm!" Schwester Adelgunde, eine echte Hamburgerin, über die erste Blüthe hinaus, mit kecken Augen und verständnißinnigem Lächeln, brachte auf Befehl Monsignores Wein und fette Kuchen. Ich war unvorsichtig genug, ein Glas zu leeren. Alle Drei sahen wir uns erschreckt an. Die Eingeweide zogen sich mir krampfhaft zusammen. Dieses Naß mußte auf Schlesiens Bergen gewachsen und gekeltert sein. „Aha," sagte Hagemann, „Sie hätten Zucker nehmen müssen. Ja, das sind Sie nicht gewöhnt. Adelgunde, meinen Kräuterschnaps." Adelgunde erschien mit einer bauchigen Flasche und füllte aus dieser die Gläser mit einem dicken, braunen Saft. „Der verdaut Rennthierfett," sagte der Probst ermuthigend, als wir mit sichtlichem Mißtrauen die Sauce betrachteten. So war es. Das Gesöff war gallenbitter, aber that unsäglich wohl auf den sogenannten Rheinwein. „Sehen Sie," sagte er, „so leben wir nun in einer stillen, beschaulichen Thätigkeit. Zwei Priester und fünf Schwestern pflegen Kranke und unterweisen sie in unserer Religion. Die Lappen, von Allen schlecht behandelt, kommen zu uns, weil wir ihnen menschlich und gütig begegnen. Wir haben überall Kapellen und Krankenhäuser, vom Polar bis Watsoe und Spitzbergen!" Jetzt öffnet sich leise die Thür, und herein schleicht mit gefalteten Händen ein kleiner Kerl in geistlichem Gewande. Hagemann stellt ihn als „Monsieur So und So" — der Name war französisch — vor. „Alles über den Polarkreis hinaus gehört mir, jenseits des Polarkreises wirkt Monsieur." Der kleine, getaufte Missionär verneigt sich demüthig. „Wir haben leider wenig Mittel für unsere großen Werke," bemerkte eindringlich Monsignore. „Wir sind auf die Wohlthätigkeit guter Menschen angewiesen." Der Wink war deutlich. Wir zahlten den saueren Schlesier reichlich und empfahlen uns unter den breiigen Segenswünschen des Präpositus der Propaganda. Wir steuerten nun dem Nordcap zu und langten gegen 6 Uhr dort an. Man beugt sich unwillkürlich vor der Majestät dieses Felsens. Dunkel, fast schwarz, von Millionen Rissen und Schluchten durchfurcht, steht er aufrecht da, umbrandet von den Wogen des Eismeeres. Er scheint deutlich zu sagen: „Bis hierher und nicht weiter, armselige Menschen. Geht ihr weiter, so geht ihr ins

Verderben." Man ersteigt ihn durch eine ziemlich steil ansteigende Schlucht, die grün bewachsen alle Wiesenblumen, selbst Veilchen und Palmkatzerln trägt. Der Capitän gab mir sein Boot unter Führung eines jungen Officiers. Der zeigte mir die Schlupfwinkel der großen Cormorane, deren Federpelz so dicht ist, daß meine Schrote wirkungslos blieben. Zum Glück hatte ich einige Patronen mit Rehposten. Ich schoß vier riesige Kerle, größer als unsere zahmen Gänse. Ein großer, weißer Vogel, den ich erlegte — er hatte den Flug des Fischadlers — fiel zwischen Klippen. Trotz dringender Warnung des Lieutenants ließ ich mich nicht abhalten, ihm nachzusteigen. Er folgte mir mit dem Boote so weit als möglich, und das that Noth, denn ich glitt von den schlüpfrigen Steinen aus ziemlicher Höhe blitzschnell ins Meer. Ich hielt mich mühsam an den Steinen und kroch jämmerlich frierend zu dem Boot. Die Norweger sind gute Kerle. Keiner lachte mich aus. Wir ruderten schnell an Bord, ich huschte in meine Cajüte und wechselte die Kleider. Das Fischen langweilt durch den geradezu riesigen Erfolg. Binnen zehn Minuten fing ich vier Fische zwischen 15 und 20 Kilo. Punkt 12 Uhr donnerte ein Kanonenschuß als Abschiedsgruß vom Cap. Mitternacht und lichter, heller Tag. Man wird wirr und nervös, es kommt einem das Verständniß für „Ohne Anfang und Ohne Ende". Man fühlt sich den Urgewalten näher, die Phantasie wird übermenschlich thätig, die Fabel vom Magnetberg ist nur zu wahr, man möchte weiter, das weiß-graue Meer lockt magisch, man glaubt fest und sicher, man sei auf dem Wege zum Wohnsitze der Götter und Dämonen. Als wir um den schwarzen Felsen herumfuhren, da war's mir, als wenn aus den Riffen und Klippen über und unter dem Wasser Zwerge mir winkten, mir zugreinten, und in der Ferne glaubte ich ihr Hohngelächter zu hören. Wir nehmen auf der Rückfahrt einen anderen Weg durch den Lingenfjord. Kegel an Kegel, schwarz und seltsam geformt, durch Moränen verbunden, das Grün der Berge ist dunkel, fast oliv. Kleine Wasserbäche stimmen die Farben günstig, ein prächtiges, harmonisches Bild!

Jetzt fahren wir um einen hohen Kegel in ein vollkommen glattes Becken ein. Vor uns ein riesiger Gletscher, azurblau. Ein allgemeiner Schrei des Entzückens! Ich habe nie Aehnliches gesehen. Der Gletscher zerrissen, zerklüftet, wechselt, wie wir uns drehen, die Farbe, licht, dunkel, ins Grün hinüberspielend. Wie wir das Becken verlassen, wird's Nordost dunkel, im Meer fängt's an zu brodeln und zu kochen, einzelne Tropfen. Plötzlich brausender Sturm, Schneeflocken fallen so dicht, daß in einigen Minuten Alles in eine weiße Decke gehüllt ist. Die Wogen rollen über Deck, durchnässen uns auf der Capitänsbrücke. Ein junger Engländer, Fournier und ich oben. Alles in den Cabinen krank, das Schlafen verlernt man nach und nach. 1 Uhr Nachts begegnen wir dem „Nordenskjöld". Ein winziges kleines Schiff, das auf drei Jahre verproviantirt, die Durchfahrt suchen sollte. Wegen starken Eises mußte es unterbleiben. Es fährt wie wir nach Tromsoe. Die Flagge des Nordstyerne volutirt. Morgens 9 Uhr landen wir in Tromsoe und machen Fru Magna einen Abschiedsbesuch. Das Haus ist in Bewegung. J. Giäver geht in einer halben Stunde auf den Walfischfang. Er traf in größter Ruhe mit der Feder in der Hand noch einige Dispositionen und machte den Eindruck, als ob es sich um eine Partie auf den Kahlenberg, nicht um eine gefährliche Expedition ins Eismeer handelte. Wir sehen sein Schiff, das bereits Dampf macht, klein, fest und breitschulterig gebaut, überall große eiserne Winden, Ketten, Taue, an der Spitze eine schlanke, lange Drehbosse, an deren Seiten

Munitionskästen stehen. Frau Magna war ebenso unbewegt als ihr Gatte. Sie schüttelte uns kräftig die Hände und wünschte mit warmem Ton ein Wiedersehen. Um 10 Uhr dampfen wir von Tromsoe ab. Das Wetter war abscheulich kalt. Ich habe nur meinen Jagdrock und ein Plaid. Ich beneide die Besitzer von langen, dicken Paletots. Gegen Abend hören wir plötzlich zwei Alarmschüsse. Alles in Bewegung. Die Engländerinnen stürzen an die Spitze und schreien: „Ein Schiff in Gefahr!" Capitän läßt seine Kanonen laden und das Schiff beflaggen. Jetzt taucht aus den Klippen ein rasch fahrender Dampfer auf. Wir geben Feuer, nähern uns rasch. „Hurrah, Hurrah!" tönt's von allen Seiten. Auf beiden Schiffen Alles, was Beine hat, auf Deck. Oben, am Mast, in der Strickleiter hockt Thimig und schwenkt ein großes, weißes Tuch. „Nordenstjerne" und „Hakon Jarl" stoppen, ein Boot wird drüben herabgelassen, Thimig steigt ein, ist in zwei Minuten bei uns an Bord. Die ganze Mannschaft drängt sich um ihn, Umarmung, Küsse, zwanzig flüchtige Worte, Signalpfiffe, ich steige mit ihm die Schiffstreppe hinunter, er drückt mir die Hand, springt ins Boot und fort war er. Er dampft gegen Nordost, wir gegen Südwest. Juell hatte die ganze Scene schon vorher mit dem Capitän des „Hakon" geordnet. Bald sind wir wieder allein auf der weiten Wasserfläche. Abends wird es hell und 11 Uhr Nachts kommt die lang entbehrte Sonne, allerdings nur für eine halbe Stunde. Das dunkle Gewölk, so massig und fest, daß die Walküren bequem darauf reiten können, verschluckt sie wieder. Am 23. Morgens heller Sonnenschein. Alles lustig und vergnügt. Wir fahren durch wundervolle Felsenpartien zu dem größten Gletscher der Welt, „Swartisen", 20 Meilen lang. Wir steigen ans Land. Welch ein Anblick! Ein grauweißes, zerklüftetes Feld, von langen, azurblauen Streifen durchschnitten, dehnt sich in unendlicher Weite vor uns aus. Wir gehen über blumige, duftige Wiesen. Ein armes, kleines Mädchen bietet einen großen Korb wilder Rosen zum Verkaufe. Wir kaufen alle, und das kleine Geschöpf hat reiche Ernte. Am Fuße des Gletschers ein Bauernhaus. Der Mann mäht seine Wiesen, und die Frau credenzt uns Milch, sie fordert nichts und wirft keinen Blick auf das Geld, das wir auf den Tisch legen. Trotzdem wir ihr Gras zertreten, hält sie es für Pflicht, Gastfreundschaft zu üben. Der Capitän hat dem Bauern einmal gerathen, er möge um eine Entschädigung für das zertretene Gras einkommen. Er erwidert stets, das wäre unbescheiden und dann bettle er auch nicht. Ein Feenland mit wirklich natürlichen, prächtigen Menschen. Wir gehen oder vielmehr einzelne von uns gehen eine Stunde weit in den Gletscher hinan. Da wird's gefährlich. Unter dem Eise sind brausende Wildbäche, hie und da kracht es, der Capitän gibt das Signal zur Rückkehr, und immer wärmer scheint die Sonne und immer lustiger wird's an Bord. Morgen verlieren wir zwei Drittel unserer Reisegesellschaft. Alles bleibt in Drontheim, um von dort die Reise per Bahn weiter zu verfolgen. Wir bleiben auf dem Schiffe bis Hamburg. Der letzte Tag noch wundervoll. Wie doch der Sonnenschein die Menschen verändert und verbindet! Jeder spricht mit dem Anderen, auch mit dem, welchem er früher ausgewichen. Sven, mein guter Sven! Wir setzen uns zur letzten Whistpartie. „Ik haste twoo Honneurs du, Trumpf, Ludwig spielst schlekt!" In Drontheim bestellt Leitenberger ein großes Diner. Abschied von Sven, der in seine Wälder und Klippen zurückkehrt und der die ganze Reise nur machte, um mit seinem Jugendfreund Juell ein paar Wochen mitsammen sein zu können. Leitenberger und Fournier gehen aufs Post- und Telegraphenamt. Ich arrangire die Tafel, lasse Champagner einkühlen ꝛc. Sie kommen schreckensbleich zurück. Leitenberger erhält

telegraphisch die Nachricht, daß sein Sohn lebensgefährlich erkrankt ist, er muß fort. Es ist 4 Uhr, um 5 Uhr geht ein Eilzug nach Christiania. Er beredet uns vergebens, die schöne Reise nicht abzubrechen. Wie können wir den schwerbetrübten Mann allein reisen lassen und uns weiter amüsiren Wir sagen ihm bestimmt, daß wir ihn unter keinen Umständen verlassen würden, wir schlucken ein paar Bissen hinein, und nun beginnt eine Reise, an die ich heute noch mit Schaudern denke. Von Drontheim bis Christiania 20 Stunden, von dort ohne Rast auf ein Kopenhagener Schiff, unter Sturm 24 Stunden übers Kattegat. Fournier wurde in seinem Bette jämmerlich hin- und hergestoßen, ich fliege von meinem Divan mitten in die Kajüte. Ich habe mich gründlich erprobt, keine Spur von Seekrankheit. In Kopenhagen rasteten wir ein paar Stunden, dann Eisenbahn bis Korsar, von da direct auf Dampfschiff „Freya"; kleine Kajüte mit 16 Betten, scheußliches Massenquartier. Morgens 5 Uhr erlöst. Wir sind in Kiel und jetzt auf die Eisenbahn nach Hamburg. Gott sei dank, in Kopenhagen fand Leitenberger beruhigende Nachrichten und in Hamburg erfuhr er, daß die eigentliche Gefahr vorüber. Wir wurden wieder vergnügt, wehmüthig vergnügt. Heute waren wir zuletzt beisammen. Nichts kettet die Menschen enger aneinander als das Be- und Ueberstehen großer, neuer Eindrücke und Ereignisse in Leid und Freud. Noch einmal frühstückten wir wie Nordlands Könige. Wir brachten unseren treuen Gefährten Juell und Sven, die in Drontheim unter Thränen von uns Abschied nahmen, manches Hoch aus; als der Zug in Drontheim sich in Bewegung setzte, rief ich noch einmal mit vor Rührung zitternder Stimme: „Sven!" und er brüllte schluchzend: „Ludwig! Ludwig!"

— —

Gabillon hat diesen Brief auch zu einem kleinen Büchlein: „Ferien im Norden", als „Manuscript für Freunde", ausgearbeitet und drucken lassen; doch in der ursprünglichen und frischen Wiedergabe seiner Erlebnisse für Hermann Schöne spiegelt sich seine Individualität besser noch als in der ausgefeilteren Reisebeschreibung. Nur der Schlußabsatz jenes Büchleins, der Lobspruch auf den Cognac, darf hier nicht fehlen. Er lautet:

Nun sitze ich wieder in meinem kleinen Holzhaus am Grundlsee. Alles schläft bereits. Die Sterne spiegeln sich im klaren, glatten See, die dunklen, waldbewachsenen Berge sehen düster und geisterhaft aus. Freilich, am Cap und im Lyngenfjord war's anders, aber hier ist's auch schön und ich liebe meinen Grundlsee nach wie vor, trotz Nordland und Eismeer, vor mir steht eine Flasche Cognac, ich braue mir ein Glas Toddy, mehr aus Gewohnheit als Bedürfniß. Es ist nur eine Erinnerung an jene kalten, sonnigen, durstigen Nächte. Der alte, gelbe Geselle in der großen grünen Flasche sieht mich vorwurfsvoll an, als wollte er sagen: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. Du thust mir Unrecht, Freund Cognac, ich denke deiner in allen Ehren mit voller Dankbarkeit. Und wie einst Seume seinem braven Schuster am Schlusse seines Spazierganges nach Syrakus für die ihm gelieferten trefflichen und unverwüstlichen Stiefel eine rühmende Empfehlung ausstellte, so will ich dir, o Cognac, dem viel Verkannten und selten Verstandenen nach bester Kraft einen Lobspruch sagen, und möchten ihn Alle hören, die dich nicht genug zu würdigen wissen. Mirza Schaffy singt:

„Der Wein ist der Stein der Weisen
Und aller Frömmigkeit Meister,
Denn in ihm leben und kreisen
Viele selige Geister."

Das hat wohl seine Richtigkeit, aber dennoch behaupte ich, daß der alte Türke den Cognac nicht gekannt hat. Es hätte ihn sonst gedrängt zu singen, daß dieser herrliche, dem Wein entsprossene Alkohol den edelsten Weingeschlechtern zur Seite gestellt werden müsse. Hat er doch in seiner Ernsthaftigkeit, seinem geschlossenen, schroffen Wesen selber etwas von einem alten, rechtschaffenen Türken. Wem entlockte (die intimen Freunde und Wissenden ausgenommen) der Cognac jemals ein Lächeln? Die Mehrzahl der gewöhnlichen Sterblichen zollt ihm allerdings jene Achtung, die sich eine bedeutende Persönlichkeit, deren Ruf begründet ist, immer erringt, aber man naht ihm zögernd, stets kritisirend. Mit welchem Unverstand, mit welcher Unkenntniß seines eigensten Wesens wird er behandelt. Man gießt ihn vorsichtig in ein kleines Glas, hält dasselbe gegen das Licht, runzelt die Stirne, und als gälte es einen Feind zu bekämpfen, stößt man ihn gewaltthätig in den Mund, drückt ihn fest an den Gaumen und läßt ihn gleichsam unter polizeilicher Aufsicht durch die Kehle gleiten. Ist man dann, überwältigt von seiner mächtigen Vortrefflichkeit, zum Lob gezwungen, so thut man das ohne sichtbare Lust und Freude! Mit jener Selbstüberhebung, die in Verbindung mit einer gerunzelten Stirne doppelt empörend wirkt, murmelt man: „Gut, vortrefflich, schätzenswerther, alter Knabe ꝛc."

Ich spreche hier allerdings von jenen Laien, die nach einem Champagnerdiner den Cognac mit dem schwarzen Kaffee kaum auf gleiche Höhe stellen, die ihn gleichsam durch Form und Herkommen, als nothwendig gewordenen Epilog, als Schlußstein der höheren Mahlzeit betrachten! Aber jene, die ihm geistig näher stehen, die mit ihm an kühlen Tagen und nassen Abenden, im Wald und auf den Bergen innig verkehren, deren Bruder und Kamerad er auf stürmisch erregter, durchnässender, salziger Meeresfluth war, die wissen auch von seiner Treue, Verläßlichkeit und Mächtigkeit ein hohes Lied zu singen!

Der Faselhans Champagner dringt mit Gepolter in den Mund, wirft im Kopfe Alles bunt durcheinander und theilt seine Dummheiten der Zunge mit, ohne sich um die übrigen Körpertheile zu kümmern. Der Cognac geht aber Schritt für Schritt ernst und gewissenhaft durch den ganzen inneren Menschen. Er durchsucht jede Ecke, jeden Winkel. Der schmalsten Sehne, dem feinsten Nerv gibt er einen vertraulichen Stupfer, und Alles das thut er mit jenem Humor, jener freundlichen Sonderbarkeit, die dem hohen Alter eigen und ihm so wohl ansteht. Sein Lieblingsaufenthalt ist eine leder- oder strohumhüllte Flasche mit einem kleinen Guckfenster, damit der Trinker weiß, inwieweit Freund Cognac noch geneigt ist, den an ihn gestellten Anforderungen nachzukommen. Wenn dann die Flasche verständnißinnig an die Lippen gedrückt wird, läßt er ein wohlwollendes Gluckfen vernehmen, das dem Eingeweihten zuruft: „Prosit, Bruder! Prosit!" Jawohl, alter Kamerad, Prosit! Und sei unbesorgt, auch hier am Grundlsee soll unsere Freundschaft nicht erkalten. Es kommen Tage und Nächte, von denen man sagen wird: Sie gefallen uns nicht. Und wenn's stürmt und regnet, und die Berge frischen Schnee zeigen, dann strecke ich sehnsüchtig die Hand nach dir aus und sage: „Kehre ein bei mir und plaudern wir vom Nordland." Und wenn sachverständige Freunde kommen, durchnäßt, erschöpft, vom Sturme bis auf die Knochen durchweht, dann stärke und kräftige sie und sei ihnen freundlich, wie du es mir stets warst und bist.

Denn so steht's geschrieben als Wahr- und Wahlspruch in meinem Seehause:

„Gott gebe Allen, die mich kennen,
„Noch zehnmal mehr als sie mir gönnen!"

Der Sommer 1884, der Gabillon seine Heimat wiedersehen ließ, brachte ihm noch eine Mahnung an vergangene Zeiten. Laube's Tod, der am 1. August 1884 erfolgt war, erweckte die meist dunklen Bilder jener 14 Jahre unter dessen Direction wieder in seiner Seele. Er schrieb darüber an seinen Schwiegersohn Dr. Bettelheim, der als überzeugter Parteigänger des Dramaturgen in einem Feuilleton der „Deutschen Zeitung" sein Befremden ausgesprochen, daß bei Laube's Leichenbegängniß das Burgtheater weder durch den Director noch durch einen Regisseur vertreten gewesen:

Grundlsee, 10. August 1884.

Mein lieber Toni!

Du entwickelst eine Thätigkeit und Schaffenskraft, die mich ebenso herzlich freut als in Erstaunen versetzt. Welcher Arbeitsteufel ist inmitten der Hundstage in Deine Feder gefahren? Alle Artikel sind vortrefflich — Kaunitz, ausgezeichnet. Laube's Tod hat viel Staub aufgewirbelt — ein gut Theil davon wurde dem Burgtheater ins Gesicht geworfen — ob mit Recht, bedarf gewissenhafter Erwägung. Wilbrandt stand Herrn Laube gänzlich ferne und er sowohl wie die meisten Burgschauspieler wurden unablässig von dem ci-devant-Burgtheaterdirector angegriffen. Lies die Geschichte des Burgtheaters, lies seine Feuilletons in der „Neuen Freien Presse", und dann frage Dich selbst, ob wir verpflichtet waren, eine Trauerrede zu halten — zu lügen! Es wäre elende Feigheit gewesen! . . . .

Dieser Ausbruch unmittelbarer Empfindung bleibt nicht unerklärlich angesichts der die Situation klar darlegenden Stellungnahme Laube's gegen das Gabillon'sche Ehepaar in dem genannten Buche. Man findet darin zum Schluß des Capitels, welches die Spielsaison 1853 behandelt, nach einer sehr geistvollen Variation über das Thema: „War der Gewinn (der in dem Jahr engagirten Schauspieler) am Ende ein Verlust, und war der Verlust am Ende gar ein Gewinn?" — folgende Darstellung des Engagements von Zerline Würzburg und Ludwig Gabillon: „— . . . Einen Liebhaber aber und eine Liebhaberin gewannen wir in Herrn Gabillon und Fräulein Würzburg. — Als ich Fräulein Würzburg in Hamburg das erstemal sah, fand ich sie jung und hübsch, aber auch sie gefiel mir eigentlich nicht. Und hier war noch dazu mein Begleiter, welcher sie schon länger kannte, derselben Meinung, daß sie keine richtige Liebhaberin wäre. Dennoch ließ ich sie gastspielen. Da wurde sie applaudirt; ein Enthusiast in der Presse

ſprach von einer jungen Rachel, meiner Behörde gefiel ſie — ſie wurde engagirt. — Herr Gabillon erwies ſich auf der Bühne auch nicht als der Liebhaber, der geſucht wurde, aber er eignete ſich für einen Theil der Dawiſon'ſchen Rollen — er wurde ebenfalls engagirt.

Es bleibt dabei, die Wahl iſt unſer Schickſal oder, wie der Orientale ſagt, unſer Verhängniß."

Gabillon war aber viel zu ſehr Theaterblut, um, wie ſchon früher hervorgehoben, Laube's hohe Verdienſte und unvergleichliche Leiſtungen als Burgtheater-Director nicht dauernd gelten zu laſſen und vollkommen von ſeinem ſubjectiven Gefühl zu trennen. Dies allerdings war unzweideutig — ehrliche Gegnerſchaft geblieben.

Gerade eine Woche nach ihrem großen Wiener Director iſt auch Amalie Haizinger — am 8. Auguſt — geſtorben, ſie, die dereinſt mit ihrer Tochter, der bezaubernden Louiſe Neumann, die Berufung Laube's an das Burgtheater durchgeſetzt. Sie, die Ferienhaſſerin, mußte gerade mitten im Sommer abberufen werden, als ihre Collegen und Colleginnen ſo ferne vom geliebten Michaelerplatz, in allen Weltgegenden verſprengt geweſen. —

Das Jahr 1887 brachte wieder einen neuen Abſchnitt in Gabillon's Leben.

Wilbrandt ſchied am 29. Juni aus dem „alten" Burgtheater, das unter ſeiner Leitung wirklich, mit Dingelſtedt zu reden, eine „feſte Burg" der alten und neuen Kerntruppen geweſen. Die folgenden Ereigniſſe, den Umzug in das neue Haus und die Theaterregierungen von Förſter und Burckhard, hat Gabillon ſelbſt in ſeinen Briefen und Tagebuch-Aufzeichnungen auf ſeine Art charakteriſirt. Vor dieſen ſei aber noch ſein Briefwechſel mit Wilbrandt wegen des „Meiſters von Palmyra" mitgetheilt. Gabillon's Epiſtel nach der erſten Niederſchrift, die ſich zufällig in ſeinem Pult vorgefunden:

Wien, 13. Juni 1888.

Lieber Freund!

Eben lege ich den „Meiſter von Palmyra" zögernd aus der Hand, ich trenne mich ſchwer von ihm. Ich las das merkwürdige, geheimnißvolle Buch (beinahe hätte ich hinzugefügt „von Noſtradamus eigner Hand") jetzt das zweitemal — andächtiger — mit höherer Empfindung und ſtärkerer Spannung als das erſtemal. Ich mußte mir die Augen reiben, um ſie wieder an die wirkliche, reelle, miſerable Welt zu gewöhnen. Mir war, als hätte ich jahrelang auf einem anderen Stern gelebt, auf dem Alles weiter, größer, voll fremder heißer Lockungen iſt. Wenn irgend ein dramatiſches Werk dem zweiten „Fauſt" auf die Haken treten kann, ſo dörf's der „Meiſter von Palmyra"

wagen. Heute wird es wohl von Wenigen verstanden und erkannt werden. Seine Anhänger werden so wenig zahlreich sein, wie Deine Christengemeinde im ersten Acte. Die einzigen Gläubigen am Burgtheater sind Berger und meine Wenigkeit, und wir stimmen auch nicht einmal voll zusammen. Berger vergleicht das Stück mit „Traum ein Leben". Du lieber Gott! Die geistreiche, hochpoetische Beleuchtung eines alten, braven Sprichwortes: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich," hat wohl verflucht wenig mit dieser neuen Lehre, welche die Welt auf den Kopf stellt, zu thun. Welcher Mensch hätte sich nicht schon manche Stunde mit der Seelenwanderung beschäftigt, abgequält. Der „Meister von Palmyra" bringt uns Klarheit — man sagt sich: Es ist, es muß so sein! Wird der sterbliche Leib zu Staub, so sucht die unsterbliche Seele, die ihre Wohnung verliert, eine andere lebendige Behausung, das ist das wahre, uns Menschen begreifliche Fortleben. Der „Meister von Palmyra" sollte von Gott und Rechtswegen sofort im Burgtheater aufgeführt werden. Nun, jedenfalls eröffnet Dein „Woldemar" den Reigen der Novitäten im neuen Hause...

Ich grüße nur den Dichter Wilbrandt, denn der Mensch Wilbrandt hat mich und meine Frau vergessen, die ihn mehr liebten, als irgend Jemand beim Burgtheater.

L. Gabillon.

Rostock, 19. Juni 1888.

Lieber, alter Freund!

In der Freude über Deinen warmherzigen, so liebevoll eingehenden Brief drängt es mich, Dir zu sagen, daß Du ein erbärmlicher Verleumder bist, wenn Du mir Erkaltung meiner Freundschaft für Dich und Haus Gabillon anschuldigst. Ich bin nur der alte Nichtschreiber — als Briefsteller von bewährter und großartiger Schlechtigkeit — und so hab' ich denn auch bis heute diesem oder jenem meiner Burgtheaterfreunde nur bei besonderem Anlaß geschrieben. Anders kann ich nicht. Denn nie hab' ich Zeit. Das ist freilich räthselhaft, seit ich nicht mehr erster Coulissenschieber bin; aber es ist eine Thatsache. Auch heute hab' ich gerade nur so viel Zeit, um Dich Verleumder zu nennen, Dir dankbar die Hand zu drücken und Dir zu sagen, daß ich gar nie aufhören kann, euch herzlich zu lieben.

Dein Gefühl für den „Meister von Palmyra" freut mich ganz besonders, denn an dem hängt mein Herz. Freilich hängt es auch am „Markgrafen Woldemar", und eine meiner stillen Vater- und Vorfreuden ist, daß ich Ludwig Gabillon den Raubritter „Alebrand" werde spielen sehen. Ich glaube, da wirst Du endlich ganz Dich selber spielen können; denn daß Du von alten Raubrittern abstammst (vielleicht von natürlicher und mütterlicher Seite), daran kann ein historisch geschulter Menschenkenner nicht zweifeln. Der „Hofschauspieler" ist nur eine Maske. Aber es werden Dich edle Raubritter, wie dieser „Alebrand", erzeugt haben, und das wird die Darstellung selbst für die Logenzuschauer erweisen.

Mündlich mehr! Ich muß zur Arbeit. Auf schönes, glückliches Wiedersehen im Herbst! Bleibt gut euerem getreuen

Adolf Wilbrandt.

Auszug aus Gabillon's Tagebuch.

1887.

Blockhaus. 1. Juli. Ich bin frischer als je, weniger ruhebedürftig und doch mißvergnügt; ich reiste gestern in die Ferien, ohne Schwung, ohne eigentliches Sehnen nach meinem Grundlsee. Nun, es kommt Vieles zusammen, der Abschied Wilbrandt's, dies schwankende Burgtheater, und dann — allerhand, das nicht zu ändern ist. Aber die Welt fängt an, mich nachgerade zu langweilen, ich möchte fort, für immer fort! ... Wegen Helenen habe ich nicht die mindeste Sorge — meinen Toni gewinne ich täglich lieber — welch ein prächtiger, innerlich fertiger und ausgeglichener Mensch. Was bedeuten da einige Ecken und Kanten, die uns manchmal vors Schienbein stoßen. Ich möchte ihn nicht einmal anders ...

2. Juli. Den ganzen Tag im Walde gearbeitet. Ich lese Novellen von Steub. Merkwürdiger Kauz, so wie er über bäuerische Verhältnisse hinausgeht, irrlichtelirt er und macht unwahrscheinliches dummes Zeug. Er ist ein schwachnerviger Anzengruber in Duodez. Es ist verflucht schwer, vornehme Verhältnisse mit Geist, Takt und Form zu schildern; dies braucht einen weiten, breiten Gesichtskreis mit Luft, Licht und Sonne — die Bauernnovellen brauchen gar keinen Sauerstoff; ungelüftete Zimmer und Verhältnisse, leicht erregbare Thränendrüsen und eine anerzogene kleine Eigenart, die dem Städter imponirt, weil sie ihm fremd. Das findet sich! „Der Sternsteinhof" ist die einzige Bauerngeschichte, die weit über Alles in gleichem Stoffe hinausragt, die mit Reuter verglichen werden darf. Und was ist das, wenn man's mit der „Marquise von O.", mit „Kohlhaas" vergleicht?

8. Juli. Die Tage schwinden unter der Hand, d. h. die fortwährende Thätigkeit, das Anordnen, Anstreichen, Baumfällen läßt keine Zeit zum Genießen, zum Nachdenken.

17. Juli. Gestern Nacht eine Storm'sche Novelle von wunderbarer Schönheit gelesen. Heute Morgens ganz wohl. Ich fahre zum Toplitzsee, suche bei Regen und schlechtem Aufstieg Schwämme, die ich nach Hause schleppe. Nachmittags streiche ich Schrank und Tische an und bin jetzt herzlich müde.

18. Juli. Ein riesiges Gewitter mit wunderbarer Beleuchtung. Um Mitternacht fahre ich zur Hütte. Nach längerem Suchen erst finde ich sie. Es war schwarz-dunkel. Ich saß dort lange bis nach Mitternacht beim Feuer und suchte aus den Funken und dem aufsteigenden Rauch die Zukunft zu lesen. Ich ruderte bei großer Dunkelheit zurück, fand kaum die Schiffhütte.

27. Juli. Der Zaun schreitet langsam vorwärts. Nun ist er wieder für Jahre gebaut. Wer weiß, ob ich einen anderen, neuen noch erlebe?

10. August. Heute „Germinal" zu Ende gelesen. Unerquicklich, aber gewaltig, es geht bis aufs Mark! Eine elende Welt — man schämt sich, nach diesen Schilderungen einen guten Bissen oder eine theuere Cigarre in den Mund zu stecken. Es gibt nichts Unvollkommeneres als Welt und Weltordnung. Die Hälfte der Menschen verkommt ohne Verschulden in Jammer und Elend — und eine Lösung der großen Frage gibt's nicht.

14. August. Am Abend kam die Nachricht vom Tode der Wessely, ein harter Schlag, der nicht unerwartet kam; das arme Geschöpf, so talentvoll, so schön! Wie viel Unnützes lebt!

15. August. Abends „Aquis submersus" von Storm gelesen, eine Lectüre, die Einen bis auf die Knochen durchrüttelt. Der Mann hätte alles Zeug in sich, gemüthlich und heiter zu schreiben, aber er will durchaus nur Chronist sein, und die Chroniken melden nur Trauriges, wie die Weltgeschichte.

16. August. Billroth war hier. Er sieht gut und kräftig aus und scheint sich vollkommen erholt zu haben.

20. August. Auf der Gößlalm mit Black. Ein wunderbarer Tag. Alle Berge mit Schnee bedeckt. Auf der Alm Alles leer. Die Dirndln sind mit dem Vieh auf schneefreie Triften tiefer gezogen. Ich treffe ein paar Burschen, die eine Hütte öffnen. Dort kochen wir Punsch, und ich steige dann zur Vordernbach hinunter.

22. August. Ich bin wie in alten Zeiten mit Helenen in die Hütte gefahren. Lutzi saß in der Plätte zu ihren Füßen, freudig bewegt, wie immer. Ein merkwürdiges Gefühl, wenn ich zurückdenke, wie ich vor 33 Jahren dort zum erstenmale war — allein. — Ich gehörte Niemandem und mir gehörte Niemand. Jetzt bin ich dreifacher Großvater.

29. August. Erich Schmidt kündigt sich für morgen an. Jetzt kommen die letzten Tage, und ein ungeheuerer Jammer faßt mich an. Die Sonne ist mit See, Wald und Berg zusammengewachsen und macht Alles märchenhaft innerlich schön. Der Grundlsee ist keine Decoration, er ist lebendig und geheimnißvoll; mit seinen Anhängern verkehrend, wird er schließlich Freund und Bruder. Ich fühle mich nirgends so zu Hause als auf ihm, an ihm, in ihm.

1888.

Grundlsee, 26. August 1888.

Meine liebe Helene!

Noch einige Tage, und ich rücke ein, und diesmal wird die Frohn stärker als je. Ich habe wenig Freude gehabt, kaum vierzehn schöne Tage, aber trotzdem stimmt mich der Gedanke an die Abreise trübe. Das Traurigste ist die Ausräumung des Blockhauses, mir ist, als nehme ich von einem alten, lieben Freund auf immer Abschied. Wie viel Erinnerung klebt an den braven Holzwänden. Ich werde das alte Haus wieder finden, wie es war, aber doch ganz anders. Der See spritzt in wilden Sturmesnächten nicht mehr an die Fenster, und das Heimchen, das so viele Jahre zirpte, wird auch wohl vertrieben werden. Man verträgt solchen Wechsel schwer, wenn man eine gewisse Anzahl von Jahren auf dem Nacken hat. Ich wenigstens werde mit jedem Jahre conservativer und knorriger, es biegt sich nichts mehr in mir. Aber es muß sein. Die vordere Mauer senkt sich, wenn auch wenig sichtbar, die Thüren schließen nicht mehr, die Thürstöcke sind verschoben. Ich merkte es schon im vorigen Jahre, aber ich möchte meinem Blockhause den Schimpf nicht anthun, ihm Uebles nachzusagen. Kompert hat eine Novelle „Kuhhaar", die behandelt eine ähnliche Geschichte. Ein alter Jude hat einen Lehnstuhl, von dem er mit Stolz behauptet, er sei ein roßhaarener. Als sich

herausstellt, daß er nur mit Kuhhaar gepolstert, verläßt er ihn weder Tag noch Nacht, damit die Schande seines Lieblings nicht offenbar werde.

Wien, 2. September 1888.

Meine liebe Zerline!

Die erste Vorstellung*) wäre glücklich vorüber; sie ging brillant. Nach dem ersten Acte (der Scene zwischen Baumeister und mir) wurde minutenlang applaudirt. Auch die Barsescu war ausgezeichnet; das Haus war überfüllt ... Im neuen Theater fehlt's an allen Ecken und Enden. Leider sind es Fehler, welche der nicht zum Bau Gehörige kaum würdigen kann. Es ist unseren Behörden unendlich gleichgiltig, ob unsere Garderobe, Meubles, Bibliothek 2c. im Theater ist oder nicht; sie begreifen nicht, wie sehr das den Dienst erschwert, hie und da unmöglich macht. Nun, es ist die alte Geschichte: „Es muß gehen, und wenn's nicht geht, geht's doch!" ... Ueber Meixner weiß man nichts Gewisses, man sagt, es gehe schlecht ...

4. September 1888.

Liebe Zerline!

... Es ist merkwürdig, wie ruhig und theilnahmslos die Schauspieler der Eröffnung des neuen Theaters entgegensehen. Keiner verspricht sich Etwas davon. Mit Meixner geht es wohl bald zu Ende. Gestern hatte er einen Schlaganfall. Ein unersetzlicher Verlust für uns. So geht Einer nach dem Anderen — wann kommt die Reihe an uns? ...

5. September 1888.

Liebe Zerline!

... Es gibt nur Unangenehmes. Meixner ist heute in eine Anstalt gebracht worden; er ist gestört. Seine Tochter war seit gestern dreimal bei mir, sucht Schutz und Rath. Ich kann nicht eher eingreifen, bis nicht das Gericht mich zum Vormund bestellt ...

Vier Jahre früher hatte sich Meixner schon brieflich mit der Bitte an Gabillon gewendet, im Falle seines Ablebens der Vormund seiner minderjährigen Tochter werden zu wollen; er schrieb:

Lieber College Gabillon!

Sie werden es verzeihlich finden, wenn ich (als Komiker Nr. 763a) euch Alle zu überleben hoffe. Man kann aber trotzdem nicht wissen, ob (und wann) ich nicht einmal plötzlich in den Himmel berufen werde, denn da der Tag der Eröffnung des neuen Burgtheaters festgestellt wurde, so ist ja Alles möglich! Sollte mich also ein Engel hinüberführen in die himmlischen Gefilde, wo Beckmann und Reusche sehnsüchtig meiner harren, so bitte ich Sie nochmals, sich meiner verlassenen Tochter Marie vormundschaftlich anzunehmen ...

*) „Richter von Zalamea."

Und als die Eröffnung des neuen Burgtheaters unmittelbar bevorstand, sollte es auch zu Gabillon's Vormundschaft kommen; er schrieb wieder am 6. September an seine Frau:

Liebe Zerline!

Ich kann Dir heute nicht viel schreiben, ich habe alle Hände voll zu thun. Heut' Nacht ist Meixner gestorben — klag- und schmerzlos, ein Gehirnschlag tödtete ihn plötzlich. Ein schöner Tod, der manchem braven, guten Menschen nicht wird. Morgen wird er schon begraben, da er vor 12 Uhr gestorben. Ich muß zu Sonnenthal, zur Intendanz. Im anderen Zimmer sitzt die weinende Tochter, und daneben habe ich heute Abend den „Junker Tobias" zu spielen. Bei mir kommt Alles immer in Scheffeln — wenn das Glück nur auch einmal sich in dieser Ungeheuerlichkeit einstellen wollte! Gott sei dank! Du hast gepackt. Die Sonne scheint wunderbar, der Garten blitzt so vergnügt, als wollte er sagen: „Jetzt wird endlich einmal Sommer!"

Dein L. G.

7. September 1888.

Meine liebe Zerline!

... Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß ich halbe Tage in Meixner's Wohnung zubringen dürfte. Wir suchen und suchen in dem Wust von Papieren und finden nichts, was einem Testamente ähnlich wäre; er dürfte es im letzten Augenblicke vernichtet haben ... Ich schreibe diesen Brief in der Sitzung. Später muß ich wieder zu Meixner, die letzten Anordnungen für das morgige Begräbniß zu treffen. Er hat sich im Tode wenig verändert, er liegt mit zugekniffenen Lippen da. Auf den festen Zügen liest man deutlich: „So, jetzt werde ich die Sache eruiren!" Soeben wird das Repertoire gemacht, Du trittst den 16. in „Glas Wasser" auf, am 17. ist das „Wintermärchen", wenn die Wolter da ist. O'Sullivan ist sehr krank. Bis jetzt ist noch keine Gewißheit, daß er reisen kann und darf ...

9. September.

... Heute Morgen endlich haben wir das Testament gefunden, klar und deutlich abgefaßt. Morgen oder übermorgen werde ich den Eid als Vormund leisten ... Das Leichenbegängniß war glänzend, Sonnenthal hielt die Grabrede und sprach sehr schön. Ich schlief heute volle 10 Stunden. Der gestrige Tag war aufreibend; von 9 Uhr Früh bis 5 Uhr immerfort auf den Beinen, dann „Uriel" und merkwürdigerweise besser gespielt als je. Also grüße mir See und Wald, sage meinem alten Blockhaus alles Schöne, es soll sich nicht kränken, in festerer Gestalt ersteht es neu!

Dein L. G.

Am 10. September schrieb Gabillon in sein Tagebuch: „O'Sullivan gestorben, die Wolter furchtbar zerstört."

17. September. Erste Decorationsprobe im neuen Hause. Alles sehr schön! — akustisch? Die großen Fehler sind nicht zu ändern und darum ist es unnütz darüber zu reden. Man hört überall und die Stimme klingt weich und

voll; das ist kein gutes Zeichen beim leeren Hause, es sollte mehr tönen und Widerhall geben. Nun, wir werden ja sehen.

23. September. Bestattung Schubert's. Ich sprach am Grabe, das Denkmal macht mir einen unbedeutenden Eindruck, Schubert, die Hauptfigur, steht im Winkel, die ihn bekränzende Muse erdrückt ihn.

1. October. Ein verhängnißvoller Monat, am 14. soll das neue Haus eröffnet werden und was ist bis dahin noch zu thun! Nach den neuesten Erfahrungen ängstigt mich die Akustik. Das leere Haus gibt zu wenig Widerhall, wenn es gefüllt, dürften wir mit großer Anstrengung sprechen müssen.

2. October. Probe zu „Wallenstein's Lager" im neuen Hause, ungemüthlich, ungewohnt und schwierig. Hoffentlich wird's besser. Es spielt sich schwer.

4. October. Der deutsche Kaiser besichtigte heute das neue Burgtheater und ergoß sich in Lobeserhebungen über das schöne, praktische Haus. O, wie tief würde er seinen Ausspruch bereuen, wenn er wüßte, was ich weiß. Erstes Auftreten der Wolter nach den Ferien. Das Publicum eiskalt! Wer ergründet die vielköpfige Menge?

5. October. Sitzung. Die alten Klagen, Alles wird überhastet! Wir kommen sozusagen über Hals und Kopf ins neue Haus. Die Herrschaften, vom Oberbaurath angefangen, meinen, die Schauspieler seien nebensächlich, die Hauptbedeutung liege in dem albernen Steinklumpen, der wahrhaftig kein Kunstwerk ist, und in den Decorationen, die mindestens keine Raffaels präsentiren! Die Besseren werden noch dahinter kommen.

8. October. Vollständige „Götz"-Probe im neuen Hause. Trostlos! Die Mängel treten drohend und mit erschrecklicher Klarheit hervor. Die Maschinerie ist ein Unding; wird von der alten Burgtheaterart glänzend geschlagen, darum all diese Millionen, und darum das herrlichste Institut ruinirt!

9. October. Näher und näher rückt die Zeit des Abschiedes. Morgen spiele ich im alten Burgtheater zum letztenmale! Eine neue Zeit bricht herein, sie wird wohl ihre Berechtigung haben. Mein Wahlspruch war immer: „Alles was kommt, mußte kommen, es war nothwendig." Also ist dieser elende Flunkerkram mit seinem falschen Glanze nothwendig? Es ist nothwendig, daß hier die wahre, echte Kunst ruinirt wird, wie es bereits anderwärts geschehen. Ein einziges wirkliches Theater in der Welt wäre ja auch Unsinn!

10. October. „Nathan der Weise." Ein großer Abschnitt, ich habe zum letztenmale im alten Burgtheater gespielt. 35 Jahre! Wie viel Leiden, wie viel Freuden schließt dieser lange Zeitraum ein! Wie schwer wird's Einem in späteren Jahren, seine Heimat zu verlassen, sich neu anzusiedeln. Das Burgtheater war meine eigentliche Heimat. Dieser neronische Circus wird's niemals werden, und lebte ich hundert Jahre! Ich habe, Gott sei dank, den „Derwisch" heute Abends so gut gespielt, wie ich ihn überhaupt spielen kann. Die Rolle paßte schon meiner schauspielerischen Natur, aber nicht meiner Figur. Mit solchen germanischen Knochen spielt man keinen Araber.

11. October. „Wallenstein's Lager." Generalprobe im neuen Hause. Also zum erstenmale wirklich im neuen Hause gespielt. Niemanden hat's gefreut, weder die Schauspieler noch das Publicum; kalt, kalt und unbehaglich! Hoffent-

lich wird's besser. Der Kaiser mit dem König von Sachsen und dem Großherzog von Toscana wohnten der Vorstellung bei. Das Haus hat noch tausend Mängel. Die Ventilation ist unzureichend, sie verursacht nur Zug, tödtlichen Zug, wird das nicht geändert, so sind wir in Kurzem durch und durch rheumatisch. Die Beleuchtung ist gut. Die Garderoben prachtvoll und praktisch. Witch fühlt sich sehr heimisch. Ueber Akustik darf man heute noch nicht sprechen, von der Gewohnheit hängt allzuviel ab. Also hinein ins Fegefeuer — ob wir später in den Himmel oder in die Hölle kommen, das wissen die Götter — sie mögen uns gnädig sein.

12. October. Die Regiesitzung war heute ziemlich unerquicklich. Wir werden nur mit Schwierigkeiten ein Repertoire schaffen. Ueberall Hindernisse; noch weiß man nicht, ob es an dem Unfertigen oder an dem System liegt. Ich fürchte letzteres. Die Beschaffung der Decorationen, will heißen der Transport, ist über alle Maßen schwierig und kostspielig. Dies Deficit! Aus dem k. k. Hofburgtheater wird später ein Nationaltheater werden, der Kaiser kann das nicht Alles aus seiner Casse zahlen. Wenn ich's nur nicht erlebe. Letzte Vorstellung im alten Hause „Iphigenie".

In Gabillon's Tagebuch findet sich über jenen denkwürdigen Abend keinerlei Aufzeichnung. Der Abschied that ihm wohl zu weh. Das Publicum hatte sich in großen Mengen herzugedrängt; um $^1/_2$6 Uhr Morgens schon standen die ersten Galleriebesucher an der Einlaßpforte! Vor dem Anfange beherrschte eine sonst ungewohnte Aufregung das überfüllte Haus, die sich erst mählich legte, als die Vorstellung, die durchwegs vortrefflich war, begann. Die Wolter, die nach dem Tode ihres Gatten die „Iphigenie" zum erstenmale wieder spielte, wurde beim Sprechen des Parzenliedes so tief ergriffen, daß sie das Weinen nur mühsam unterdrückte, und in der mächtigen Erregung brach die weiche Fülle ihres Organs in nie gehörtem Wohllaut durch die niedergekämpften Thränen durch, und die ohnedies gehobene Stimmung im Publicum steigerte sich zur nicht endenwollenden Begeisterung.

Im großen Zwischenacte machte Gabillon einen Rundgang durch das Theater, von den liebvertrauten Räumen letzten Abschied zu nehmen. Zuerst betrat er das sogenannte Conversationszimmer, das nur selten besucht wurde wegen seiner Entfernung von der Bühne, hie und da bei Raummangel für La Roche oder Sonnenthal als Garderobe in Verwendung kam, und eigentlich dem Carcer einer fidelen Universität ziemlich gleich sah, an seinen hellen Wänden launige Zeichnungen und Verse aufwies, die von vielseitig begabten Schauspielern herrührten. Die besten darunter von Fritz Kraste l, dem einstigen Studenten. Durch ein Gewirre von winkligen Treppen und Gängen ging es nun ins Regiezimmer, das auch einfach genug gewesen ist. Es lag so tief, daß der Boden der Hofreitschule, in die das breite

Fenster mündete, fast auf gleichem Niveau mit dem Fensterbrette war, an welchem zwei aneinanderstoßende große Schreibtische standen. Wie viel ist an diesem Platze gearbeitet worden! Dort galt es bei Abänderungen in fliegender Hast die nöthigen Anordnungen zu treffen, Rapporte und Anweisungen auszufertigen, Neubesetzungen zu erwägen, Collecten der collegialen Mildthätigkeit zu unterbreiten, die immer reichlich gezeichnet wurden. Unfern vom Schreibtisch, rechts an der Wand, war ein alter, grüner Divan, auf dem im Jahre 1848 in den denkwürdigen Märztagen, respective Märznächten Carl La Roche mit seinem Hunde sanft und gut geschlafen, als es ihm in seinem eigenen Quartier nicht mehr sicher genug vorkam. Auch mit Nahrung wurde er dort aufs beste versorgt, denn sein junger Freund Theodor Demuth, der eben erst von Leipzig nach Wien gekommen und in die Gerold'sche Buchhandlung eingetreten war, brachte ihm das Essen täglich aus dem gegenüberliegenden Michaeler-Wirthshaus. So hatte das Burgtheater selber seinen Carl La Roche behütet. In der Ecke links stand neben einem schmächtigen Pianino, das bei Musikproben benützt wurde, ein weiß glasirter, runder Empire-Ofen, der auch seine Erinnerungen hatte. Hinter diesem wurde Meixner von Baumeister einmal eingeklemmt, als er den reckenhaften Collegen gar zu sehr ergrimmt hatte, doch von ihm wiederum großmüthig in Freiheit gesetzt, als es Laube's „classischem Winkelschreiber" eben zu schwül werden wollte. An das Regiezimmer war ein ganz kleiner Raum anstoßend, in dem nicht viel mehr als ein Schreibtisch und ein hoher Schrank Platz gefunden, und keinen andern Ausgang als in das Regiezimmer besaß; darin hatte sich während des Zusammenstoßes zwischen den beiden Künstlern ein jüngerer Schauspieler befunden, der nach Meixner's Entfernung auch flugs enteilte, aber nicht ohne Baumeister die Hand zu drücken und zu sagen: „Ich habe nichts gesehen, aber es war sehr gut." Ein anderesmal saß Mitterwurzer an einem der Schreibtische, Meixner an dem zweiten, Mitterwurzer schaute seinen Collegen durchdringend an und sprach kurz: „Wie heißen Sie?" „Meixner", war die, etwas scharf und betroffen gegebene Antwort: „Es muß sehr langweilig sein, sein Leben lang immer Meixner zu heißen!" sagte ersterer und verließ das Regiezimmer. Tagsüber war der Raum ziemlich düster, Abends bei Lampenlicht aber ganz anheimelnd, und der Versammlungsort aller im Theater anwesenden Mitglieder, die entweder erst spät auf die Scene kamen oder die überhaupt nur Theaterluft athmen wollten. Natürlich traf da oftmals eine geistreiche und muntere Gesellschaft zusammen, und unter all den mächtigen Organen, die gegen die niedere Decke schlugen, war das von Gabillon nicht am seltensten zu hören. Auch

dort hatten seine Hunde einen reservirten Platz gehabt, und er verließ das Zimmer nicht, ohne einen langen Blick nach jener dunklen Ecke zu werfen, in der seine Lieblinge stets seiner geharrt. Zum wirklichen Conversationszimmer, in dem sich die Schauspieler während der Proben versammelten, wurde die auf der Bühne gelegene Damengarderobe, das war ein mittelgroßes Zimmer mit Alkoven, den ein Vorhang abschloß, unbequem über alle Maßen, denn es hatte nur einen Ausgang, den auf die Bühne, und ein einziges Riesenfenster, zu dem eine Stufe emporführte, das auf den Michaelerplatz ging. Dort saßen die Künstler und Künstlerinnen während der Probepausen, überlasen ihre Rollen, kritisirten Stück und Darsteller, meist nicht ernsthaft und nicht sanft, sondern mit irgend einem Witzwort, das oft besser und länger saß als irgend eine tiefbohrende, ernst gemeinte Zeitungskritik. Von da ging es zum schwersten Abschied: zu Gabillon's Garderobe. Die war für den großen Mann freilich etwas eng gerathen; denn neben dem kleinen Toilettetisch mit dem gelbpolirten Schminkspiegel, an dem zwei einfache Messingleuchter angebracht waren, noch aus Kaiser Josef's Zeiten stammend, einem wuchtigen Ledersessel, der gewiß nicht jünger war, blieb nicht viel Platz mehr übrig. Und so konnte es geschehen, daß wenn Gabillon sich beim Umzug seiner großen Ritterstiefel oder Eisenschienen entledigen wollte, die Thür geöffnet werden mußte, durch die er, im Sessel sitzend, den Fuß hinaus auf den Gang streckte, wo der Garderobier kniete und den „Ritter von Bosesen" oder „Don Lope" von der betreffenden Fußbekleidung befreite. Unter dem Toilettetisch lag ein altes Stück Teppich, Gabillon zeigte darauf und sagte traurig: „Auf diesem Platze lagen im Laufe der Jahre alle meine Hunde." An der Eingangsthüre der Garderobe hing in früherer Zeit oft ein Bund Talgkerzen, der neben den reichlich angebrachten Gasflammen befremden mußte. Das war noch eine Reminiscenz an Maria Theresia, die angeordnet hatte, daß eine bestimmte Anzahl Wachskerzen den Schauspielern für ihr oft nothwendiges Studiren bei Nacht geliefert werde. Der Brauch dieser Naturalleistung, die nach und nach zu Talglichtern herabgedrückt wurde, ist noch in Kraft geblieben, als man die Bedeutung derselben schon längst vergessen hatte. Gabillon gebrauchte die Kerzen zum Putzen seiner Gewehre und Waffen, und hatte sogar einmal einen Jagdhund, der sie ihm mit Leidenschaft wegfraß. An Gabillon's Garderobe war die seines Freundes Schöne anstoßend, und die Reihe der Theateranekdoten wurde durch all den Ulk, den Beide in gegenseitiger Neckerei dort trieben, erheblich vermehrt. Nun zogen sie in neue, größe, mit aller Eleganz ausgestattete Ankleidezimmer, und doch hatte keiner eine Freude

daran; mit wahrem Ingrimm wurden die neuen Herrlichkeiten in Gebrauch genommen, und das Lied vom Heimweh nach dem verschwundenen alten Hause auf dem Michaelerplatz wird klingen, solange es noch Schauspieler gibt, die auf jenen ehrwürdigen Brettern Komödie gespielt. Als nach dem Ringtheaterbrande im December 1881 der Kaiser unversehens alle Räume seines Burgtheaters in Augenschein nahm, um sich von den Sicherheitsmaßregeln dort selbst zu überzeugen, war er erstaunt über die peinliche Ordnung und die militärische Pünktlichkeit, die in jenen engen Gelassen gehandhabt wurde und das Umsichgreifen eines Brandes fast ausschloß. An jenem letzten Abschiedsabende nahm sich jeder der Schauspieler ein Andenken mit: Gabillon seinen alten Spiegel, den vor ihm Wilhelmi gehabt, später brachte er käuflich die Drahtgitter des eisernen Vorhanges an sich, aus denen er das Balkongitter seines Grundlseer Blockhauses zusammenstellte. In Hartmann's Besitz ist der große Reichsadler, der die Bühne krönte, in Sonnenthal's Garten steht der alte, graue Souffleurkasten, der sich zum Schutze über Laube's Büste wölbt. Während Sonnenthal nach Schluß der „Iphigenie" den Epilog von Alfred v. Berger sprach, nahm das ganze Burgtheaterpersonal der Anciennität nach Aufstellung auf der Scene; so kam es, daß Ludwig und Zerline Gabillon die Reihen der Collegen und Colleginnen miteröffneten, Beide mit wenig Erfolg gegen ihre tiefe Rührung ankämpfend.

Nach dem letzten Fallen des Vorhanges blieben die Schauspieler noch auf der Bühne, man brachte Champagner für den Abschiedstrunk. Zum Schlusse wurden die leeren Gläser an den Coulissenbäumen zerschellt, dann verließ lautlos Einer nach dem Andern durch den dunklen, engen Bühnenausgang für immer das alte Burgtheater.

Gabillon's Tagebuch berichtet weiter:

14. October. Prolog. „Esther." „Wallenstein's Lager." Endlich! So ist er da, der große Tag. Merkwürdig genug, ich war fast gar nicht aufgeregt. Die Vorstellung ging glatt und ruhig. Das Publicum war zerstreut, abgezogen durch das neue Haus. Eine kolossale Demonstration für Kaiser und Kaiserhaus, echt und herzlich! Wien ist nicht republikanisch. Nach der Vorstellung großes Souper, wo Alles zu den beiden Theatern Gehörige geladen war. Sehr animirt! Blieben lange.

17. October. Die heutige „Götz"-Probe jammervoll. Wir probirten am letzten Act $3^1/_2$ Stunden.

19. October. Alles glättet und ebnet sich nach und nach. Die Vorstellung gestern verlief besser, als wir Alle glaubten, wenn auch der weite Raum das Intime der Darstellung unmöglich macht, so werden doch wenigstens die Schau-

spieler verstanden — außer in den Theaterlogen; diese Localitäten sind mehr dazu gemacht, vom Theater zu entwöhnen als dazu anzureizen. Man sieht nicht, man hört nicht und plaudert demnach. Sonnenthal hat seine Entlassung als Director eingereicht.

21. October. Die Klagen über das neue Theater mehren sich. Auch Demel ist unzufrieden, die Credenz ist so klein, daß er nicht einmal sein Gefrorenes placiren kann, da es an Nebenräumen fehlt. Er muß seine Victualien sammt den Eiskübeln die Prachttreppe passiren lassen, was nicht geringes Aergerniß erregt.

23. October. Wlassack wurde nach Berlin geschickt, um die schwebende Förster-Frage endlich zu fixiren. Förster will und hat Aussicht, daß auch seine Mitactionäre wollen.

24. October. Es ist entschieden, Förster ist frei, und demnach Director — ein Glück für unseren Wankestaat. Er soll am 1. November eintreffen und die Geschäfte übernehmen.

26. October. Ein zweiter Artikel Speidel's, der Förster's Bedeutung auf ein richtiges Maß zurückführt. Er nimmt ihn hin, weil kein Anderer da ist, sucht aber alle Dummheiten, die Förster vor Jahren gemacht, ans Tageslicht zu ziehen.

31. October. Abends in „Fedora", Sarah Bernhardt eminent, der dritte Act ein Meisterstück von Technik und scheinbarer Wahrheit. Berton (Louis) ein häßlicher, ungraziöser Mensch, aber temperamentvoll und echt.

1. November. „Die Ahnfrau" wurde gut gespielt und klang auch nicht übel, aber es ist nicht mehr das Burgtheater. Böse Geister sitzen auf der Bühne, hinter den Coulissen, in uns, um uns. Wir sind tief traurig und gedrückt — wir fühlen instinctiv: es geht ans Sterben. Das alte Burgtheater hätte die Umpflanzung noch ertragen, aber die schlechte Erde und der eiserne, kalte, unwirthliche Boden nimmt uns die Kraft. Wir erholen uns nicht mehr.

4. November. Heute Mittag wurde uns Förster durch Bezecny vorgestellt, der Mann sieht alt und krank, nicht dauerhaft aus. Wehe, wenn ihm die jetzt nöthige Energie fehlt. Was er nicht im ersten Ansturm erreicht, wird er später nicht mehr erreichen. Förster sprach gut und verständig, Bezecny herzlich und warm.

9. November. „Cornelius Voß", ein langsames, zusammengequältes Stück, das durch das neue Burgtheater nicht gewinnen konnte. Es fiel mit Anstand durch. Die Zeitungen sprechen vom langsamen Tempo — kein Verschulden der Schauspieler — die Akustik des Hauses duldet keine Plauderei. Die Worte würden durcheinanderquirlen wie Bohnen in der Kaffeemühle.

11. November. „Die Räuber" mit neuer Besetzung. Reimers (Schweizer) vortrefflich.

12. November. Heute Morgen machte ich einen langen Spaziergang durch die gefrorenen Felder und Weinberge. Ueberall Schweigen, Ruhe und kalter Sonnenschein, ich lief mit den Hunden um die Wette, wer war glücklicher — ich, oder Black und Witch? In einigen Jahren wird's wohl überall bebaut sein, nun — dann laufe ich nicht mehr um die Wette.

daran; mit wahrem Ingrimm wurden die neuen Herrlichkeiten in Gebrauch genommen, und das Lied vom Heimweh nach dem verschwundenen alten Hause auf dem Michaelerplatz wird klingen, solange es noch Schauspieler gibt, die auf jenen ehrwürdigen Brettern Komödie gespielt. Als nach dem Ringtheaterbrande im December 1881 der Kaiser unversehens alle Räume seines Burgtheaters in Augenschein nahm, um sich von den Sicherheitsmaßregeln dort selbst zu überzeugen, war er erstaunt über die peinliche Ordnung und die militärische Pünktlichkeit, die in jenen engen Gelassen gehandhabt wurde und das Umsichgreifen eines Brandes fast ausschloß. An jenem letzten Abschiedsabende nahm sich jeder der Schauspieler ein Andenken mit: Gabillon seinen alten Spiegel, den vor ihm Wilhelmi gehabt, später brachte er käuflich die Drahtgitter des eisernen Vorhanges an sich, aus denen er das Balkongitter seines Grundlseer Blockhauses zusammenstellte. In Hartmann's Besitz ist der große Reichsadler, der die Bühne krönte, in Sonnenthal's Garten steht der alte, graue Souffleurkasten, der sich zum Schutze über Laube's Büste wölbt. Während Sonnenthal nach Schluß der „Iphigenie" den Epilog von Alfred v. Berger sprach, nahm das ganze Burgtheaterpersonal der Anciennität nach Aufstellung auf der Scene; so kam es, daß Ludwig und Zerline Gabillon die Reihen der Collegen und Colleginnen miteröffneten, Beide mit wenig Erfolg gegen ihre tiefe Rührung ankämpfend.

Nach dem letzten Fallen des Vorhanges blieben die Schauspieler noch auf der Bühne, man brachte Champagner für den Abschiedstrunk. Zum Schlusse wurden die leeren Gläser an den Coulissenbäumen zerschellt, dann verließ lautlos Einer nach dem Andern durch den dunklen, engen Bühnenausgang für immer das alte Burgtheater.

Gabillon's Tagebuch berichtet weiter:

14. October. Prolog. „Esther." „Wallenstein's Lager." Endlich! So ist er da, der große Tag. Merkwürdig genug, ich war fast gar nicht aufgeregt. Die Vorstellung ging glatt und ruhig. Das Publicum war zerstreut, abgezogen durch das neue Haus. Eine kolossale Demonstration für Kaiser und Kaiserhaus, echt und herzlich! Wien ist nicht republikanisch. Nach der Vorstellung großes Souper, wo Alles zu den beiden Theatern Gehörige geladen war. Sehr animirt! Blieben lange.

17. October. Die heutige „Götz"-Probe jammervoll. Wir probirten am letzten Act $3^1/_2$ Stunden.

19. October. Alles glättet und ebnet sich nach und nach. Die Vorstellung gestern verlief besser, als wir Alle glaubten, wenn auch der weite Raum das Intime der Darstellung unmöglich macht, so werden doch wenigstens die Schau-

ſpieler verſtanden — außer in den Theaterlogen; dieſe Localitäten ſind mehr dazu gemacht, vom Theater zu entwöhnen als dazu anzureizen. Man ſieht nicht, man hört nicht und plaudert demnach. Sonnenthal hat ſeine Entlaſſung als Director eingereicht.

21. October. Die Klagen über das neue Theater mehren ſich. Auch Demel iſt unzufrieden, die Credenz iſt ſo klein, daß er nicht einmal ſein Gefrorenes placiren kann, da es an Nebenräumen fehlt. Er muß ſeine Victualien ſammt den Eiskübeln die Prachttreppe paſſiren laſſen, was nicht geringes Aergerniß erregt.

23. October. Wlaſſack wurde nach Berlin geſchickt, um die ſchwebende Förſter-Frage endlich zu fixiren. Förſter will und hat Ausſicht, daß auch ſeine Mitactionäre wollen.

24. October. Es iſt entſchieden, Förſter iſt frei, und demnach Director — ein Glück für unſeren Wankeſtaat. Er ſoll am 1. November eintreffen und die Geſchäfte übernehmen.

26. October. Ein zweiter Artikel Speidel's, der Förſter's Bedeutung auf ein richtiges Maß zurückführt. Er nimmt ihn hin, weil kein Anderer da iſt, ſucht aber alle Dummheiten, die Förſter vor Jahren gemacht, ans Tageslicht zu ziehen.

31. October. Abends in „Fedora", Sarah Bernhardt eminent, der dritte Act ein Meiſterſtück von Technik und ſcheinbarer Wahrheit. Berton (Louis) ein häßlicher, ungraziöſer Menſch, aber temperamentvoll und echt.

1. November. „Die Ahnfrau" wurde gut geſpielt und klang auch nicht übel, aber es iſt nicht mehr das Burgtheater. Böſe Geiſter ſitzen auf der Bühne, hinter den Couliſſen, in uns, um uns. Wir ſind tief traurig und gedrückt — wir fühlen inſtinctiv: es geht ans Sterben. Das alte Burgtheater hätte die Umpflanzung noch ertragen, aber die ſchlechte Erde und der eiſerne, kalte, unwirthliche Boden nimmt uns die Kraft. Wir erholen uns nicht mehr.

4. November. Heute Mittag wurde uns Förſter durch Bezecny vorgeſtellt, der Mann ſieht alt und krank, nicht dauerhaft aus. Wehe, wenn ihm die jetzt nöthige Energie fehlt. Was er nicht im erſten Anſturm erreicht, wird er ſpäter nicht mehr erreichen. Förſter ſprach gut und verſtändig, Bezecny herzlich und warm.

9. November. „Cornelius Voß", ein langſames, zuſammengequältes Stück, das durch das neue Burgtheater nicht gewinnen konnte. Es fiel mit Anſtand durch. Die Zeitungen ſprechen vom langſamen Tempo — kein Verſchulden der Schauſpieler — die Akuſtik des Hauſes duldet keine Plauderei. Die Worte würden durcheinanderquirlen wie Bohnen in der Kaffeemühle.

11. November. „Die Räuber" mit neuer Beſetzung. Reimers (Schweizer) vortrefflich.

12. November. Heute Morgen machte ich einen langen Spaziergang durch die gefrorenen Felder und Weinberge. Ueberall Schweigen, Ruhe und kalter Sonnenſchein, ich lief mit den Hunden um die Wette, wer war glücklicher — ich, oder Black und Witch? In einigen Jahren wird's wohl überall bebaut ſein, nun — dann laufe ich nicht mehr um die Wette.

15. November. Ich war gestern bei Charlotte Wolter, ich dankte ihr für kleine Andenken, die sie nebst Sullivan's vortrefflichem Bild uns brachte. Sie ist eine Gottbegnadete; um diese gute Fünfzigerin ist ein Charme und eine Schönheit, man kann zehn junge Mädchen von heute damit ausstatten.

17. November. „Maria Magdalena", die Wolter prachtvoll. Sie wächst täglich, wird reiner, edler und fertiger. Einen äußeren Erfolg gab's nicht. Das Publicum eiskalt. Das Stück wäre neu in diesem Hause durchgefallen.

20. November. „Uriel Acosta." Ich war unwohl, stark nervös, habe unsicher und viel schlechter, als erlaubt ist, gespielt. Die verdammten Nerven!

22. November. Förster geht selbstständiger und schroffer vor als nothwendig. Er copirt Laube. Er macht das mit Ostentation, was aus Laube's gewaltthätigem Individuum ganz natürlich herauswuchs.

25. November. „Romeo und Julie." Vor Getöse und ängstlichem Hin- und Herlaufen habe ich nichts verstanden. Alle Intimität ist beim Teufel. Heute handelt es sich nicht mehr darum, ob gut gespielt wird, man fragt nur, ob die Verwandlungen ohne Pluzer gingen. Wie gerne ginge ich, wenn ich dürfte, wenn ich könnte.

29. November. „Uriel Acosta." Ich habe die Scharte ausgewetzt. „Van der Straaten" ist mir gelungen wie noch nie. Man machte nach der großen Scene sogar einen Versuch zu applaudiren.

5. December. „Die Eine weint, die Andere lacht." Die Wolter geht zusammen, sie wird kleiner und magerer, „fallen seh' ich Zweig auf Zweig".

9. December. „Narciß" mit neuen, prachtvollen Decorationen. Für das Costüm ist nichts gethan. Die kleinen Schauspieler sehen kümmerlich in diesen Prachträumen aus. Mittags: Theater an der Wien „Furcht vor der Freude". Zerline hat sich mit der zärtlichen Mutter über alle Erwartung gut abgefunden, sie war durchwegs echt, warm und wirksam, hatte einen großen Erfolg.

10. December. Decorationsprobe von „Richter von Zalamea". Die Herren Decorateure werden recht unbequem. Sie glauben wirklich, der Schauspieler sei nur Staffage für ihre sogenannten Kunstwerke. Der Teufel hole euch! Wir brauchten euch gar nicht; uns wäre besser ohne euch!

11. December. „Richter von Zalamea." Eine blasse Vorstellung; alle heiteren Scenen fallen in dem Hause ab.

19. December. „Götz von Berlichingen." Endlich ist der langgefürchtete Wau-Wau gebändigt. „Götz" ging ohne Störung, das heißt ohne Unglücksfall vorüber. Aber war das auch eine Burgtheater-Leistung? Nein! Die Schauspieler bedurften ihrer vollen Willenskraft, ihres ganzen Muthes, um in diesem Lärm oben zu bleiben. Alle Augenblicke ein Stoß wie von einem Sturmbock, jetzt knarrten die Räder, jetzt krachte ein Versetzstück und dazu unheimliches Dunkel und angsterfüllte Menschen.

20. December. Fast in allen Zeitungen werden die Uebelstände scharf gerügt. Wozu? Es nützt nichts, Fehler, die nicht zu ändern sind, fort und fort dem Publicum vorzureiten. Das verstimmt nur noch mehr.

22. December. Ich war Nachmittags bei Förster. Er ist tüchtig und energisch. Ob er es durchführt?

23. December. Ich ging mit Black auf die Schießstätte, er benahm sich besser als sein Herr. Er war gesittet, bescheiden, war freundlich gegen jedermann, erwarb sich allgemeine Anerkennung. Ich schoß schlecht. Was schlimmer, unregelmäßig, unverläßlich! Nebstbei habe ich mich erkältet.

24. December. Weihnacht!!! Eben komme ich von den Kindern; Schenken, Verschenken ist gar schön, aber beschenkt werden unbequem, ja lästig!

29. December. Ich darf nicht zum Zimmer hinaus, weder laut reden noch rauchen. Hart — für einen so unruhigen Geist. Wie viel bringt man aber an solchem Tag vor sich. Ich las heute „Die Frau vom Meere" von Ibsen ... Wenn dergleichen raffinirter Sinnenkitzel nur nicht so unendlich talentvoll gemacht wäre! ... Die ersten vier Acte so schlicht, so einfach. Die Charaktere wohl theilweise unerquicklich, aber durchaus wahr. Und dann dieser fünfte Act! Beim Schluß bricht der ernsthafteste Mensch in ein Höllengelächter aus. Nachmittags las ich zwei kleine Novellen von Saar, reizende Kleinmalerei, aber echt und gesund!

30. December. Erste Schröder-Vorstellung im neuen Hause. Mittags 1 Uhr „Krieg im Frieden".

31. December. (Sylvester.) Ich hatte weder Weihnachtsgefühl noch die Erregung beim Jahresschluß. Wo blieb die gehobene Stimmung, die sonst so helle und kecke Freude bei diesen bedeutungsvollen Festen? Antwort: im alten Burgtheater liegt das Alles tief begraben und wird nimmer auferstehen! Wir haben bereits einen Theil unserer köstlichsten Habe, unser eigentliches Handwerkszeug verloren, nämlich das Selbstvertrauen. Wir blicken nicht mehr frei, Einer geht dem Anderen aus dem Wege.

In einem Brief an seine damals in Prag wohnende Tochter, Frau Professor Fournier, kommt dieselbe Verstimmung über das neue Haus zum Ausdruck:

Wien, 28. December 1888.

Liebe Dora!

Ich habe Euch Weihnacht schwer vermißt. — Es war das erstemal, daß Du diesen Abend nicht im Hause der Eltern zubrachtest. Aber das Mädi hat natürlich stärkere Rechte, die ich ihm herzlich gerne zugestehe — dem lieben Schatz. — Ich hätte Dir's sogar verargt, wenn Du das kleine Ding verlassen hättest.

Wir wandeln in tiefer Betrübniß dahin. Wir haben das Gefühl: mit uns geht's zu Ende! Wir sind auf einer schiefen Ebene und rutschen unaufhaltsam bergab. Wo blieb die alte Heiterkeit, der frohe, manchmal freche Uebermuth auf den Proben? Dahin, Alles dahin! Es ist unglaublich — ein Theater wie das Burgtheater, das Wahrzeichen, der Thurm der dramatischen Kunst, wird von heute auf morgen, durch bloßen Unverstand vollständig zu Grunde gerichtet, die bedeutendsten Schauspiele zum Theil lahmgelegt. — Was Du in den Blättern von Aenderungen liesest — ist Unsinn! Die Capitalfehler sind nicht zu ändern, und an den Kleinigkeiten ist verflucht wenig gelegen. Die Sache verläuft aber doch nicht so glatt, wie vielleicht ein verehrliches Bau-Comité glaubt. Die Wiener sind erbittert, und täglich steigt diese Erbitterung! Man schimpft, was Platz hat, und zwar mit Sinn und Verstand! Nur Wenige, ganz Wenige lassen sich durch den äußeren Glanz blenden. Merkwürdigerweise tadelt man

heute schon den Prunk, das Gold, den Marmor. Die Wiener fühlten sich ungemühlich in diesen weißen Wänden. — Ein Glück ist's, daß wir Förster haben, dieser energische Mann that uns Noth.

Durch allen trüben Nebel seh' ich aber den Grundlsee — nach ein paar Monaten seh'n wir uns überdies schon — und so wursteln wir uns fort — um mit Taaffe zu reden! — Grüße Deinen Mann, den ich ja in den nächsten Tagen sehe, und küsse das Mädi.

Dein

Gabillon.

Gabillon's Tagebuch setzt wiederum ein:

1889.

12. Jänner. Nach und nach wird's leerer im Burgtheater. Auch in der morgigen Mittagsvorstellung wird's mäßig werden.

14. Jänner. „Die Fremde." Die Franzosen sind trotz aller „Genialität", die ihnen der bescheidene Deutsche so bereitwillig zugesteht, doch im Grunde arme Teufel. Sie altern unendlich schnell. Diese „Fremde", beim Erscheinen bekränzt und göttlich schön gefunden, ist heute ein abgeschabtes, dünnes und in seinen Motiven lächerliches Ding. Warum gefiel das überhaupt? Wir sind in den letzten 15 Jahren doch klarer, reifer und gegen den Blödsinn strenger geworden.

20. Jänner. Heute ist dem Hasenauer die Adresse übergeben worden; Namen vom besten Klange erklären sich mit ihm solidarisch, indem sie ihm für das neue Burgtheater danken. Liebedienerei und Gevatterschaft machen sich in Wien breiter als sonst irgendwo. Aber diese Herren, die es für Pflicht halten, einen Kunstgenossen, der durch eigene Schuld sich in schwere Bedrängniß gebracht, mit ihrer künstlerischen Ehre zu schützen und zu decken, sollten doch bedenken, daß die Werke der bildenden Kunst dauerhaft sind, daß nachfolgende Geschlechter über diese „guten Kameraden" zu Gericht sitzen werden. Das Wort verfliegt, kein späterer Kunstrichter kann sich eine Entscheidung darüber zutrauen. — Doch Saxa manent ac loquuntur . . . Die Adresse hatte nicht ein Schauspieler unterzeichnet.

21. Jänner. Heute Leseprobe von „Bruder Hans". Ein reinliches, nettes, aber mattes Stück. Iffland guckt aus allen Falten. Heute wurden Baumeister, Schöne, Hartmann decorirt. Hübner, Devrient, Barsescu erhielten das Decret.

22. Jänner. „Nathan der Weise," Decorationen prachtvoll, Vorstellung uns und dem Publicum gleichgiltig. Hallenstein ängstigt mich. Die Nervosität nimmt schändliche Dimensionen an.

25. Jänner. „Ein Tropfen Gift." Ich war frisch und lustig. Vor Allem ganz sicher. An solchen Abenden bin ich glücklich, da ist die Komödie keine Arbeit, sondern wirklich ein Spiel.

30. Jänner. Alle Theater geschlossen. Kronprinz Rudolf todt! Drei Worte, welche schwer in der Weltgeschichte wiegen. Ein furchtbares, trostloses Ende. — Mein armer, guter Kaiser!

1. Februar. Tausend verschiedene Gerüchte über das Ende des unglücklichen Kronprinzen laufen durch die Stadt. Jeder erzählt etwas Anderes und Jeder will das Richtige wissen.

2., 3., 4. Februar. Ein förmlicher Fanatismus bemächtigt sich jener Classe von Menschen, denen es Ehrensache ist, über alle Scandale genau unterrichtet zu sein. Sie erzählen flammenden Auges die verrücktesten, dümmsten Geschichten und sind tödlich beleidigt, wenn man ihnen widerspricht. Zu diesen gehört N. N., welcher den Freiherrn und alle möglichen einträglichen Aemter nur dem Kaiser verdankt — der ganz gewöhnliche Anstand sollte ihm einige Zurückhaltung auferlegen. Doch, was wissen solche Menschen von Rücksicht und Dankbarkeit? . . . Nun, mein Gott, leichtlebig mag der junge Habsburger gewesen sein (wir waren's auch und sind heute tüchtige Kerle), aber genial war er, hochbegabt, freisinnig und von seltenem Wissen und Talent. Und dann, mag's sein wie es will, jeder Mensch mit einem Funken Noblesse wird jetzt vor Allem an den armen Kaiser denken, der in diesem Augenblicke einer der bejammernswertheſten Menschen im weiten Oesterreich ist. Er hat wenig Freude auf Oesterreichs Thron gehabt, Kummer, Sorge, Bedrängniß gingen ihm meist nahe genug zur Seite. Ich hätte so gerne dem N. N. das Oberste zu unterst gekehrt, aber wir waren bei X. und ich durfte keinen Scandal anfangen.

5. Februar. Heute wird Rudolf begraben. Es wogt durch die Straßen ein Meer von Menschen — überall Weiber voran. Alles ist schwarz beflaggt, nur die Kirchen nicht! Die Geistlichkeit setzt sich aufs hohe Roß, sie predigen von der Kanzel gegen den Selbstmord.

7. Februar. Aus allen Theilen des Landes, besonders aus Ungarn kommen die herzlichsten Beileidsbezeigungen.

8. Februar. Das Theater wurde vom 30. Jänner bis 9. Februar geschlossen.

13. Februar. Förster scheint unglücklich, daß er nicht mehr spielen darf, man sieht es an der Leidenschaft, mit welcher er alten und jungen Schauspielern die Rollen vorspielt.

16. Februar. „Bruder Hans" zum erstenmal. Ich hatte einen außerordentlichen Erfolg, rettete durch eine Scene den letzten Act. Die Stimmung hob sich im Lachen und, wenn das Publicum im Lustspiel lacht, ist Alles gewonnen. Sämmtliche Blätter loben mich über Gebühr.

17. Februar. „Bruder Hans" zum zweitenmale. Für die Hartmann ist das Stück ein Markstein. Sie spielte zum erstenmale eine komische Alte und prachtvoll! Sie erinnerte lebhaft an die Haizinger. „Bruder Hans" lebt noch sehr lange.

18. Februar. „Aria und Messalina." Der junge Wagner als „Markus" that sich in einer Scene hervor.

20. Februar. Paul Schlenther las bei den Literaturfreunden über Ibsen. Im Uebrigen ist er ein reizender Mensch, der fein und schneidig schreibt, ebenso spricht; diese kleine norwegische Schwäche kann man ihm schon verzeihen. Wir saßen nach der Vorlesung noch bis gegen 2 Uhr im Wirths- und Kaffeehause beisammen.

24. Februar. Heute Morgens Leseprobe von den „Wilddieben". Der „Dichter?" will nicht genannt sein. Ich habe heute den „Meister von Palmyra" an Speidel geschickt. Ich bin neugierig, ob und wie hoch er die Dichtung schätzt. In München zweifelhafter Erfolg — was beweist das?

26. Februar. „Maria Stuart." Letzte Gastrolle der Lewinsky. Sie wurde engagirt.

1. März. Ich habe gestern die „Wildente" gelesen. Die meisten Rollen charakteristisch angelegt und durchgeführt. Ibsen will beweisen, daß alle großen Fragen im Leben von den ehrlichsten Menschen verkehrt an- und aufgefaßt werden. Diese Verkehrten sind gute, tüchtige, herzensreine Naturen, die nur Edles und Gutes anstreben. Doch kann man diese Leute ändern? Nein! Das liegt in unserer kranken Zeit, und es ist wahrlich nicht erquicklich, auf diesem faulen Pferde zu trotten. Diese bösen Charaktere in seinen Stücken sind Ekelhafte, Nichtswürdige, die uns nicht einmal mit Geist imponiren. Die „Gespenster" lese ich heute Abend. In dem Stück soll ein starker Zug sein. Speidel ist entzückt vom „Meister von Palmyra".

4. März. „Krieg im Frieden" bei ausverkauftem Hause. Die derben Sachen, die dramatische Decorationsmalerei gefällt in dem neuen Hause. Der große Raum kann die groben Effecte leicht verschlingen. Das Publicum sieht aus der Situation — der immer drastischen — den Gang der Handlung, da schadet's nicht, wenn man die Hälfte der Worte nicht hört.

7. März. Decorationsprobe zu „Wallenstein's Tod". Mühselige, undankbare Arbeit! Wie leicht ging das Alles im alten Hause.

9. März. „Der Richter von Zalamea" bei überfülltem Hause. Die Vorstellung ging gut. Aber welche Anstrengung kostet es, den Charakter auszubeuten, ihn zur Geltung zu bringen. Ohne Plafond verliert sich der Ton, und wenn man ihn ums Doppelte verstärkt. Man wird allerdings auch verstanden, wenn man leise spricht, aber Alles ist dann ohne Saft und Kraft. Ein Charakter wie der „Lope" will so gesprochen werden, daß ein Widerspruch unmöglich. Das kostet viel Lunge. Im alten Burgtheater that's die Hälfte.

11. März. Die Proben von den „Wilddieben" beginnen. Das Stück macht auf mich die Wirkung, als ob ein leidenschaftlicher Anekdotensammler in einem Athem zwanzig Anekdoten erzählt. Es ist ja gleichgiltig, ob das zusammengehört oder nicht.

19. März. „Wilddiebe" zum erstenmale haben natürlich gefallen. Gespielt wurde vortrefflich.

20. März. „Die Wilddiebe." Die Kritik zerfetzt das Stück nach Gebühr, die Darstellung wird über Gebühr gelobt, das sichert einen Cassenerfolg.

21. März. Vorlesung im Verein der Literaturfreunde. Ich las den „Münchhausen im Vogelsberg". Es gefiel — ich gefiel mir nicht, die vielen Proben und Spielabende hatten mich ermüdet.

28. März. „Waise aus Lowood" wirkt heute wie ein Schattenspiel.

29. März. „Egmont." Ich war zum erstenmale mit mir zufrieden.

3. April. „Verarmter Edelmann." Ich spiele noch immer den „Bevallan", eigentlich merkwürdig.

Grundlsee, 22. Juli. Eine lange Pause. Im Trubel vergaß ich mein Tagebuch. Ich bin von Natur ein Bummler, weiche ich einmal vom gebahnten Wege ab, so verliere ich mich in phantastische Wildniß. Es ist nichts Außerordentliches passirt. Eine starke Arbeit gelang mir — ich lernte den „Thoas" für den erkrankten Hallenstein in vier Tagen. Das ist in meinen Jahren immerhin etwas. Förster erkrankte bedenklich. Er mußte hinaus aufs Land, sein Blut zu verbessern. Wenn das so leicht ginge mit 60 Jahren! . . . Ich glaube nicht, daß er uns mag, aber er ist besser als mancher Andere, er bringt Ordnung und Disciplin in die verlotterte Wirthschaft! Die Politik hat mich in den letzten Monaten von meinem gewöhnlichen Thun ferngehalten. Der Krieg ist meiner Ansicht nach unvermeidlich, und welch ein Krieg muß das werden! Ein Schlachten wird's. Ich bin mit Leib und Seele Oesterreicher geworden, Alles, was ich habe und bin, verdanke ich Oesterreich. Gott gebe ihm Sieg! Ich bin Wiener Bürger geworden und habe mein Testament gemacht. Meine Zerline gleichfalls. Ich denke noch nicht an die letzte Reise, aber wer weiß, wie Freund Hein über uns disponirt. Ich hatte schon am 26. Juli Urlaub. Ich freute mich und ging dennoch zögernd, das verwünschte Theater steckt mir tiefer in den Knochen, als ich selber zugeben mag. Die Hohenfels hat Berger geheiratet. Am Grundlsee gab's Arbeit über Arbeit. Das neue Haus, der neue Wald, Alles mußte geordnet, fast neu hergerichtet werden. Zerline ist gut und lieb . . . Es ist bald 12 Uhr; gewöhnlich gehe ich um 10 Uhr schlafen, wenn mich nicht schlechtes Wetter aufs Wasser lockt. Wir hatten bis jetzt meistens Sonnenschein.

23. Juli. Im neuen Walde wird fleißig gearbeitet; ich gewinne täglich an Kraft, bin wieder der Alte. Die schwierigsten Arbeiten strengen mich kaum an.

1. August. Jetzt geht's bergab. Eigentlich bin ich noch nicht recht zur Besinnung gekommen. Ich habe bis jetzt vom Morgen bis zum Abend gearbeitet. Wann werde ich die Früchte meiner Arbeit genießen? Aber liegt nicht eigentlich der Reiz in der Arbeit? Von der Wolter kommen schlechte Nachrichten, sie soll recht krank sein. Was wird mit der Tragödie? Das Genie sollte unsterblich sein! In der Politik ein Lichtstrahl. Die Rede des Regenten Ludwig: „Seid deutsch, ihr Oesterreicher" (Turnerfest in München) findet überall Echo — hier und mehr noch in Deutschland. Binnen Kurzem würde es in Oesterreich anders aussehen, wenn die Deutschen dort nicht schwachnervige, schönrednerische Lappen wären. Leider sind die Böhmen andere Kerle!

2. August. Ich holte heute Morgen meine Gage. Lorey schreibt: der Director sei in Wien gewesen und sehe brillant aus; möge es nur vorhalten!

9. August. Besuche bei Baron Braun, Wertheimstein, dann zum Loizl. Eine wunderbare Lage und Aussicht. Ich komme aus dem Faulenzen gar nicht heraus, ich werde das in Wien bitter bereuen. „Ritter Alebrand" liegt müßig auf dem Schreibtisch und sieht mich vorwurfsvoll an; ich wollte auch an Schöne schreiben, aber die Stunden fliegen, es ist Abend, und ich weiß nicht, wo der Tag geblieben. Ich bin begierig auf morgen, ich habe mir fest vorgenommen zu arbeiten.

10. August. Am Abend bei Schupfer. Es wurde getanzt. Auch die Bauern mit ihren unappetitlichen Dirndln tanzten mit. Ich begreife nicht, wie man sich das immer und immer wieder ansehen mag. Diese ernsten Gesichter,

dieſes Händeklatſchen und Strampfen, dieſer eintönige Geſang. Das iſt nur für die Ariſtokraten, die ſchwärmen allerdings dafür.

16. Auguſt. Der neue Wald wird vermeſſen; ich bekomme auch jenſeits der Baches ein Stück Land.

29. Auguſt. Morgen iſt der letzte Tag. Dann kommen wieder zehn trübſelige Monate. Wie wird's im nächſten Jahre ſein? Bin ich dann noch friſch und kräftig wie heute?

30. Auguſt. Es iſt mir bang. Der letzte Tag. Ich ging Nachmittags mit Roth fiſchen. Vorher ſah ich einen alten Schulfreund, Alexander v. Bülow, der ſich mir als Miniſterpräſident von Mecklenburg-Schwerin vorſtellte, ſeine Frau war auch mit; der Sohn iſt das leibhafte Ebenbild des Vaters. Erinnerungen an die Jugend geben mir immer einen Schlag! Abends machte ich noch einmal Feuer auf dem Damm. So, nun iſt's aus, morgen Früh geht's fort!

31. Auguſt. Bei wunderbarem Wetter mit ſchwerem Herzen zur Bahn. Ich werde alt, ich rechne ſchon, ob oder wie oft ich noch meinen Grundlſee ſehe! Ich fuhr eine Strecke mit Excellenz Braun — ein gar guter Mann. Um ½10 Uhr war ich in Wien. Der Tag war mir ſo endlos lang geworden, daß ich den Grundlſee ſchon ſeit Tagen verlaſſen zu haben glaubte. Black war faſt noch trauriger als ich, er wollte kaum eſſen. Ich erwachte am 1. September ziemlich ſpät und ſagte unwillkürlich: „So, nun geht's los, na meinetwegen! Friſch drauf!"

1. September. „Richter von Zalamea." Abends als „Lope" prachtvoll bei Organ. Alles Ozon des Grundlſees ſteckte mir noch in der Kehle.

2. September. „Veilchenfreſſer." Die Begrüßungen nehmen kein Ende. Ich ſah auch den Director . . . ich glaube nicht, daß er dauerhaft iſt; er hat einen hippokratiſchen Zug. Die Vorſtellung war beſucht und ging gut.

7. September . . . Förſter iſt noch immer Director des „Deutſchen Theaters", Provinz! — Provinz! — Im Uebrigen möchte ich nicht in ſeiner Haut ſtecken. Ich würde an der neuen Organiſation des Burgtheaters zugrunde gehen (er wahrſcheinlich auch) . . . Ueberall Vorſtände, Keiner kennt ſeine Obliegenheiten. Man fragt: „Wem gehört dieſes oder jenes Reſſort?" Keiner weiß was Gewiſſes. Einer ſchiebt's dem Andern zu. Im Kurzen bauen wir am babyloniſchen Thurm. Heute brauchten wir einen Dingelſtedt, der kategoriſch erklären könnte und dürfte: „Das Theater bin ich!" Nirgends iſt die Alleinherrſchaft nothwendiger als im Bühnenweſen. Jeder Befehl, der nur auf Umwegen vollzogen werden kann, kommt zu ſpät! . . .

Am 27. September iſt das 40jährige Jubiläum Michely's (Inſpicient) — Alles will ihn feiern. Er iſt eine der letzten Komödiantennaturen. Sein Leben gibt er fürs Theater. Sonderbarer Schwärmer!

11. September. Hallenſtein ſpielt nach langer Krankheit zum erſtenmale.

13. September. „Uriel Acoſta." Ich gefiel mir als „Van der Straaten". Hallenſtein ſcheint hergeſtellt, aber nicht voll und ganz, das matte, unſichere Auge ängſtigt mich!

16. September. Heute ſehen wir Anzengruber's „Fleck auf der Ehr'" im neuen Volkstheater; ich bin neugierig, nicht auf das Haus, das iſt unter

allen Verhältnissen besser als das Burgtheater — nein, auf die Schauspieler, die Bukovics gesammelt hat.

17. September. „Iphigenie" — Wolter, „Thoas" — Hallenstein. Beide gesund und ziemlich frisch. Die Wolter ist doch ein Phänomen. Sie ist heute sicher 56, und hergerichtet ist sie noch immer classisch schön.

18. September. „Aus der Gesellschaft." Zerline spielte zum erstenmale. Sie schimpft auf Stück und Rolle, spielt aber doch gerne.

23. September. „Landfrieden" hat ziemlich gefallen. Das Ding ist einfach, naiv, aber echt. Neben den Berliner Erzeugnissen Blumenthal, Lindau ꝛc. glänzt es in hellem Sonnenschein. Gespielt frisch und rasch. Die Schratt ist für diese herben Mädel prächtig und wahr.

24. September. „Wallenstein's Lager", „Piccolomini." Zum erstenmale waren nach der Trauer Erzherzoge im Theater. Hohenlohe kam auf die Bühne und sagte mir allerhand Schönes.

25. September. „Jüdin von Toledo" fristet ein bescheidenes Dasein. Die Leute gehen noch hinein, aber ohne Ueberzeugung. Ich war nach dem „Wallenstein" mit Schöne und Thimig im Riedhof. Wir trafen dort Dessoir. Schade, dieser früher geist- und talentvolle Schauspieler ist — wenigstens im Aeußeren — Schmierenkomödiant geworden. Ein weises, überlegenes Lächeln, das deutlich sagt: „Ueberall wird mit Wasser gekocht", verläßt kaum auf Augenblicke seine Mundwinkel.

2. October. „Medea." Die Wolter übertraf sich selbst. Sie spielte mit einer Innerlichkeit, einer Wahrheit, die mich tief erschütterte. Mit ihr stirbt die deutsche Tragödie aus.

6. October. „Götz von Berlichingen." Mit alter Wirkung. Die Wolter entfesselt in der großen Scene Stürme von Beifall.

8. October. In Hietzing bei der Wolter mit Schratt und Reimers. Am Morgen bei Wilczek. Er ist immer frisch und jugendlich. Ich gehe morgen nach Sebarn, um dort allein zu jagen.

10. October. Auf Kreuzenstein. Ich schoß recht gut und brachte die Hasen mit. Wie viel Erinnerungen drängten sich mir auf. Ich mußte oft des armen Max denken. Es war eine schöne, wilde Zeit! Wie viel Dummheiten wurden gemacht!

11. October. „Ahnfrau." Ich spielte meinen Soldaten mit großer Verve und wurde lebhaft applaudirt.

12. October. Bin für morgen nach Sarasdorf zur Kreisjagd geladen. Bin neugierig, wie ich mich aus der Affaire ziehe, bin ziemlich aus der Uebung!

13. October. Habe vortrefflich geschossen. In altem Pflichtgefühl ging ich schon um 3 Uhr fort und ließ die schönsten Kreise im Stich — traf Alles in Ordnung.

14. October. „Pitt und Fox." Baumeister neu als „Snoughton" — spielte diese Lieblingsrolle Meixner's — wenn auch weniger wirksam, doch natürlicher und menschlicher. Charakterrollen verlieren in den Händen der Komiker immer von ihrer Individualität. Das Publicum trägt die Schuld. Es ist dem Haufen die Charakteristik gleichgiltig, wenn nur Gelegenheit zum Lachen geboten wird.

15. October. „Georgette." Der ewige Streit, wie hoch eine gebesserte Cocotte (durch Alter und Reichthum, ohne den gibt's keine Besserung) anzuerkennen sei, wie weit die Gesellschaft verpflichtet sei, sie aufzunehmen, ist widerwärtig und ruinirt die Bühnen. Dergleichen Dinge können besprochen, dürfen aber nicht auf der Bühne verherrlicht werden. Das bischen Romantik, es ist verflucht selten heute, wird nach und nach bald todt gemacht und mit ihr zugleich die Schauspielkunst. Es geht wärtser und wärtser mit der sogenannten Kunst, und kommt kein großer Dichter, so wird man nach zehn Jahren nur noch Spectakelstücke und Hanswurstiaden sehen!

17. October. Im Theater an der Wien mit Zerline in „Fall Clémenceau", ein gräßliches Stück, aber talentvoll gemacht — es packt und macht nervös. Was will ein Dichter von heute mehr? Die Wilbrandt als alte „Gräfin" ausgezeichnet!! auch die Sandrock als „Isabella" vortrefflich und sehr charakteristisch.

18. October. „Die wilde Jagd" zum erstenmale. Der Verfasser wurde nach jedem Acte gerufen, auch die Darsteller lebhaft applaudirt. Nach der Vorstellung mit ihm und der Schratt bei Sacher. Fulda ist ein angenehmer und, wie es scheint, bescheidener Mensch. Er wird noch manches Hübsche machen.

23. October. Hallenstein's Zustand wird von den Aerzten als bedenklich geschildert. Er wird kaum wieder dauernd in Reih' und Glied mitthun. — Traurig! — Ich hab' ihn gern.

24. October. „Die wilde Jagd." Das Publicum kommt ziemlich zahlreich. Uebrigens, Publicum? Haben wir denn noch ein Publicum? Leute, welche zeigen wollen, daß sie im Stande sind die hohen Preise zu zahlen. Die Maßgebenden sind ausgeschlossen.

26. October. Hallenstein's Nachlaß wird verlicitirt! Die Rollen fliegen nach allen Richtungen, ich habe den „Thompson" in „Schach dem König" und „v. Berg" in den „Journalisten". Der Himmel behüte mich vor der Tragödie. Woher nähme man in dem Trubel und Lärm des neuen Hauses die Sammlung für die Classiker.

27. October. Generalversammlung der Genossenschaft. Die Schauspieler sind ein merkwürdiges Volk, übermüthig, hochmüthig, großmüthig, kleinmüthig, je nach dem Vermögens- und Beifallsstande. Sie klagen fortwährend über Unterdrückung, beschuldigen die Directoren der Ausraubung, Uebervortheilung ꝛc., und hat Einer von ihnen das Heft in der Hand, dann wehe dem armen Director, er wird unbarmherzig mißhandelt! Die Genossenschaft bringt einen Antrag: „Rechte und Pflichten zwischen Direction und Schauspielern sind gleich — es ist nur ein Verhältniß von Contrahenten zwischen Beiden. Der Director soll keine Disciplinargewalt haben." Solchen Unsinn können nur halbgebildete Jungen, socialistisch angehaucht, ausbrüten. Ein Director braucht Militärgesetze. Der Schauspieler will Kandarre und Kappzaum, sonst geht er durch — wenigstens die Mehrzahl! Wenn heute der Schauspieler vom ruhigen Bürger mit gewissem ehrfürchtigem Mißtrauen angesehen wird, wer trägt die Schuld? der Schauspieler! Wie gut könnten es die Leutchen haben. Die hervorragenden Burgschauspieler haben geradezu Ausnahmsstellungen. Sind sie neben der Kunst noch echt und ehrenhaft, so wird ihnen weit über Gebühr gehuldigt.

31. October. „Weh' dem, der lügt." Die fremden Intendanten und Directoren, welche hier berathen und bei Sacher Diners einnehmen, sollen vom Burgtheater geradezu enthusiasmirt sein.

1. November. Gestern Abend war Tempelty, in dessen „Klytämnestra" Zerline und ich vor 34 Jahren spielten, bei mir in der Garderobe. Er ist Geheimer Cabinetsrath des Herzogs von Coburg, beschäftigt sich auch mit dem Theater. Man sieht an Anderen am besten, wie alt man selber wird.

3. November. Ein heiterer Jagdtag, Dr. J. Singer hatte mich nach Seyring geladen. Wie oft habe ich dort mit Laube gejagt. Ach, es war doch trotz alledem eine wunderschöne Zeit. Frisch und frei, und stolz als Burgschauspieler auf das Burgtheater.

5. November. „Emilia Galotti." Baumeister zum erstenmale „Odoardo". Echt und wahr von Kopf bis zum Fuß. Keine Nuance, keine Spielerei, Alles aus dem Ganzen, Vollen. Wie wohl thut es, nirgends Gemachtes zu sehen. Das hier und da Unfertige thut wohl — man arbeitet es während des Sehens mit dem Spieler aus. Er hatte die Rolle rasch gelernt und war sehr erregt. Das kam dem Charakter zugute.

13. November. „Partie Piquet." Der alte „Marquis" gelingt mir von Vorstellung zu Vorstellung besser. Am Schluß reicher Beifall.

16. November. „Emilia Galotti." Im großen Ganzen eine miserable Vorstellung, Baumeister und Wolter sind die einzigen, die, wie der Derwisch sagt: „werth sind, daß sie am Ganges wohnen".

21. November. Morgen spiele ich den „Brömser" zum erstenmale, ich bin unruhig — ein neues Feld. Zum Glück bin ich mit der Rolle ganz fertig, ganz sicher.

22. November. „Ein Lustspiel." Es ist vortrefflich gegangen, ich hatte Beifall vom Publicum und was mehr — Beifall von meinen Collegen. Sogar Zerline war rückhaltlos zufrieden. Das ist viel!!

29. November. Zerline war gestern recht leidend, spielte mit Mühe, heute geht's ihr besser.

30. November. In mir liegt eine starke Grippe. Wenn ich nur morgen bei den Volksfreunden lesen kann, es thäte mir sehr leid, wenn ich das arme Volk um sein Sonntagsvergnügen brächte.

1. December. Die Nacht schlecht geschlafen, starke Halsschmerzen mit leichtem Fieber. Also heute nicht rauchen, hübsch zu Hause bleiben — dann wird's heute Nachmittag schon gehen — nöthigenfalls muß es gehen!

2. December. In Favoriten gelesen. Welcher Jubel, welche Begeisterung! Wie wohl thut einem Schauspieler dies frische Zuhören. Wie hängen diese offenen Mäuler, diese staunenden Augen an dem Vortragenden. Was weiß unser müdes, nach Geld hetzendes Publicum von solchem Genuß. Die lustigen Männer und die munteren Weiber hätten mich gerne auf ihren Schultern nach Hause getragen.

10. December. „Narciß" — unverwüstlich!

12. December. Bin eifrig mit der Herrichtung von Berger's Rede für das Hebbel-Denkmal beschäftigt. Die Worte sind wuchtig und treffend.

13. December. „Maria Magdalena" zur Gedenkfeier. Die Tafel an dem Sterbehause wurde heute eingemauert. Im Rathhaussaal — die Feier! Ich sprach mit Beifall. Bezecny resumirte Alles, er sprach mit Prägnanz und Klarheit.

14. December. „Viel Lärm um Nichts." Herr Römpler aus Frankfurt als Gast.

16. December. „Eine vornehme Ehe." Dieses reizende, feine Stück würde, zum erstenmale im neuen Hause gegeben, durchgefallen sein. Alle Feinheiten zerflattern in der Luft und erreichen weder Logen noch Gallerie.

Am 22. December wurde Förster, unser Director — auf dem Semmering — nach reichlichem Diner vom Herzschlag getroffen. Er wurde erst abseits vom Weg im Walde gefunden. Nach ärztlichem Ausspruche erfolgte der Tod sofort.

25. December. Förster's Tod macht viel Geräusch. Ich habe als Präsident des Schröder dem „hochverdienten Mitbegründer" einen Kranz bestellt. Morgen kommt die Leiche vom Semmering.

27. December. Die Leiche Förster's ist nicht zu Hause, sondern in der protestantischen Kirche aufgebahrt. Zahllose Kränze bedecken den Sarg. Pastor Zimmermann hält die Leichenrede — vortrefflich. Das erstemal hörte ich einen Pfarrer vernünftig und bedeutend reden. Ich begleitete den Leichenzug bis zum Burgtheater. Dort saßen auf dem Balkon die Witwe und die Schwiegertöchter.

28. December. Sonnenthal und Berger sollen gemeinschaftlich das Burgtheater leiten.

30. December. Robert ist erkrankt; ich alter Kerl muß morgen für ihn den „Polyxenes" spielen, damit nicht alle Arbeit, alle Proben umsonst sind. Also zum Jahresschluß „Wintermärchen". Es ist die Zeit der Märchen in Wahrheit. Soeben erfahre ich, daß Berger demissionirt hat! Was nun?

31. December. „Wintermärchen." Ich habe mich gut aus der Affaire gezogen, sah anständig aus. Sylvester war einsam und still. Was bringt das nächste Jahr? Sonnenthal ist provisorischer Director.

1890.

1. Jänner. Berger will nicht „gemeinsamer Director" sein. Er demissionirt. Das ist unklug, das heißt ohne Aussicht auf Sieg seine Schiffe verbrennen. Der Mann kennt als geborener Oesterreicher — Oesterreich nicht. Ein Hofbeamter, der seine Entlassung fordert, bekommt sie sofort!

3. Jänner. „Wilhelm Tell." Die Vorstellung war gut, aber welche Arbeit, welche Mühe. Die meiste Zeit verliert man mit Stellung der Decorationen. Es ist zum Verzweifeln. Berger hat in Begleitung eines schmeichelhaften Schreibens die gewünschte Entlassung bekommen.

9. Jänner. Ich spielte den „Thompson" zum erstenmale, kräftig, frisch und wirksam, wurde stark applaudirt.

10. Jänner. Ich habe „Rosmersholm" von Ibsen gelesen. Eine fremde, unerquickliche Welt, lauter Menschen mit kleinen, kleinlichen, halbverrückten Anschauungen. Der tragische Ausgang ist ganz überflüssig, man belächelt die Helden, ohne sie zu bedauern. „Wintermärchen" übt die alte Zugkraft.

11. Jänner. „Der Richter von Zalamea" — leeres Haus. Im Ganzen nehmen die Einnahmen erschreckend ab.

14. Jänner. „Georgette." Brechend voll. Die Leute gehen nur mehr in Sensationskomödien. Das ist ein hartes Ende fürs Burgtheater.

16. Jänner. „Viel Lärm um nichts." Shakespeare, der alte Junge, zieht auch nicht mehr. Mäßiges Haus und viel bezahlter Beifall.

22. Jänner. „Emilia Galotti." Kein ausverkauftes Haus; wie wird das enden. — Mein heißgeliebtes Burgtheater geht unaufhaltsam dem Untergange entgegen.

23. Jänner. Die Directionsfrage wird immer spaßiger. Wunderbare Gestalten tauchen auf. Daneben arbeitet Speidel mit Hochdruck für Berger. — Ich spazierte heute Morgen in tiefem Moraſt an der Donau, verlor den Weg in den weiten Gemüsegärten, ich rief einen Arbeiter an, er solle mir den Weg weisen; der Mann war eine Strecke von mir entfernt, ich sprach hell und lustig. Er kam näher, und ich fragte ihn, ob er mich verstanden. Er lächelte, fuhr sich durchs Haar und sagte: „Die Glocken wer' ich wohl hören!" Ein schöneres Compliment ist mir kaum jemals gemacht worden.

24. Jänner. „Ein verarmter Edelmann." 31 Jahre habe ich den „Bevallan" gespielt. 31 Jahre, ein Menschenalter. Was habe ich in dieser langen Zeit erlebt und gelitten! Es war eine meiner besten Rollen. Keine Zeitung erwähnt die veränderte Rollenbesetzung. Devrient spielte „Bevallan", ich den alten „Laroque". Hätte ich den Komödiantenehrgeiz, so würde mich das kränken. Gott sei dank, dergleichen traf mich nie, heute lächle ich dazu, ich sage mir wieder und immer wieder: Ruhm, Ehren? Unsinn! Trotzdem thut ein rechter Mann seine Pflicht.

5. Februar. „Magnetische Curen." Das Stück ist recht alt geworden, thut aber noch immer seine Schuldigkeit. Ein alter Bekannter, dem man seine unmoderne Kleidung nachsieht.

15. Februar. „Romeo und Julie." Ziemlich leer. Das arme Stück wird behandelt wie ein altes Roß. Immer eingespannt. Stürzt es, so stürzt es!

16. Februar. Mittags „Pagenstreiche". Der alte Kotzebue ist selbst unseren heutigen Kindern schon zu harmlos; das liegt aber an den Kindern, nicht an Kotzebue.

22. Februar. Dr. Burckhard, der neue Hofburgtheater-Secretär, hat sein Amt angetreten. Der Mann soll ein ausgezeichneter Jurist sein. Vom Theater versteht er gar nichts. Was sollen dergleichen Experimente?

25. Februar. Großer Ball bei Thorsch. Ich blieb bis 4 Uhr. Der junge Mensch ist sehr leichtsinnig.

11. März. Ich war mit Zerline in der Oper. „Die heilige Elisabeth" von Franz Liszt wurde, der Tochter Cosima zu Ehren, mit großem Fleiße aufgeführt. Scenirung prachtvoll. Alles Opern- und Balletthafte war mit vieler Umsicht vermieden. Das Ganze stylvoll. Ein schönes Zeitbild.

16. März. „Wilhelm Tell." Eine recht mäßige Vorstellung. Das Stück geht nie recht zusammen trotz aller Proben. Viel Schuld trifft das Stück, es ist lückenhaft, besteht eigentlich nur aus so und so viel verschiedenen, nicht immer interessanten Tableaux. Auch treffen die wenigsten Schauspieler diese Verquickung von Prosa und Poesie. Es weht hie und da süßlich sentimentale Luft. Man

denkt unwillkürlich an die Pouſſin'ſchen Schäfer. Das einzig Merkwürdige iſt, daß eine Maſſe Dramaturgen (und zwar die beſten) „den Mord" Tell's zu rechtfertigen, zu entſchuldigen ſuchen. Ginge nicht dieſe verflucht civile Zimperlichkeit durch das Stück, kein Menſch würde die Nothwehr Tell's „Mord" nennen. Tell hat Gottes Recht — er wäre ein feiger Burſche, wenn er anders handelte.

25. März. „Don Carlos" mit prachtvollen Decorationen zum erſtenmale im neuen Hauſe; ich habe mich mit der neuen Inſcenirung redlich abgequält; aber die Beſetzung! Der Dichter iſt Gott ſei dank ſtark genug, um die ſchlechten Schauſpieler zu ſtützen und zu tragen, ſonſt ſtünde es auch ſchlimm!

27. März. „Schwiegermama." Gott ſei dank, dieſer Eriſapfel iſt von einem geehrten Publicum glücklich verſpeist, und Alles klagt über ſchlechte Verdauung. Der Fraß kommt alſo nicht mehr auf das Repertoire, „Speiſekarte" hätte ich beinahe geſagt. Zerline iſt betrübt.

30. März (Oſtern). Black und ich langen Nachmittags am Grundlſee an; bin am ſelben Abend noch im Blockhaus. Alles in guter Ordnung.

6. April. Nach mühſamer Fahrt in Reichenau beim Fiſcher. Alte Erinnerungen an junge Zeiten. Wie oft kneipten wir da — Max, Demuth, Jürgan!

20. April. „Gyges und ſein Ring." Natürlich leer! Einen Theil der Schuld trägt die Unruhe der Stadt. Ueberall Arbeiterbewegung.

1. Mai wurde ſeit Wochen als Revolutionstag bezeichnet. Die Arbeiter feierten, ſie zogen in den Prater, Alles ging in größter Ruhe und Ordnung. Die heutigen Revolutionen werden von formvollen, gebildeten Leuten gemacht. Die armen Teufel fordern ſo wenig. Sie wollen es ja nicht einmal beſſer als ein Kettenhund haben. Ausreichende Koſt und Schutz gegen Regen, Sturm und Kälte. Das Volk iſt immer gut und ruhig, wenn es Brot hat.

8. Mai. „Unterſtaatsſecretär" zum erſtenmale. Hartmann und Hohenfels geradezu ausgezeichnet. Ich war auch gut, hatte ſtarke Wirkung. Das Stück wird oft gegeben werden.

9. Mai. „Unterſtaatsſecretär" auch heute, ſtarker Erfolg, volles Haus.

10. Mai. „Heinrich V." Neu einſtudirt, großartig ausgeſtattet. Publicum und Zeitungen voll Lob und Entzücken. Und doch wette ich, die zweite Aufführung findet ein halbes Haus. Das Publicum will auf der Bühne keine Politik, ſondern Liebe, noch lieber Ehebruch mit blutigem Ausgang.

14. Mai. Burckhard wird uns als Director vorgeſtellt.

15. Mai. Sonnenthal tritt nach ſeinem Urlaube zum erſtenmale auf und wird rauſchend empfangen. Er wurde geſtern als Director mit den größten Lobeserhebungen von Bezecny ſeines Amtes enthoben. Burckhard ſcheint ein geſcheiter, tüchtiger und ſtrebſamer Menſch zu ſein. Im Uebrigen werden wir ſehen, ob eine Ader wirklichen, hellen Theaterblutes in ihm iſt. Bis jetzt weiß er noch verflucht wenig von dem, was er wiſſen ſollte und müßte.

17. Mai. „König Heinrich V." Ziemlich leer. Gleiches Schickſal wird „Richard II.", der zweite Theil „Heinrich IV.", der zweite Theil „Heinrich VI." haben. Bei näherer Beleuchtung iſt der Cyklus der Königsdramen nicht halb

das, was die sogenannten Freunde der Literatur pflichtgemäß daraus machen möchten. Die Politik, theilweise kleinlicher und schändlicher Natur, gehört in solcher Ausdehnung nicht auf die Bühne. Der naive Laube, der stets den Nagelkopf traf, beging die Sünde „gegen den heiligen Geist", machte aus den zwei Theilen „Heinrich IV." einen Theaterabend. „Falstaff" war die Hauptrolle, und das Stück war beliebt und stets besucht.

31. Mai. „Die Journalisten." Die 100. Aufführung am Burgtheater. Das Stück wirkt heute noch frisch wie vor 30 Jahren.

1. Juni. Nach und nach zählt man die Tage bis zu den Ferien. Der „Unterstaatssecretär" ist wirklich Zugstück geworden.

18. Juni. Frl. Pospischil vom Deutschen Theater, „Orsina" als Gast. Die Dame hatte großen äußeren Erfolg, der schwerlich anhält.

22. Juni. Die Barsescu sagt ab. Sie will ohne Geräusch das Local verlassen. Burckhard will sie um jeden Preis los werden. Er hat Unrecht, Fräulein Pospischil ersetzt sie wahrhaftig nicht.

August. Grundlsee. Ich habe eine lange Pause gemacht; ich konnte nichts Bestimmtes niederschreiben; mit mir und der Welt in Zwiespalt, nervös, unwohl, ohne inneren Halt, war Alles in mir öde, leer. So gerne ich es verbergen möchte, so gerne ich mir sagen möchte, du irrst dich, du bist nur müde und abgespannt, so muß es doch heraus. Meine Kunst (ist das heute noch Kunst) wird mir mit jedem Tage gleichgiltiger, ja, ich habe Augenblicke, in denen mich der ganze Theaterkram anwidert. Die Ernennung Burckhard's zum Director beweist nur zu klar, was Intendant und Oberstthofmeister vom Burgtheater halten. Man gibt uns einen Menschen, der tausend Meilen von uns entfernt, der uns nicht versteht, und den wir nicht verstehen können. Er gehört nicht zu uns, er ist nicht Blut von unserem Blute. O, mein armes Burgtheater! Ich bin seit dem 15. Juli hier und habe mich noch nicht ein einzigesmal so recht vom Herzen gefreut. Wie anders war das früher! — — — Inzwischen ist Bauernfeld gestorben, man darf in seinem Interesse wohl sagen: Endlich! Er wurde durch seine Arbeitslust, durch ein rastloses Schaffen nach und nach lästig. Der Mann war an die Neunzig und schrieb noch Stücke mit Liebesscenen, die er im Burgtheater aufgeführt wünschte. Trotzdem hätten aber die Grabreden von „Berufenen" gehalten werden müssen. Die deutsche Bühne, besonders aber das Burgtheater ist mit Bauernfeld eng verbunden. Fünf Decennien beherrschte er manchen Monat gänzlich das Repertoire. Alte, abgedroschene Sachen, die meistens schon außer der Zeit liegen, machen noch immer Casse. Die Reden waren wohl das Nüchternste, was man bei solchem Anlasse jemals gehört. — — —

September. Jetzt gehen die Ferien mit raschen Schritten ihrem Ende entgegen. Seit einigen Tagen regnet's und schneit's; düstere Bilder huschen an mir vorüber. Ich fühle klar und sicher, ich breche bald zusammen. Warum fürchte ich das eigentlich? Ich war nie so stark in den Nerven als jetzt. Das graue Männchen drohte mir neulich mit dem Finger und sah mich ganz betrübt an. Nun meinetwegen! Mir wär's schon recht, wenn's rasch zu Ende ginge! . . .

15. September. Wien. Am 15. traf ich Nußdorferstraße ein. Nicht schaffensfreudig, ich bin verzagt und unlustig. Vor 14 Tagen sprang mir eine Patrone in der Hand und zerschmetterte mir den Daumen — durch Dummheit! Man nennt mich oft rücksichtslos, am meisten bin ich es gegen mich selber! Mein unbrauchbarer Daumen macht mich hilflos, ich kann mich kaum ankleiden.

18. September. „Sappho." Die Wolter bot eines der wunderbaren Bilder, wie es wenige in der Kunst gegeben hat. Heute ist außer ihr kein Zweiter oder keine Zweite, die die Tragödie vertritt.

5. October. „Die Biedermänner." Das alte Ding gefällt wie vor dreißig Jahren. Börse, Spiel und Schwindel ist immer interessant und wird's bleiben.

12. October. „Die Räuber." Der ganzen Vorstellung fehlt Schwung und Romantik. Die heutige Jugend ist viel zu gescheit. Unsere jungen Leute gehen an die Börse und dann vielleicht durch, aber nicht in die böhmischen Wälder.

15. October. Wir stecken mitten in den Proben „Volksfeind". Ich spiele den „Betrunkenen". Die „Gelehrten" behaupten, Ibsen repräsentire die Wahrheit, den echten Realismus. Ich theile diese Ansicht nicht . . . Otto Ludwig's „Erbförster", das ist echter, wahrer Realismus, der die Poesie nicht ausschließt. Als ob das nöthig wäre, als ob gesunde, vernünftige und wahre Menschen nicht in erhöhter Stimmung poetisch denken und fühlen könnten.

19. October. Ich kam gestern nach 2 Uhr nach Hause. Ich war nach „Lady Tartuffe" bei Lobmeyr. Man trifft dort stets eine Anzahl bedeutender, angenehmer Menschen, meistens Bekannte.

20. October. Täglich Proben von „Volksfeind". Sonnenthal tritt bedeutend aus dem Ganzen heraus, er wächst mit jedem Acte. Schade um die schöne Arbeit, schade! Denn der Arbeiter ist seines Lohnes werth! Es wird eine magere Entlohnung!

21. October. Generalprobe von „Volksfeind". Jeder rühmt das gute Spiel, besonders den Sonnenthal, spricht von der hohen Bedeutung des Stückes ꝛc. Ich bin überzeugt, sie haben sich Alle gelangweilt!

23. October. „Der Volksfeind" zum erstenmale, Eine wunderbare Vorstellung. Sonnenthal's fertigste Leistung, auch Lewinsky vortrefflich. Ibsen wurde einige zwanzigmale gerufen, was übrigens nichts beweist. Ibsen hat eine starke Partei. Leute mit fester Brust und kräftiger Hand. Dieser Sorte ist immer ein Scandal willkommen. Sie haben redlich gearbeitet. Man konnte jedem Einzelnen auf die Schulter klopfen und sagen:

Ehrt den König seine Würde,
Ehret dich der Hände Fleiß.

Ich glaube nicht an einen lang dauernden Erfolg, sechs- bis siebenmal.

24. October. „Volksfeind." Wieder hie und da großer Lärm, dann verlief's im Sande.

26. October. Ich las in Linz „Crambambuli", „Die vier Kutschböcke", „Hanne Nütte", als Zugabe ein paar Scheffel. Man liebt mich dort. Der Saal war gesteckt voll und die sonst ruhigen Leute kargten nicht mit Beifall.

27. October. „Volksfeind." Ibsen ist stärker als ich dachte. Das Haus ist immer gefüllt. Eine neue Zeit, die ich nicht verstehe, in die ich vielleicht nicht hineingehöre.

3. November. „Hamlet." Der alte Sonnenthal immer der Alte. Ein prachtvoller Schauspieler. Er bleibt immer in der eingeschlagenen Bahn, nie mehr, nie weniger.

13. November. „Des Meeres und der Liebe Wellen." Abschied Barsescu, die brausend empfangen und mit Beifall und Blumen überschüttet wurde. Darauf war Burckhard nicht gefaßt, und Lewinsky mußte ihr in seinem Auftrage Folgendes sagen: „Es wurde Ihnen gestattet, den Hervorrufen Folge zu leisten, der Director verbietet aber entschieden eine Ansprache an das Publicum." Auf diese Weise bereitete Burckhard der Barsescu einen fabelhaften Triumph. Das Verbot des Directors ist im Publicum bekannt geworden und so wurde sie fünfzehnmal zum Schluß der Komödie herausgerufen. Sie deutete pantomimisch an, daß sie zum Schweigen verurtheilt sei. Wir werden sie schwer vermissen. Nicht eine Spur von Ersatz ist vorhanden.

16. November. Heute Morgen war ich auf Jagd in Zwölfaxing. Ich schoß gut, und das Laufen that mir unendlich wohl. Die Jagdherren sind reiche Bürger Wiens, gerade und lustig. Alle begrüßten mich mit sichtlicher Freude. Ich sollte niemals auf die Menschen schimpfen, fast alle, die mich kennen, beweisen mir Zuneigung.

21. November. Der „Volksfeind" bringt mit jeder Vorstellung 100 fl. weniger, auf zehnmal wird er es bringen.

3 December. „Phädra." Ich hatte das Machwerk lange nicht gesehen. (Noch begreife ich die Würdigung Schiller's nicht, was bewog ihn, diese parfumirten Griechen unter seinen Schutz zu nehmen.) Ich fragte mich während der Vorstellung immer wieder, wie war es möglich, daß das in früherer Zeit möglich war. Die Wolter ausgezeichnet, auch Reimers als „Hippolyt" ganz passend, Lewinsky als „Theramen" großartig.

9. December. Zerline war einige Tage recht unwohl; heute befindet sie sich etwas besser.

10. December. „Feenhände." Zerline kommt sehr glücklich nach Hause, sie erzählt mir, daß sie sehr gewirkt habe. Das Theater ist ihr Alles!

13. December. Heute Setzprobe von „Ottokars Glück und Ende". Ein gewaltiges Stück. Die beiden ersten Acte treten mit jedem Shakespeare in die Schranken.

15. December. Morgen ist Decorationsprobe von „Ottokar" und „Iphigenie". Dieser verwünschte „Thoas!" Dieser wilde „Scythe" wurde jedenfalls von Iffland unterrichtet und erzogen.

17. December. „Vater und Sohn." Eine prächtige Vorstellung. Man athmet einmal wieder auf. Das ist echtes Leben, echte Kunst und echte alte Burgschauspieler. Zerline hat jedesmal stürmischen Beifall.

28. December. „Kean" zum Besten des „Schröder". Obwohl Sonnenthal merklich heiser, spielt er doch. Er ist aus der alten Schule, pflichttreu!

31. December. Sylvester im kleinsten Kreise. Es wurde natürlich nur vom Theater gesprochen und wenig getrunken. Ich nahm vor dem Schlafengehen noch einen mächtigen Schluck Cognac aus meiner Privatflasche.

1891.

1. Jänner. „Hamlet." Ein schlechtes Omen. „Lear" sollte sein, aber Sonnenthal ist angegriffen.

2. Jänner. Die Generalprobe von „Fräulein von Scuderi" machte einen traurigen Eindruck. Ich bin begierig, ob das Publicum sich diesen rohen Unsinn gefallen läßt. Das Ding sollte nicht mehr „Das Fräulein von Scuderi", sondern „Cardillac, der Diamantenräuber um Mitternacht" heißen.

3. Jänner. Zum erstenmale „Das Fräulein von Scuderi" nach 11 Uhr. Ein Durchfall, wie er selten im Burgtheater vorkommt; wo Wildenbruch anfing, endete das Stück. Das Publicum wurde erst ungeduldig, dann unruhig — und lachte und zischte schließlich.

26. Jänner. Zum erstenmale „Das verlorene Paradies". Großer Erfolg. Alles läuft hinein. Die sociale Frage wird gar so angenehm und billig gelöst.

März. Der traurigste Monat, den wir je erlebt. Zerline wurde plötzlich bedenklich krank. Das Fieber steigerte sich bis zur wirklichen Gefahr und raubte ihr die letzten Kräfte. Wir hoffen vom warmen Klima volle Genesung. Sie soll nach Meran. Schon in einigen Tagen wahrscheinlich; ich werde lange allein sein müssen.

4. März. „Heinrich IV.," erster Theil. Ich übernahm für den plötzlich erkrankten Reimers, nachdem ich bereits den „Northumberland" im ersten Acte gespielt und zu Hause das Souper einnehmen wollte, den „Douglas". Man holte mich ins Theater, ich kroch in die erste beste Rüstung und spielte frisch drauf los, ohne zu stocken oder zu zaudern. In meinem Alter ist das immerhin Etwas.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Den nächsten Tag hat Director Burckhard, in gerechter Bewunderung dieser Leistung, an Gabillon folgenden Brief gerichtet:

Wien, 5. März 1891.

Sehr verehrter Herr v. Gabillon!

Es drängt mich, Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank zu sagen für die opferwillige und liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher Sie bei der gestrigen Vorstellung „Heinrich IV." für Herrn Reimers einsprangen und so dem Institute einen so wesentlichen Dienst erwiesen. Meine Freude ist eine umso herzlichere und dauerndere, als Ihr Vorgehen mir einen neuen und schönen Beweis der die Grenzen des starren Pflichtverhältnisses weit überschreitenden Hingebung an das Burgtheater geboten, welche die wahren Künstler, welche an selbem wirken, beseelt und durch welche allein dasselbe seine künstlerische Bedeutung erlangt hat und zu behaupten vermag.

Zum Schlusse darf ich Sie wohl auch zu der Sicherheit, mit der Sie die so lange von Ihnen nicht gespielte und im Augenblick übernommene Rolle zur Darstellung brachten, beglückwünschen.

Mit der Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung,

Ihr aufrichtig ergebener

Dr. Burckhard.

Gabillon's Tagebuch setzt wieder ein:

Am 6. März reiste Zerline ab. Wir nahmen schweren Abschied. Alles hat sich bemüht, uns zu unterstützen. Wilczek war bei mir und fragte, ob die Rettungsgesellschaft genau verständigt worden sei.

7. März. Ein Telegramm aus Meran meldet die glückliche Ankunft Zerlinens.

21. März (Ostern). Ich nehme Abschied von Haus, Hof und Hunden und reise nach Meran. Eine schwere Fahrt für den Eisenbahnfeind.

22. März. Nachmittags um 4 Uhr komme ich ziemlich gerädert in Meran an. Zerline erwartet mich am Bahnhof. Wie freute sie sich, mich wiederzusehen und wie glücklich war ich, sie so gekräftigt und verhältnißmäßig frisch wiederzufinden. Ihre Wohnung ist reizend . . .

Ich stieg viel umher. Die alten Burgen haben alle Ritterromane wieder in mir lebendig gemacht. Ich habe jede einzelne theils vertheidigt, theils gestürmt und unter großen Mühseligkeiten die geeigneten Plätze und Anstiege gesucht. Wie kann man nur mit 65 Jahren so maßlos kindisch sein? Aber gleichviel, will ich ehrlich sein, so muß ich bekennen, daß ich mich meiner dummen, unbezähmbaren Phantasie freue. Es ist doch was Schönes um den freien Eintritt ins Märchenland, alle Nymphen und Nixen, alle Riesen und Drachen, alle Zwerge und Gnomen sind mir liebe Bekannte, ich unterhalte mich köstlich mit ihnen. Es gibt nichts Herrlicheres als in hellem Sonnenschein beim Klettern und Springen zu träumen und zu fabuliren. Burg Tirol liegt wunderbar schön. Eigenartiger aber Burg Schenna, die Grabstätte Meran's. Es gibt oft merkwürdige Zufälle . . . Am Tage vor meiner Abreise besuchte ich, trotzdem man mir von dem noch immer vereisten Aufstieg abrieth, Schloß Schenna. Ich stand vor dem Mausoleum Erzherzog Johanns und dachte laut: hier wird auch dereinst unser Meran begraben — zu derselben Stunde starb Graf Meran in Abbazia. Ich sah ihn im Jahre nur ein paarmal. Aber ich werde diesen herrlichen, prächtigen Menschen nicht vergessen. Er war fein gebildet — Autorität in Heraldik und Wappenkunde — und ein musterhafter Gatte und Vater. Am 28. nehme ich schweren Abschied von Zerline und fahre nach Wien. Ich dampfe stundenlang durch Schneefelder und friere in der Nacht jämmerlich. 20 Stunden Eisenbahn! Mein Schädel und meine Nerven haben einen entschiedenen Widerwillen gegen das Dampfroß. Ein Steirerwagen mit einem muthigen Pferde ist mir lieber als alle Eisenbahnen der Welt.

April 1891.

Meine liebe Zerline!

Ich muß unwillkürlich lächeln, wenn ich täglich wie ein pflichttreuer Schulknabe mit großem Ernste an meinen Schreibtisch trete, um Dir — eigentlich nichts zu schreiben. Das Schreiben wäre überflüssig, wenn wir nicht die Plauderei brauchten, denn mir, dem alten Phantasten, ist in dem Augenblicke, wo ich Dir schreibe, fast so, als wenn ich mit Dir spräche, und da ich die schöne Gewohnheit habe, in den meisten Fällen und mit den meisten Menschen zu verkehren, als wenn ich allein auf der Welt sei, d. h. fast immer allein zu reden, so kann ich mir die Art der Unterhaltung leicht versinnlichen. Bei dieser brieflichen Conversation mit Dir habe ich noch die freudige

Genugthuung, daß Du mir nie widersprechen, nie anderer Meinung sein kannst. Ich habe immer Recht ... Heute ist der letzte Robottag, morgen habe ich nur noch eine lumpige Probe und dann kommt eine köstliche Woche — ich spiele nur einmal in „Was ihr wollt". Jubeln möchte ich, springen werde ich den Kahlenberg herauf, den Kahlenberg herunter. Als ich Black das Repertoire in meiner Herzensfreude vor die Augen hielt, hatte er ungefähr meine eigenen Empfindungen, er erfaßte sofort die Situation und sprang in langem Bogen über den vorgestreckten Arm mit dem Repertoire weg ....

11. April. „Die Kronprätendenten" zum erstenmale. Heutzutage gibt's nur eine Parole, die heißt: „Was ist Mode?" Augenblicklich ist Ibsen in der Mode; „Die Kronprätendenten", ein Stück aus früherer Zeit, ist eine dialogisirte Chronik. Hie und da wird Shakespeare (siehe „Bischof Nikolas", der ein breitgetretenes Enkelkind des Wincheſter ist) zu Hilfe genommen. Das Ganze ist schwach und incorrect gemacht, die Charaktere entwickeln sich nicht naturgemäß, sie brechen aus und werden dann uninteressant und langweilig. Trotzdem ist eine Direction des Burgtheaters verpflichtet, ein solches Stück aufzuführen. Man kann ihm eine gewisse Bedeutung und einzelne wirklich dramatische Scenen nicht absprechen. Wie anders steht es mit den jüngsten Erzeugnissen: „Rosmersholm," „Frau vom Meere," „Volksfeind," „Hedda Gabler" ꝛc. Die Charaktere sind echt aus dem Leben gegriffen, theilweise ja! aber lauter Originale, denen ein halbwegs anständiger Mensch auf der Gasse ausweicht, wenn er ihnen begegnet, die sollen mir auf der Bühne ein neues Zeitbild darstellen. Ihr thörichten Narren, die ihr alle nach jüdischem Wort Butter auf dem Kopfe habt, ihr seid selig beim Anblick dieser Ibsen'schen Schurken, ihr jubelt: „Nein, so schlecht bin ich denn doch nicht!" Ganz richtig, so schlecht seid ihr nicht, denn bestünde die Gesammtbevölkerung der Welt aus solchem Gesindel, so müßte die Welt in einigen Wochen zugrunde gehen. Denn diese Schufte fräßen sich auf wie Spinnen. Ich war mit dem alten, weißhaarigen Wiedertäufer an zwei Festabenden beisammen. Bedeutendes konnte ich an ihm nicht entdecken, im Uebrigen nimmt er die ungeheuerlichsten Huldigungen als etwas Selbstverständliches entgegen. Heute noch wird seine Gemeinde stärker, denn der Wahnsinn ist im Wachsen, und eine Masse grüner Jungen stellen ihren Meister Ibsen neben Schiller und Shakespeare. Sie mögen austoben und an Ibsen's pathologischen Charakteren den zweifelhaften Trost finden, daß sie noch lange nicht so rückenmarksleidend, so gehirnweich sind — wie der arme Kerl in den „Gespenstern". Ferner ist es gar so tröstlich, Alles was krank an uns ist — und vielleicht durch eigene Schuld — auf die armen Eltern schieben zu können. Alles ist erblich! Ein wunderbarer Trost!

12. April 1891.

Meine geliebte Zerline!

Kannst Du begreifen, daß ich alter Esel heute Früh um 5 Uhr nach Hause kam? Du wirst „Lump" monologisiren, wie ich Dich kenne. Man hatte mich Unschuldigen in die Nähe Ibsen's bugsirt und der alte Norweger soff und soff und im Umsehen waren so lumpige fünf Stunden — wir kamen erst um 12 Uhr zusammen

— veritrunken. Es wäre unschicklich und schwächlich gewesen, den alten Kämpen zu verlassen. Ich that ihm also redlich Bescheid. Mit altem Humor die ganz Diät und Diätetik verhöhnend, lachte ich sämmtlicher Katzenjammer. Um 9 Uhr erwachte ich mit jener stummen Resignation, die den Räuber selbst ziert, wenn er zum Schaffot geführt werden soll. Ich richtete mich auf und siehe da, Alles in Ordnung. Nun, einmal darf man schon eine solche Dummheit mitmachen. Der Abend der „Kronprätendenten" war merkwürdig. Für den Wissenden stand es schon nach dem ersten Acte fest, daß der größere Theil des Publicums sich redlich langweile, aber diese sogenannten Realisten machten einen Spectakel, als ob die Welt untergehen sollte. Das hielt bis zur Mitte des dritten Actes, dann kam eine von Scene zu Scene mehr um sich greifende Müdigkeit über das Publicum. Man applaudirte, aber nur um Gotteswillen — und kaum war der Vorhang gefallen, so stürzte Alles hinaus. Das Parterre war ganz leer, nur die Gallerie stand wie eine Mauer. Ich schrieb Dir schon, das Stück werde 6—8mal sein, ich glaube das kaum und was mich betrifft, ich habe bereits einen Eid im Himmel, nie, nie, nie wieder! Morgen erzähle ich Dir die Einzelheiten vom Festabend. Für heute laß Dir genügen, daß Burckhard auf Deine baldige und volle Kräftigung ein ganzes Glas leerte. Ich auch!

14. April. „Kronprätendenten." Der Besuch nimmt schon ab.

15. April. „Volksfeind." Obwohl bereits ausposaunt war, daß Ibsen die Vorstellung besuchen werde, hatten wir kaum ein halbes Haus! Die Ibsenianer loben und bejauchzen diese göttliche Komödie, sie finden den „Volksfeind" herrlich, gehen aber nicht hinein.

3. Mai. Mittags im Opernhause „Meister Manole" von Carmen Sylva. Manole, eine Sage, die durch alle Länder und Welttheile geht, in welchen christliche Kirchen von ehrgeizigen Architekten gebaut wurden. Die Kirchen werden immer — sehr charakteristisch — mit Hilfe eines Teufels — gebaut. Wenn der Meister nicht weiter kann, mauert er manchmal auch irgend ein armes Geschöpf in die widerspenstigen Gewölbe ein, damit die Dämonen, welche hindernd entgegenstehen, versöhnt werden. Als Epos brauchbar — als Drama widrig. Das Stück wurde hier selbstverständlich mit aller Pracht und Fürsorge, mit den besten Kräften dargestellt. Das königliche Werk machte viel Mühe und Schererei. Der hiesige rumänische Consul dankte im Namen der Majestät.

12. Mai. Morgen soll Zerline auftreten. Es sollte nicht sein. Sie ist noch schwach und nervös; den Anstrengungen, die unser Beruf mit sich bringt, noch lange nicht gewachsen.

13. Mai. „Ein Erfolg." Die Sache ging besser, als ich dachte, aber lange wird die Freude nicht dauern. Nun, sie hatte wenigstens die Genugthuung, daß Publicum und Collegen sich überboten, ihr zu zeigen, wie hochgeschätzt, wie beliebt sie sei. Die Garderobe war ein Blumengarten, und die Applause dauerten minutenlang.

5. Juni. „Hamlet." Ferdinand Bonn, ein sogenannter Macher in Natürlichkeit, ein Apostel der neuen realistischen Schule . . . Alles Technik, Copie von Mitterwurzer, Possart, Barnay.

7. Juni. „Die Räuber." F. Bonn „Franz Moor". Die drei ersten Acte gut und klar, dann ging's schnell bergab, er wurde ganz gemeiner Bösewicht.

Von dem Schiller'schen Dämon keine Spur. „Franz Moor" wäre immer ein Scheusal geworden, auch wenn er ein einziger Sohn und berechtigter Herr von allen Gütern gewesen. Er muß böse sein, das ist sein Leben, sein Sehnen, ein Bösewicht aus Naturnothwendigkeit.

11. Juni. „Weh' dem, der lügt." Bonn „Leon". In den ersten Acten gefiel er mir ziemlich, dann trocken und uninteressant.

13. Juni. Zerline ist nach der Brühl gezogen.

14. Juni. Ich war gestern Abend mit Schlenther im Löwenbräu, eine lange Sitzung. Natürlich wurde nur von Ibsen geredet, das heißt gestritten.

1. Juli. Heute war Sitzung. Burckhard fuhr mit uns und sämmtlichen Documenten zum Sacher in den Waldsteingarten, wir kneipten dort lustig, leider zu lange, ich hatte Zerline versprochen, um 5 Uhr in der Brühl zu sein.

4. Juli. „Die Maler." Noch immer lustig und wirkungsvoll.

5. Juli. „Die alten Junggesellen." Nach langer Pause (1885) wurde das Stück, das seinerzeit so mächtig wirkte, wieder neu einstudirt. Das Stück ist fremd geworden. Sentimentalität ist heute in der realistischen Zeit — Lüge. Ideales läßt man nicht mehr gelten. Die arme, neue Zeit, die keine Flügel kennt und nur auf der Erd im Schmutze kriecht. Sonnenthal war ausgezeichnet, ich gefiel ebenfalls.

13. Juli. Ich arbeite seit Tagen an einem kurzen Urlaub. Burckhard verspricht nur den letzten Tag. Wenig, aber doch Etwas. Ein ganzer, freier Tag ist immerhin ein Geschenk.

14. Juli. Morgens 7 Uhr. Nachdem Alles verriegelt und verschlossen, auf die Bahn. Wie werde ich Zerline finden?

Grundlsee. 16. Juli. Zerlinens Befinden schwankend. Es geht ihr besser. Ich erhielt gestern den rumänischen Kronenorden und habe sofort an König Carol ein Dankschreiben geschickt. Für den „König von Romania" (in „Manole") die „rumänische Krone" ist eigentlich ganz in der Ordnung! Der Grundlsee hatte sich nach schweren Regentagen festlich geschmückt. Er prangt im vollen Sonnenschein. Zerline sieht gut aus und freut sich, daß sie mich wieder hat. Ich freue mich des Lebens, lache mein Blockhaus an, und mein Blockhaus lacht mich an.

18. Juli. Ich habe bereits mit allen Schiffen gerudert, vermisse nichts von meiner Kraft.

22. Juli. Einen Theil des neuen Schornsteines angestrichen. Nachmittag ins Gößl gesegelt und zurückgerudert. In den nächsten Tagen bin ich mit den nothwendigen Arbeiten fertig, dann geht's ans Lernen; doch fehlt mir noch die Rüstigkeit des Geistes.

23. Juli. Heute kamen, wie vom Himmel geschneit, Herzog Paul mit Frau. Er ist ein gar lieber Mensch, der merkwürdigerweise zum Katholicismus übergetreten. Ein mecklenburgischer Prinz — Katholik — das ist wirklich noch nicht dagewesen! Sein Bruder, der Großherzog, hat ihn verbannt, er mußte der Krone entsagen! Etwas ist ihm vom Mecklenburger geblieben: er kann trinken und rauchen! Wir haben für Morgen eine Partie in die Seen verabredet. Es scheint, es wird zu Wasser werden, es dürfte allen Anzeichen nach regnen.

24. Juli. Die Wolken hängen bis in den See herab. Eben kommt auch ein Telegramm von Ischl: „Es regnet in Strömen, hoffentlich wird's noch besser, wir kommen später." Ich werde den Morgen zum Lernen benützen und den „Gloster" vornehmen. Es wird Zeit. Es kommen zwei Telegramme, welche in Pausen die Ankunft der Mecklenburger Hoheiten ankündigen. Um 4 Uhr endlich sind sie da, der Regen strömt. Sie essen und trinken mit uns, wir plaudern lustig, der Herzog ist bezaubernd durch seine ehrliche Gutmüthigkeit, durch seine ungesuchte Liebenswürdigkeit. Ich lese ihnen Fritz Reuter vor, und wir verabreden für morgen wieder eine Partie in die Seen, natürlich bei gutem Wetter.

25. Juli. Das Wetter ist zweifelhaft, aber die Mecklenburger Hoheiten sind da. Wir fahren bis zur Veit, und gehen dann, nachdem wir bei Rührei und Tiroler einen tüchtigen Guß vorüberziehen ließen, in die Seen. Beide waren entzückt, wateten rücksichtslos durch das nasse Gras. Die Herzogin, deren Kleider bis zum Knie durchnäßt, immer muthig voran. Wir blieben so lange am Kammersee, daß wir zu spät zum Essen kamen. Zerline war unglücklich. In allen Schmerzen hatte sie sich's doch nicht nehmen lassen, das Diner herzurichten. Ich habe sie nicht gestört, es ist ja ihre größte Freude. Nach Tisch gingen wir ziemlich erheitert zum Traunfall, dann über die Wiesen zum großen Blockhaus, von da durch das nasse Gras zurück. Wir hatten uns wieder verspätet. Schnell wurde der Thee genommen, dann fuhren in größter Eile die wirklich lieben Gäste zum Bahnhof.

27. Juli. Mir fiel „Addrich im Moos" (Zschokke) in die Hände. Seit 50 Jahren habe ich das Ding nicht gelesen. Mit welchem Entzücken verschlang ich als 16jähriger Bengel dies eigentlich furchtbar langweilige Werk. Ich habe es durchgeblättert und meiner Jugend gedacht. Merkwürdig, wie viel ich noch im Gedächtnisse hatte.

29. Juli. In Ermanglung etwas Besseren, habe ich „Salambo" von Flaubert gelesen. Schade um all die Arbeit, welche daran hängt. Wie viel Museen mag der Mann durchwandert haben, bis er all das Material gewann. Das Buch ist unecht und unerquicklich; er will Punier schildern, und man hat die gemeinsten, feigsten Franzosen vor sich. Aus diesem Volke, das Flaubert schildert, erstand kein „Hamilkar", noch weniger ein „Hannibal". Herrlicher Stoff für ein Porte-St.-Martin-Drama.

3. August. Morgens fest gearbeitet. Holz gehauen, die Schiffhütte hergerichtet, den Strand gesäubert. Nachmittags Zerline gerudert. Sie macht Fortschritte, das Wasser schreckt sie nicht mehr.

4. August. Heute Morgen kam Wilbrandt mit Sohn und Cousine. Er sieht gut aus. Robert, ein prächtiger Junge, gibt sich alle Mühe, seinem Vater so ähnlich als möglich zu werden. Abends mit allen Wilbrandts, auch mit Auguste, bei Wertheimstein beisammen.

30. August. Ich habe mich schon mehreremale darauf ertappt, daß ich höchst ungerne Tagebuch führe, wenn ich unwohl bin. Seit circa drei Wochen habe ich einen riesigen Schnupfen, der mir die Schleimhäute in höchst unangenehmer und störender Weise auflockert. Ich hatte einen Widerwillen gegen das Niederschreiben meiner Erlebnisse — warum? — weil ich unwohl war, und es

unter meiner Würde hielt, das niederzuschreiben. Am 25. Auguſt machte ich die erſte große Bergpartie. Die Geſchichte hätte traurig enden können. Schon ziemlich müde, ich war von 9 bis $^1/_2$2 Uhr geſtiegen, ſuchte ich den Prinzenſteigweg, ging fehl und kam beim zweiten Waſſerfall, faſt am Ende des Toplitzſees heraus. Ich ſuchte vergebens den Rückweg, kletterte nach Gutdünken an den ſchroffen Felswänden entlang, wo ein falſcher Schritt mir den ſicheren Tod gebracht hätte. Nach unſäglichen Mühen kam ich Nachmittags 5 Uhr im Gößl an; abgehetzt und ermüdet bis zum Tod. Meran's Wagen brachte mich nach Hauſe. Nach einſtündiger Ruhe badete ich und trank dann viel Bier und immer mehr Bier. Nicht um große Summen würde ich die Tour noch einmal machen, ich bin, weiß Gott, nicht feige, aber ſtundenlang dem Tod ins Geſicht ſehen müſſen, verträgt der Zehnte nicht. Zerline macht merkwürdige Fortſchritte. Sie iſt gehluſtig und promenirt ziemlich weite Strecken ohne Anſtrengung. Ihre Laune iſt beſſer, ſie kann wieder herzlich lachen. Arnsburg iſt geſtern geſtorben, was wir lange fürchteten, iſt endlich eingetroffen!

31. Auguſt. Jetzt kommen die letzten vierzehn Tage. Ich komme in den letzten Jahren zu keinem rechten Feriengenuß. Schon nach den erſten Wochen rechne und rechne ich, wie viel Tage mir noch bleiben. Zwei Monate ſind eigentlich eine lange Zeit und doch wieder — vergehen ſie ſo ſchnell.

2. September. Die alte Witch iſt plötzlich ſehr krank geworden, taub und halb blind!

4. September. Wenn's nur regnen möchte, dies herrliche Wetter macht es mir geradezu unmöglich, den Grundlſee zu verlaſſen.

5. September. Geſtern Abend brach ein furchtbares Wetter los. Was wir erſehnten, kam in Fülle. Ich ſegelte Nachmittags ins Gößl, beſuchte das alte, große Blockhaus, ſchnitt mir wie gewöhnlich einen unbrauchbaren Bergſtock und beſuchte auf dem Rückwege den Ranftlmühlfall.

13. September. Ich wollte in den letzten Tagen nichts einſchreiben. Es thut zu weh. Am 7. September dachte ich: Gott ſei dank, noch acht Tage. — Heute iſt der 13., und morgen müſſen wir fort von hier. Wie ſchwer wird mir diesmal der Abſchied. Was werden wir dieſen Winter erleben? Wird Zerline wieder bühnenfähig, und wenn nicht, wie wird ſie's ertragen? Ich ſelbſt fühle mich nicht gekräftigt, im Gegentheile, in Wien ging mir's beſſer. Die ewige Sorge um Zerline reibt mich auf. Ich kann nicht mehr recht luſtig ſein, und das iſt das Schlimmſte. Ich bin zu alt, um neue Ordnung über mich ergehen zu laſſen, das lange Alleinſein, durch die Abweſenheit Zerlinens bedingt, die ewige Angſt hat mich mürbe gemacht . . .

13. September, Abends. Die Koffer ſind gepackt, morgen Früh geht es fort! Eben hat es ſich herausgeſtellt, daß es unmöglich iſt, die alte Witch zu halten. Ich muß ſie erſchießen. Ein hartes Stück. Aber mein kleiner Liebling ſoll, ohne daß er es ahnt, ſterben! 17 Jahre war ſie Tag und Nacht um mich, ſie liebt mich nur allein, und ich muß ſie tödten. Ich werde, ſo komiſch das den meiſten Menſchen erſcheinen würde, lange leiden und ſie nie vergeſſen. „Aber, wat ſien mut, mut ſien!"

14. September. Heute Morgens 6 Uhr habe ich meine liebe, alte Witch erschossen. Sie starb ahnungslos, lautlos. Eine traurige Rückreise! Sie liegt im Grundlsee, da wo er am tiefsten ist. Sie wird nicht beunruhigt.

15. September. Wien. Finde Alles in guter Ordnung. Zerline hat die Fahrt merkwürdig gut überstanden. Es war unerträglich heiß.

16. September. „Ottokar." Das Haus dicht gefüllt, aber der innige Zusammenhang mit dem Publicum existirt nicht mehr. Keiner von den Schauspielern wurde begrüßt, und im Laufe des Abends wenig oder gar nicht applaudirt. Nach der Vorstellung lange Sitzung im Löwenbräu mit Burckhard ꝛc. Morgen spielt Zerline. Sie ist ungewöhnlich erregt. Wenn's nur gut geht. Ich habe nicht weniger Angst als sie.

17. September. „Die Welt, in der man sich langweilt." Ich sah mit Angst und Sorge dem ersten Auftreten Zerlinens entgegen, es ging über alle Erwartung gut. Sie spielte scheinbar ohne Anstrengung. Sie war frisch und voll Humor. Wenn's nur vorhält. Ich möchte so gerne daran glauben, aber ich kann's nicht.

18. September. „Geschwister." „Clavigo." Merkwürdig genug hat dieser Goethe-Abend wenig Verehrer. Es war wie immer — leer.

21. September. „Verlorenes Paradies." Die Nervösen sind unberechenbar. Zerline hat alle Angst und Sorge zu Schanden gemacht. Sie spielte ruhig und ohne Aufregung und war, was das Beste an der Sache, nach der Vorstellung wenig ermüdet. Möchte es so bleiben!!

24. September. „Zrinyi." Die Vorstellung konnte natürlich kein starkes Interesse erringen. Man hätte überhaupt das Stück nicht kritisiren sollen. Es handelt sich ja nicht um einen Gewinn fürs Repertoire, sondern um die Huldigung eines jungen deutschen Dichters, der echte, deutsche Lieder geschrieben hat. Mit dem „Gloster" bin ich fertig.

27. September. „Cabale und Liebe." Ich fühle mich unbehaglich, wüst im Kopfe und bin total heiser. Es wäre grausam abzusagen. Fräulein Hruby, die kleine, hübsche Debutantin wäre mit Recht namenlos unglücklich. Ich werde mich durchzulügen wissen.

28. September. Die Hruby hat nicht allein dem Publicum, sie hat auch uns gefallen. Sie ist hübsch, liebenswürdig, sympathisch, die Mittel sind klein, aber werden ausreichen, wenn sie sprechen gelernt. Sie ist noch sehr jung und kann noch viel lernen.

29. September. Die Heiserkeit wächst. Das Zahnleiden und Entzündung des Kiefers scheint sich zum Bessern zu wenden. Es wird mir nicht schwer, das Haus zu hüten, ich habe meinen alten Freund Walter Scott herausgesucht. Ich las den „Talisman", und alle Jugenderinnerungen erwachten mit voller Glut. Ich dachte an „Kenneth, den Leoparden", den ich in Cassel herunterbrüllte, daß die Coulissen wackelten, und sämmtliche Frauen und Mädchen zu meinen Füßen lagen . . .

30. September. Heute geht es etwas besser, doch nur etwas. Ich habe den ganzen Tag gelesen. Walter Scott (Kloster). Die heutige Jugend versteht diesen Gewaltigen nicht mehr, lacht über die Romantik und langweilt sich bei den lehrreichen, wundervollen, klaren Beschreibungen von Volk, Land und Sitten!

Die Historiker belächeln ihn ebenfalls, freilich hält er sich nicht an genaue Daten und an einzelne Personen und Persönlichkeiten, aber er gibt, was mir die Hauptsache ist, ein klares Bild der Zeit und des ganzen Großen.

2. October. Soeben komme ich vom Doctor, die Kieferentzündung wird nicht so schnell gehoben, als er ursprünglich glaubte, auch die Heiserkeit ist hartnäckig, ich werde kaum die nächste Woche spielen dürfen. Wie ungewohnt ist mir das Kranksein, ich meinte, ich pfiffe auf dem letzten Loch, und Urbantschisch meint, das sei nicht einmal Krankheit zu nennen. Meine Frau hätte wohl größeren Grund zur Klage, sie ist wieder sehr schwach!

November. Seit dem 6. October habe ich es ängstlich vermieden aufzuzeichnen. Ich habe etwas vom Vogel Strauß in mir. Ich trage Unglück leichter, wenn ich alle Reflexionen, Betrachtungen, Besprechungen vermeide. Am verhaßtesten ist mir das übliche „Wenn" in schlechter Lage, die nicht zu ändern. „Wenn du das oder jenes gethan hättest!?" Unsinn! Alles kommt, wie es will und wie es muß. Da hilft kein Ausweichen, kein Vorbauen. Ich sah einmal einen armen Teufel, der mit großer Geschicklichkeit einem schnell fahrenden Comfortable auswich. Bevor er sich noch seines Glückes freuen konnte, lag er unter den Pferden eines Stellwagens. Alles ist Verhängniß — μοῖρα — die alten Griechen kannten den Schwindel. Zerline wurde von Tag zu Tag schwächer, nervöser. Die Aerzte riethen wie gewöhnlich Luftveränderung, diesmal hatten sie merkwürdigerweise recht. Zerline erholte sich von Tag zu Tag und kam vollständig genesen von Abbazia zurück.

10. October. Im Theater wurde inzwischen mit einer wahren Wuth gearbeitet, gehetzt, überstürzt. „Der Mohr des Czaren." Acht Proben, vier Aufführungen.

15. October. Ich spielte den „Gloster" zum erstenmal. Ich war, wie man mir sagte, vortrefflich. Viel Müh' und Arbeit steckt in dieser undankbaren Rolle.

22. October. Im „Richter von Zalamea" spielte ein Fräulein Deman.

31. October. Es kam „Macbeth". Sonnenthal ist kein „Macbeth" in Shakespeare's Sinne, aber er bringt eine wohlgeordnete, fleißig ausgearbeitete Leistung, die jeder Schauspieler bewundern wird, und man konnte sich freuen, daß man dieses größte Werk des größten Dichters wieder auf der Bühne sah. Die Scenirung gelang mir vortrefflich, sie wurde sehr gerühmt.

2. November. Es spielte unser Burgtheaterkind Kallina die „Ahnfrau". Alles staunte über die fabelhafte Technik, über die Benützung der verschiedenen Vorbilder . . .

14. November. Zerline kam, jetzt sah sie anders aus als damals, als sie von Meran zurückkehrte. Ich bin kein Optimist, aber jetzt glaube ich an ihre Heilung. Ich muß noch erwähnen, daß ich am 8. Mittags, den „Marquis von Seillanes", welchen ich vor acht Jahren zum letztenmale gespielt, für den Abend übernahm, an Stelle des erkrankten Devrient. Eine hübsche Leistung für solch alten Kerl.

17. November. „Das Liebesopfer." (Ohnet) Die neue realistische Zeit läßt dergleichen Romantik, die nebstbei etwas erlogen ist, nicht mehr aufkommen. Das Stück wurde trotz des ausgezeichneten Spieles der Wolter und der Anderen sichtbar abgelehnt.

21. November. „Das Fest auf Solhaug." Miserabel scenirt, miserabel gespielt, holperte dieses reizende Ding über die Bühne. Wie hätte das gefallen können bei richtiger Besetzung und fester Scenirung.

26. November. „Wintermärchen." Zerlinens erstes Auftreten. Sie ist wirklich hergestellt. Alle, die ihr wohlwollen, hatten ihre helle Freude dran.

29. November. „Cäsar." Schwach besucht.

30. November. „Macbeth" that wieder seine Schuldigkeit. Bis auf den letzten Platz ausverkauft. Sonnenthal hat große Fortschritte gemacht. Er ist zwar noch immer modern, aber die Farben haben an Frische und harmonischer Stimmung gewonnen.

3. December. Ich habe „Fräulein Julie" von Strindberg gelesen. Eine Abscheulichkeit ohnegleichen. Vor längerer Zeit hat Kalbeck eine vortreffliche, schonungslose Kritik geschrieben, die nicht allein Strindberg, sondern seine mitschuldigen Collegen hell und richtig beleuchtet. Man muß ja diese Bande hassen, und doch ist sie im Grunde tief zu beklagen, die armen Narren sind blind, sie sehen die Sonne nicht. Sie fühlen nur den kalten, feuchten Nebel.

4. December. Generalprobe von „Einsame Menschen" von G. Hauptmann. Abgesehen von der Richtung, welche mich persönlich anwidert, ist Alles klein und ausgetüftelt. Die Figuren sind alle mehr oder weniger wahr, aber die Situationen sind bei den Haaren herbeigezogen. Es fehlt jede Spur von Handlung. Die Conflicte, die das Drama in Fluß bringen sollen, sind uns schon in der ersten Hälfte des ersten Actes vollkommen klar. Aber nichts geht vorwärts, nichts entwickelt sich, Alles läuft hintereinander im Kreise herum, bis schließlich der Kreis ein Loch zeigt, in das Alle hineinspringen und — verschwinden. Der Held, den vielleicht wohlgezählte Fünfundzwanzig gründlich curiren würden, ersäuft sich, seine Frau stirbt demnächst, und die alten Eltern, die furchtbar fromm sind, gehen natürlich an dem gottlosen Sohn zugrunde. Das kleine Kind muß so kränklich sein, daß es beim ersten Schnupfen die Diphtheritis bekommt; Herr Braun und Fräulein Mahr werden sich in nihilistische Umtriebe verwickeln, er kommt nach Spandau, sie nach Sibirien, übrig bleibt nur die Amme, die allerdings kerngesund scheint und wahrscheinlich noch viele Kinder aufsäugen wird. Ich verließ die Probe in zornigem Katzenjammer.

6. December. „Einsame Menschen" zum erstenmale. Getheilter Erfolg. Die Gallerie mit den unreifen, neudramatischen Buben besetzt, applaudirte bis zur Bewußtlosigkeit; inzwischen wurde gezischt, und bei den ernstesten Scenen gelacht, man ließ sich die Marterei nicht gefallen. Die Darstellung, mit Ausnahme des Fräuleins Deman, von der Bauer sagt: „Eine Wüste in einer Oase!" — ausgezeichnet. Eine echte, alte Burgtheaterleistung. Die Zeitungen sind reservirt, gehen um den Brei herum. Die Darstellung wird allgemein gelobt.

10. December. „Traum ein Leben." Auf ein Haar wäre ich stark zu Schaden gekommen. Ja sogar bei weniger festen Knochen und bei schwächerem Rückgrat hätte ich mir eine tödliche Erschütterung zuziehen können. Ich stürzte durch die Nachlässigkeit des Herrn N. N., der die Matratze auf eine unrichtige Stelle gelegt, auf den harten Boden. Die Geschichte ging Gott sei dank ziemlich gut aus. Ich hatte zwar starke Kopfschmerzen, aber sie verloren sich durch mehrstündige Eisumschläge. Ich zitterte für meinen „Hagen".

11. December. „Nibelungen." Gott sei dank, keine Probe, ich bleibe den Morgen ruhig zu Hause, flicke und glätte meinen „Hagen" und fühle dann und wann nach meinem Schädel, der nur noch ganz leise an den gestrigen Unfall mahnt. Wie wird's mir heute Abend gehen? Bin ich noch der starke Mann? Habe ich noch die eiserne Energie, eine Müdigkeit, die durch wochenlange Arbeit, reine Schinderei, hervorgerufen, auch den stärksten Mann ergriffen hätte, zu überwinden und den „Hagen", das Wahrzeichen meines Theaterlebens, voll und ganz hinzustellen? Angst habe ich, aber an Muth und Entschlossenheit fehlt's mir doch nicht. Nur 'rin ins Feuer, das richtige Eisen kommt als Stahl heraus.

12. December. Ueberstanden! Ich bin voll und ganz mit mir zufrieden, und die Anderen sind's auch. Sämmtliche Blätter überströmen von Anerkennung. Ich werde geradezu verherrlicht. Ich fühle noch die alte Kraft, die ich heute, starke Technik, die ich leider erst in den letzten zwölf Jahren erworben, erhöhe. Ich darf mit Stolz sagen: heute, mit 66 Jahren, spiele ich den mächtigen „Hagen" in jeder Beziehung mächtiger als vor 28 Jahren, wo das Stück zum erstenmale gegeben wurde. Jetzt heißt's auch den zweiten Theil bewältigen. Es wird schon gehen.

13. December. „Kriemhilds Rache." Ich ging mit bösen Ahnungen ins Theater, ich fühlte mich übermüdet, unsicher, wiederholte während des Schminkens schwierige Stellen meiner Rolle. Im ersten Acte war ich wirklich zerstreut und innerlich haltlos, dann wuchs ich, bäumte mich gegen mich selbst auf und kriegte Oberwasser. Im dritten und vierten Acte war mir's, als ob ich mit dem Teufel raufte, so wild gewaltig wurde mir zu Muth. Reichlicher Beifall. Zerline kennt mich so genau, daß sie mir das, was ich fühlte, vom Gesichte gelesen. Sie sagte mir die Stelle: „Als ich vorhin das Schiff zu suchen ging, traf ich Meerweiber an ꝛc.", wo ich die Nerven abgeschüttelt und ohne diese Spielverderber tapfer ins Zeug ging.

14. December. Wie in den „Nibelungen", auch hier einstimmiges Lob. Ich soll im zweiten Theile mächtiger gewesen sein als im ersten. Die Rolle ist mächtiger, und das versteht auch der beste Theil des Publicums nicht.

16. December. „Nibelungen." Erster Theil. Die Hruby über alle Erwartung gut. Krastel hie und da vortrefflich. Der feste, vornehme, große Styl des alten Burgtheaters ragt gewaltig wie ein Leuchtthurm über die niederen Regionen. Ich empfand das, wie ich Baumeister's Rede und Spiel verfolgte. Er macht das ohne Technik, kann kaum die Rolle auswendig, aber das Individuum ist gewaltig. Man zweifelt nicht an diesem Volker, der wirkliche kann auch nicht anders, nicht fester und mächtiger dreingeschaut haben.

17. December. „Einsame Menschen." Logen und Gallerien ganz einsam.

Jetzt kommt eine Schreckenszeit. Ich schreibe dies am 13. Jänner 1892. Also am 19. December ging ich Früh um 10 Uhr aus. Ich wollte zu Kanitz, rauche behaglich meine Cigarre, da, als ich ins Haus trete, war mir's, als hätte mich Jemand ins Genick geschlagen. Mich fröstelte, und kaum bei Kanitz angekommen, empfand ich Uebelkeit. Ich fuhr sofort nach Hause, unterwegs Schüttelfrost. Ich langte halb ohnmächtig in meinem Zimmer an, suchte Zerline zu beruhigen, und kaum im Bett, verlor ich die Besinnung und delirirte. Meine

arme Frau pflegte mich drei Tage hindurch liebevoll und unermüdlich; dann erlag sie den Anstrengungen. Sie mußte ebenfalls ins Bett. Am Weihnachtsabend konnten wir uns nicht einmal die Hand drücken. Jedes lag in einem anderen Zimmer. So traurige Weihnacht kenne ich nur aus meiner Kindheit. Am Neujahrsabend verließ ich auf ein paar Stunden das Bett, aber ich war froh, als ich wieder lag. Zerline liegt fest danieder, das war zu viel für sie. Am 5. Jänner verließ sie das Bett. Am 8. Leseprobe von „Pastorin" von R. Voß. Ich war so thöricht, zur Probe zu gehen, mußte es aber schwer bezahlen. Dieser sogenannte Probesaal ist ein scheußliches Institut, schlechte Luft, schlechte Heizung und ewiger Zug. Ich holte mir eine Halsentzündung und fürchte, daß meine Collegen auch nicht ungerupft davon kommen. Ich habe diese langen drei Wochen nicht müßig verbracht. Ich repetirte Walter Scott und nahm W. Alexis vor. Letzterer hat eine dünne Ader von meinem geliebten Scott. Er schildert Zeit und Menschen eingehend und charakteristisch. Aber er ist von einer Breite, die manchmal geradezu empört. Die heutige Generation in ihren Siebenmeilenstiefeln wirft einen Häring'schen Roman nach den ersten zehn Seiten in die Ecke. Black hat treulich bei mir ausgehalten, er geht mir kaum von der Seite; er ist ein braver Gesell. Am Samstag soll ich zum erstenmal wieder spielen „Weh' dem, der lügt". Ich bin verzagt, wie wird es gehen?

20. December. „Das Hinderniß."

Am 16. December sollte Generalprobe sein; für Zerline und mich traten Frau Lewinsky und Herr Bonn ein. Sie lernten die Rolle über Nacht. Das Stück fiel durch bis auf die Knochen und wurde viermal gegeben.

19. Jänner. „Weh' dem, der lügt." Es war der Schatten vom alten Kattwald, mir ist, als könnte ich niemals wieder die alte Kraft gewinnen. Nebenbei starke Zahnschmerzen, ich werde mir morgen die Wurzeln reißen lassen. Courage habe ich noch immer. Ich würde auch heute noch mit dem Teufel raufen.

2. Februar. „Die Pastorin." Wolter und die Hartmann ausgezeichnet; die beiden „Fischer", von mir und Thimig gespielt, brachten Licht in den Nebel.

Palmsonntag in Böslau. Eine traurige Zeit liegt hinter mir, und einer traurigeren gehe ich entgegen. Meine arme Frau ist seit Anfang März in Meran, und die Briefe lauten nicht tröstlich. Wie soll das enden? Was ist aus mir geworden! Wohin ist meine Kraft, meine Energie, meine unzerstörbare Lustigkeit? Mein Befinden ist zeitweise ein gutes. Ich habe vor Kurzem den „Gloster" in „Lear" mit Kraft und Feuer gespielt. Aber die nächsten Tage waren wieder schlecht. Ich will die Osterwoche in Böslau zubringen. Ich wohne reizend, mit Schöne im selben Hause. Aber ich soll keine Ruhe finden. Gestern erhielt ich einen Brief mit Bleistift geschrieben. Heute eine Depesche, daß Zerline nicht schreiben kann, also wieder ein Rückfall. Diese Ungewißheit ist schrecklich. Freudlos und tief melancholisch frage ich mich oft: könntest du noch leben, wenn deine Frau stürbe? Soll ich nach Meran reisen? Ich würde sie und mich nutzlos erregen. Wir würden die paar Tage in Angst und Sorge verbringen und durch neue Trennung uns neue Schmerzen bereiten. Und ich selber bin noch so hinfällig, daß ich die weite Reise nur mit größter Anstrengung und Aufbietung aller Kräfte machen könnte. Genug, was hilft das Klagen.

11. Februar. Schöne kam gestern und thut mir Gutes, so viel er kann. Er fühlt wohl, wie mir zu Muthe ist. Mein Fuß schmerzt noch immer und hindert mich, ausgiebige Spaziergänge zu machen. Wie gerne wollte ich zehnmal mehr Schmerzen erdulden, wenn ich den Druck auf Hirn und Herz los wäre. Immer sehe ich meine arme Frau auf ihrem Schmerzenslager. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich sie so lieb habe. Am Nachmittag kommt Toni mit erschütternden Nachrichten; Zerline telegraphirt, sie will mich sehen. Mir fuhr ein Nagel durch den Kopf und Alles tanzte vor meinen Augen. Also rasch nach Wien zurück, zusammengepackt, dann mit Toni und Black auf die Bahn. Schauerliche Fahrt! Wie ich mich auch zusammennahm, in mir bebte und zitterte jeder Nerv. Die letzte Stunde war unerträglich. Ich hätte zum Wagenfenster hinausspringen mögen, um nach Meran zu laufen. Gibt es für rasende Ungeduld eine befriedigende Schnelligkeit? Ich las, um meine traurigen Gedanken abzulenken, „Robin den Rothen". Endlich Meran! Ottilie Fischer erwartet mich am Bahnhof und sagt mir beruhigende Worte. Nach einem furchtbaren Anfall geht's besser, viel besser. Wie ich die Treppe hinaufstürzte! Meine arme Zerline, die einstens so himmlisch schön, ein Jammerbild! Und wie sie sich freute! Von Stunde an ging's ihr besser. Wir verlebten ein paar glückliche Tage. Ich machte mit Toni ein paar Ausflüge. Zenoburg, Schenna, Labers ꝛc. Zerline erholte sich wirklich. Das Auge wurde hell und die Farbe frisch. Sie benahm sich tapfer beim Abschied. Wir aßen bei ihrem Bett unser letztes Mahl. Sie hatte Champagner bestellt, trank auch mit: dann auf die Bahn, schändliche Nachtfahrt! Das Wetter paßte zu der Stimmung. Der Himmel bleiern, die Gegend in Schnee gehüllt, trostlos! Nachmittags von Zerline eine wunderbare Depesche erhalten.

Am 18. April hatte Gabillon jene Tagebucheintragungen abgeschlossen; er war am 17. unsäglich traurig in Wien angekommen und schrieb seiner Zerline von der zurückgelegten Reise u. A.: „Ich lag dann und wann zusammengekrümmt wie ein Fiedelbogen, schlief sogar hie und da, aber im Ganzen war doch meine Unterhaltung mit Frau Zerline in Meran das einzig Erquickliche. Ich machte tausend Pläne, baute die schönsten Luftschlösser. Wenn es Dir jemals halb so gut geht, wie ich es Dir zugedacht und ausgemalt, dann hast Du für alle Zeiten genug. Was mich am meisten wundert, ist, daß diese Höllenfahrt mich sehr wenig ermüdete. Ich bin ganz frisch, und wurde sogar nach Deinem Telegramm lustig. Ich habe mir für heute alle Besuche und Einladungen verbeten. Ich will still zurückdenken an die letzte Woche, wo ich mit meiner lieben Frau so gute, selige Stunden verlebte." Den nächsten Tag erzählt er ihr alle großen und kleinen Theaterereignisse: „Ich mußte gestern Abends mit dem Director über „Wallenstein's Lager" conferiren, das am Sonntag in der Oper zur Radetzky-Feier aufgeführt werden soll. Man wählt die Oper, weil man fürsorglich wünscht, daß alle geladenen Gäste hören und sehen, was auf der Bühne vorgeht."

Am 20. April spielte Gabillon den „Kattwald" mit alter Frische und einer Lustigkeit, hinter der man all die Sorgen und den Theaterüberdruß nicht ahnte, von denen er geplagt wurde. Die Neuscenirung des „Lagers" machte ihm wenig Spaß mehr, schrieb er doch: „Heute kriegst Du keinen langen Brief; ich war mehrere Stunden im Opernhause, eine Hitze, ein Gestank, ein Spectakel, man hätte verrückt werden können." Aber als Alles gut vorüber war, kam doch ein Hauch alter Lebensfreudigkeit über ihn, zumal die Nachrichten über den Zustand seiner Frau wieder besser wurden. „Endlich ist der alte Radetzky aufgestellt, Lärm genug hat er gemacht. Das Operntheater bot gestern Abends einen seltenen, wirklich sehenswerthen Anblick. Zweitausend Officiere in reichen Uniformen, elektrisch beleuchtet, das sieht man wohl selten. Unser ‚Lager' ging vortrefflich, das ging wirklich wie ein Mühlrad flink ineinander auf ‚Wort und Wink!' Ich fühlte mich zum erstenmale wieder als alter Recke. Ich war von einer Lebendigkeit und einer Frische, daß ich selbst über mich erstaunte. Nun heute bin ich nach einem allerdings langen Spaziergange ziemlich müde, aber ob das von ‚Wallenstein's Lager' oder vom Löwenbräu herrührt, wo ich gestern bis späte Mitternacht verblieb, weiß ich nicht. Baumeister verursacht uns viel Kopfzerbrechen, er refüsirt entschieden jede öffentliche Feier. Er will keine Jubiläumsrolle, kein Jubiläumsbankett. So werden wir ihm, es bleibt nichts Anderes übrig, im Kreise seiner Familie die Lorbeerkrone mit einigen Worten überreichen." Gabillon arbeitete damals die Rede an Baumeister aus, mit jenen Schweriner Jugenderinnerungen verflochten, die schon erwähnt, doch kam er nicht dazu, sie zu sprechen. Er hatte noch einmal die Beruhigung, seiner Frau schreiben zu können: „Deine Briefe erfreuen mich wahrhaftig. Also, Du schaust schon lustig drein? Fahre so fort, mein gutes Weib, und bringe in einigen Wochen Deinem armen, verlassenen Mann eine schöne, gesunde und lustige Frau nach Wien. Im Uebrigen gibt es nichts Neues. Ich wage kaum unseren Garten zu betreten, ich habe stets Gewissensbisse, ihn allein zu genießen. Du fehlst mir überall. Ich mag nicht auf die Linde sehen, unter der wir des Morgens saßen, und die jetzt lustig in die Höhe geschossen. Ich mag auch unser Lusthaus nicht herrichten, allein kann und mag ich mich nicht hineinsetzen. Wir bekommen dies Jahr auch vielen Flieder, es knospet schon reichlich. Am meisten rühren mich immer Deine Ribiselsträuche; mit welcher Sorgfalt hast Du sie gehegt und gepflegt! Sei tausendmal gegrüßt und geküßt, meine Alte; wann werde ich Dich wiedersehen?" Die letzten Zeilen, die Frau Zerline von ihrem Gatten in Händen halten konnte, lauteten wiederum hoffnungsvoll und sprachen merkwürdiger-

weise von der letzten Rolle, in der sie aufgetreten war: „Dein letzter Brief," so schreibt er am 28. April, „hat mir wohlgethan. Ich glaube daraus einen Fortschritt in Deiner Besserung entnehmen zu können. Ich erflehe jetzt nur von meinem gütigen Geschick (fürs erste natürlich), so viel Gesundheit für Dich, daß Du die Reise nach Wien ohne Nachtheil unternehmen kannst. Wenn ich Dich nur erst einmal hier habe. Gestern war ‚Traum ein Leben', leeres Haus, schlechte Vorstellung. Ich habe meinen Speer regelrecht geworfen und bin ohne Zagen von meiner Brücke gestürzt. Den ganzen Abend mußte ich an Dich und an Deine Glanzleistung denken. Wann werden wir wieder mitsammen spielen? An jenem Tage trinke ich nach der Vorstellung eine ganze Flasche Champagner, mit dem Motto: ‚In solchem Falle hole der Teufel allen Katzenjammer'." Während Zerline Gabillon diese Zeilen gelesen, war ganz jäh eine böse Wendung in ihrem Befinden eingetreten, und am Morgen des 30. April erhielt Dr. Bettelheim ein Telegramm aus Meran, das den Zustand der Kranken als bedenklich bezeichnete. Gabillon wurde diese erschreckende Mittheilung gemacht, als er gleichzeitig einen längeren Brief von seiner Frau erhielt, der von allerhand frohgemuthen Sommerplänen, Reisebestimmungen, Sehnsucht nach „Daheim" sprach. Gabillon faßte in Folge des Telegramms sofort den Entschluß, nach Meran zu reisen. Während er ausging, um allerhand Reisevorbereitungen zu treffen, langte ein zweites Telegramm an, das die letzte Nachricht brachte, die unbarmherzig aller Hoffnung und allen Plänen ein Ende bereitete. Und der sonst so starke Mann brach in wortlosem Schmerze zusammen. Eine Stunde später kam noch ein Brief von seiner armen Frau, vor kaum 24 Stunden mit letztem Kraftaufwande geschrieben, der ihm viele Grüße sammt der Mittheilung brachte, es gehe ihr ganz gut, sie sei nur sehr müde — sterbensmüde! — Er aber mußte sich nun zur dritten Fahrt nach Meran rüsten, um die geliebte Frau heimzuholen. Welche Qual war diese Reise und welcher Schmerz das Ankommen, als er seine Zerline in der Friedhofskapelle aufgebahrt fand, zwischen hochragenden Lorbeerbäumen und brennenden Kerzen, und endlich auch den letzten Abschied von der Todten nehmen mußte. Er war auch nicht im Stande, gleich wieder fortzureisen, doch suchte er nicht wie Andere nach solchen Erschütterungen neue Kraft durch Ausruhen zu erringen, sondern in der Bewegung. Er machte lange Wanderungen nach Schloß Tirol und Burg Schenna, ehe er den langen Weg nach Hause antrat, wo neue Aufregungen seiner harrten.

Am 5. Mai haben sie Zerline Gabillon, an einem sonnigen Frühlingstage, auf dem in jungem Grün prangenden Matzleinsdorfer Friedhofe

begraben, und als ihr Gatte zwischen den beiden Töchtern hinter ihrem Sarge schritt, tief gebeugt, mit schmerzdurchfurchten Zügen, war er mit einemmale ein alter, ganz alter Mann geworden. Fast 36 Jahre war er mit der Frau vereint gewesen, die man nun vor seinen Augen in die Erde senkte.

Wenige Wochen später hatten ihn die Aerzte nach Carlsbad geschickt, von wo aus er an seinen Schwiegersohn Dr. Bettelheim schrieb:

Carlsbad, Juni 1892.

Lieber Toni!

Schon längst hätte ich Dir schreiben sollen, aber, so sonderbar es klingt, die Zeit ist zu knapp. Nach dem Trinken, nach dem Baden ist man stundenlange ein denkunfähiges Geschöpf. Physisch greift mich die Cur nicht besonders an. Nach dem Moorbade thun mir allerdings die Glieder weh. Meine Stimmung wechselt, oft bin ich frisch, munter, sogar zu Dummheiten aufgelegt, ich denke dann an meinen treuen Gespielen Thimig, dann aber, wenn mich irgend etwas an die furchtbare Vergangenheit mahnt, überfallen mich plötzlich böse Gedanken. Trauer, Hoffnungslosigkeit und Sehnsucht nach meiner armen Frau, machen mich dann unzugänglich für alle Welt. Ich liege in heißem Brüten da wie ein krankes Wild. So war es auch heute Morgens nach dem Bade, doch mein Dämon war milder als sonst. Ich machte in Gedanken wieder die Reise nach Tirol mit Dir, ich sah uns auf dem steinigten Wege nach Schenna und Schloß Tirol, ich fühlte wieder Deine treue Sorge um mich, und da überkam's mich mit Macht, daß ich wirklich undankbar gegen meinen guten, braven Reisegefährten handle. Ich schüttelte mich fest, packte alle meine Energie zusammen und sitze jetzt am Schreibtische und schreibe Dir einen melancholischen Brief. Die Briefe meiner Kinder und Freunde nehme ich mit jenem Entzücken entgegen, das Noah empfunden haben mag, als er die Taube mit dem Oelzweige sah. Ich habe hier einige Bekannte gefunden, mit denen ich frühstücke und hie und da Tarok spiele, aber eigentlich brauche ich Niemand, ich bin am liebsten allein, mit meinem Black allein. Doch das verstehst Du nicht, die hohe Gabe der Hundeschätzung ward Dir von der Natur versagt. Ich danke Dir noch für Scheffel's „Episteln", meine ganze Jugend wurde lebendig. Ich glaube, das Buch hätte ich auch schreiben können. Ich habe mich so tief hineingelesen, daß ich meinen armen Scheffel fortwährend aufrichtig bedauerte, daß er all den schönen Durst an italienischen Wein verschwenden mußte. Hast Du etwas hübsches Neues, so schicke es mir. Schöne hat mich auch mit Lectüre versorgt: „Weimaraner Hoftheater unter Goethe." . . . .

Eine Nachcur in Gastein, ein mit all den Seinigen verbrachter Sommer am Grundlsee folgte. Wie es in seinem Gemüth aussah, zeigt der Brief, den er zu Schluß der Ferien an die nach Wien vorausgereiste Tochter richtete:

Grundlsee, August 1892.

Meine liebe Helene!

Also am Mittwoch geht's fort. Mir ist, als reiste ich in ein fremdes Land. Werde ich mich wieder einleben, werde ich die alten Wege wieder mit alter Sicherheit

gehen? Ich fühle mich wieder kräftig, meine Nerven sind frisch, ich habe heute sogar einen Punkt geschossen und bin mit neuen Silbergulden und Hochleben geehrt worden, aber trotz Allem ist mir, als hätte ich eigentlich auf der Welt nichts mehr zu suchen. Es ist ja auch verflucht schwer, noch im Greisenalter ein neues Leben beginnen zu wollen. Doch was helfen alle Klagen, ein alter Hauptmann pflegte zu sagen: „Seids froh, daß ihr lebt, Amüsement ist nicht. Man kann nicht zugleich Maultrommel spielen und sich rasiren.“ Also, ich werde mich fürs Erste aufs Rasiren beschränken. Wir hatten hier schlimme Tage, die Berge sind noch immer mit dichtem Schnee bedeckt, selbst die hochgelegenen Wälder und Wiesen sind weiß.

Und jetzt, meine liebe Helene, auf Wiedersehen! Ich muß ja dem Schicksal dankbar sein, daß mir der Grundlsee erhalten bleibt. Die Zeit meines Hierseins ist mir rasch und gut verflossen . . .

Dein

Vater.

Fünftes Capitel.

Jubiläum und Ende.

... Das ist Menschenlos, bald fehlt uns
der Wein, bald fehlt uns der Becher! ...
Friedrich Hebbel auf dem Sterbebette.

Ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Frau ist Gabillon ins Döblinger Cottage übersiedelt, wo er ein kleines Haus mit Garten gekauft; dort hat er sich bald ganz heimisch gefühlt, freute sich nun auch in Wien Weinranken und Tännlinge in eigenen Grund und Boden pflanzen zu können, und richtete sich das Haus ganz seinem Wesen entsprechend ein. Das große Wohnzimmer im Hochparterre zierten Waffen und Geweihe aus aller Herren Ländern: neben Schild und Speer eines Indianers hing eine Armbrust aus Theuerdank's Zeiten und Heimat, und eine Pistole, die vielleicht im Heere Napoleons I. bei den egyptischen Pyramiden gewesen, neben einem altpersischen Heroldsstab. Dazwischen zierlich geschwungene Antilopenhörner und die vielsprossigen Geweihe des Edelhirsches; vom Balken getragenen Holzplafond schwebte ein Luster nieder aus breit ausladenden, schaufelförmigen Rennthiergeweihen, die er einst vom Norden mit heimgebracht, eine weiße Eisbärdecke erinnerte ihn ebenfalls an jene schönen Tage, da er das Fell in Drontheim erstand, und neben dem, was des Waidmanns Freude war, erkannte man den feinsinnigen Künstler an den Bildwerken, die den Raum belebten. Vor Allem hob sich an der dunklen Täfelung Houdon's große Molière-Büste ab, mit den ganz durchgeistigten Zügen und dem überlegenen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen. Im Nebenraume hing ein rothleuchtender Makart, ein sehr anmuthiges Porträt von Gabillon's jüngerer Tochter, Frau Dora Fournier, neben dessen Farbenwirkung aller anderer

Wandzierat verschwand. Das Arbeitszimmer des ersten Stockes wurde von dem lebensgroßen Bilde Frau Zerlinens beherrscht, auch von Hans Makart in den Siebzigerjahren gemalt. Dieses Gemälde, das vielleicht nicht unbedingt ähnlich ist im gewöhnlichen Sinne des Wortes, gibt doch treuerfaßt den Eindruck der Persönlichkeit, in der Haltung und Bewegung des schlanken Halses, der schönen Hände, im Colorit der Haare und der Fleischtöne, das Ganze von einer ruhigen Vornehmheit, wie sie nur wenige Porträts von Makart aufzuweisen haben. Und wie liebte Gabillon dieses Bild, das ihm seine Zerline in der vollen Reife der schönen Frau vor Augen führte und ihn der heiteren Stunden gedenken ließ, da es unter der Hand des nun auch geschiedenen Meisters entstand. Die Miniaturen seiner französischen Großeltern, eine Vedute des alten Burgtheaters, von Rudolf Alt gemalt, sowie einige Aufnahmen zweier Lieblingshunde hingen auch noch in dem behaglichen Raume, sonst waren die Wände meist mit Bücherregalen bedeckt.

Wer Gabillon's Bücherei, die etwa 500—600 Bände faßte, eingehender musterte, bemerkte sofort, daß er einen ganz persönlichen literarischen Geschmack besaß, und das Buch für ihn nicht ein Ding, sondern ein Wesen war, das er im Leben nicht entbehren konnte. Fast jeden seiner Lieblingsdichter besaß er in mehreren Ausgaben. Da stand recht zur Hand der vielbändige, vielgelesene Walter Scott, mit dem ihn uralte Freundschaft verbunden. Gabillon's Freude an großen Heldenthaten, an ungewöhnlichen, ins Abenteuerliche und Mystische ragenden Begebenheiten, an den Schilderungen alter Schlösser, fremdländischer Waffen und Trachten, konnte der phantastische Schotte herrlich befriedigen. Nicht minder kannte und liebte er Dickens, schwärmte er für Jean Paul als die Wonne seiner ersten Jugend, während E. T. A. Hoffmann ihn immer wieder in seinen Zauberkreis bannte. Für den „Trompeter von Säkkingen" und „Ekkehard" entflammte er schon, als Lesewelt und Kritik im Großen und Ganzen von Scheffel überhaupt noch nicht Notiz genommen hatten. Hiddigeigei hieß auch der weiße Kater, der damals in seinem Besitze gewesen, und wer ihn die „Lieder vom Rodenstein" vorlesen gehört, der wußte erst die Größe des deutschen Durstes und die Schrecken der wilden Jagd zu ermessen. Und Uhland — wie hat er ihm „wohlgethan auf den Jugendwegen"; einmal nur wurde Lute durch ihn enttäuscht — er hatte sich den schwäbischen Dichter nicht anders als einen mächtig schönen Barden vorstellen können — als er plötzlich in einer Buchhandlung sein Bild gesehen — welch harter Schlag! Doch zum Beweise dafür, daß Gabillon nicht nur dem Hippogryphen „ins ferne romantische Land" gefolgt ist, sondern sich auch auf sehr realem Boden tummelte,

ſtanden in ſtolzen Reihen die Werke von Ranke, Mommſen, Schloſſer, Macaulay, Prescott und die Alten alle, vom Vater der Geſchichte bis auf Sueton und Tacitus, die ihm einſt auf den Bänken des Friedericianeums im Vereine mit dem „würdigen Homer" das Leben ſauer gemacht hatten. Nun er ſie ohne Büchner's Commentare und Vocabeln geleſen, hat er ſich treulich mit ihnen angefreundet! Aber, als wär's ein Stück von ihm, iſt ſein Landsmann Reuter ihm in Fleiſch und Blut übergegangen. Durch ſeine Vorleſungen hatte Gabillon den plattdeutſchen Dichter raſch in Wien eingeführt, und über das Fremdartige des Dialectes durch kleine Aenderungen allzu unverſtändlicher Worte und Wendungen leicht hinweggeholfen, und ſo war das Publicum mit einer Reihe der prächtigſten Schöpfungen Reuter's bald vertraut geworden — wie mit den Abenteuern des „Entſpector Bräſig", mit der luſtigen Weihnachtsgeſchichte: „Wat bi 'ne Aewerraſchung 'rut kamen kann", mit „Sparlingsſjochen, dem Rümmerdriwer" und „Woans it tau 'ne Fru kamm", ſowie mit den bedeutendſten Abſchnitten von „Ut de Franzoſentid". Am liebſten aber las er die Geſchichte vom „ollen Herrn Paſter, der ganz verluren in all de ſchöne Frühjahrspracht" dem jungen Hanne Nüte beim Weine einen fröhlichen Wanderſegen gab und meinte: „Nun, reiſ' mit Gott, mein lieber Sohn! Ich ſag' dir ſpäter meine Gründe für die Verderbtheit der Natur." Der ſtand Gabillon's Herzen immer am nächſten, denn von der „Verderbtheit der Natur" wollte er ja auch nichts wiſſen! Und ſo war es ein voller Genuß, ihm zu folgen, wie er aus der lehrhaften Paſtorenweiſe den längſt verklungenen, warmen, friſchen Ton des einſtigen Burſchenſchafters wieder emportauchen — und er ganz dramatiſch den würdigen Herrn fechtend agiren ließ: „Sieh, ſo mein Sohn, ſo wird's gemacht. So lag man aus, ſo kreuzte man die Klingen!" bis endlich die mächtig auflebende Jugenderinnerung in dem laut und fröhlich geſungenen: „Stoßt an, Jena ſoll leben, hurrah, hoch!" übermüthig durchgebrochen iſt. Sein urkräftiger Humor und ſeine Freude an der eigenen „leiwen Moderſprak" riſſen alle Zuhörer, beſonders die ſtets ſtark vertretene Studentenſchaft zu lebhaftem Jubel fort! Von den drei Reuter-Ausgaben, die in Gabillon's Bibliothek geſtanden, erzählt auch die älteſte darunter von all den Vorarbeiten für jene frohbewegten Abende, da gibt es Striche und Anmerkungen im Text, und ganz von ſelbſt klappt der Band ſchon auf, wo die Paſtorengeſchichte einſetzt! Aber in tadelloſem Glanze prangt noch jene Ausgabe, die Verleger Hinſtorff ſelber im Jahre 1873 Gabillon von Reuter überbrachte, mit der eigenhändigen Widmung des Dichters: „Seinem freundlichen Landsmann, der ſich ſo gütig für ſeine Schriften intereſſirt hat,

Herrn Hofschauspieler Gabillon, zum Andenken an Fritz Reuter. Eisenach, 17. Juli 1873." Schiller besaß er gar in vier Gestalten, von der großen Goedeke'schen Edition für das strenge, forschende Quellenstudium, bis zu den handlichen Miniaturausgaben, die er bei manchem Gang ins Freie in die Tasche schieben konnte. In nicht geringerem Ausmaße war seine Bücherei mit Goethe durchsetzt, der ihm noch höher gestanden als Schiller — aber Schiller stand ihm näher. Der war der Abgott und Führer seiner Jugend gewesen. „Ferdinand", „Rudenz", „Mortimer", „Max", „Carl Moor", „Spiegelberg", „Don Manuel", „Gianettino" und weit mehr noch hatte er gespielt, nein, sie Alle ist er gewesen in Stunden lodernder Begeisterung; und das Feuer, das in seinen Jünglingsjahren hell aufgeflammt, es hat ihn erwärmt bis an sein Lebensende. Es gab kein Schiller'sches Stück, in dem er in seiner 52jährigen Künstlerlaufbahn nicht drei, vier, selbst fünf Rollen besessen hätte, und alle gehörten zu seinen besten Leistungen. Nach dem „Rudenz", der ihn bei Bethmann's Truppe beglückte, dem „Melchthal", der einstens Julius Mosen ihn zum Förderer und Freund gemacht, wurde er nach Jahr und Tag zum unübertrefflichen „Geßler". Der Schlachterzählung des „Raoul" folgte der stürmische „Dunois", „Carl VII.", „Lionel", und als würdigster Abschluß der edle „Talbot", in dem er den Denker und den Helden meisterhaft zur Geltung brachte. Und gar „Wallensteins Lager", wo er in Hannover mit dem „Holkischen Reiter" einsetzte und in Wien ein „Wachtmeister" war, in dem sich sein ganzes tapferes, frisches, kerndeutsches Wesen spiegelte. Die Rolle bereitete ihm stets ebensoviel Freude als die Scenirung des Stückes, im alten und neuen Hause, bei allen mehr oder weniger festlichen Anlässen. Uebrigens hatte er so nach und nach fast alle Schiller'schen Dramen in Scene gesetzt, wie auch viele Goethe'sche Tragödien, unter denen besonders der „Götz" ihm ans Herz gewachsen war. In seiner Jugend hatte er den „Franz" mit Erfolg dargestellt, dann den „Weislingen" und endlich den „Selbitz" mit so viel Ueberzeugung, als wäre er selber einmal auf dem Wege der Seelenwanderung der tapfere, treue, leichtsinnige Haudegen gewesen, der zum Schlusse sogar verwundet am Boden liegend noch die Feinde in die Flucht geschlagen. Die Rollen im „Faust" wurden ihm gleichsam zum Markstein seiner künstlerischen Entwicklung. Der „vierte Handwerksbursche" — jung, fidel und raufluſtig — war seine erste Sprechrolle in Rostock; „Brander", singend, randalirend, champagnerdurstig — war seine Antrittsrolle in Oldenburg; in Hannover gehörte der derbe, grundbrave „Valentin" zu seinen anerkanntesten Leistungen; in Wien, da er unter Laube in heißem Ringen und Kämpfen sein Repertoire ausbaute,

ſpielte er den „Mephiſto", der aber weitab von ſeinem Gebiete lag und kein Erfolg geworden. Endlich in der Zeit ſeiner künſtleriſchen Reife und Abgeklärtheit ſprach er den „Erdgeiſt" mit überlegener Gewalt — und ſprach juſt darin ſein letztes Wort auf der Bühne. Im zweiten Theile „Fauſt" machte ihm die Rolle des „Wanderers" viel Freude, ſo klein ſie auch war. Nachdem er einſt den „Phlades" geſpielt, wurde er in vorgerückten Jahren ein trefflicher „Thoas" — und dann gab ſeine Leiſtung mit der der Wolter einen voll harmoniſchen Accord.

Von alledem erzählen ſeine Bücher, unter denen kleine Separatausgaben der Claſſiker mit blauen Strichen und Notizen meiſt für Scenirungsarbeiten beſtimmt, die Gabillon auf ſeinen Spaziergängen entwarf, fern vom officiellen Regiebuche. Mancher Band Shakeſpeare weiſt Widmungen von Dingelſtedt's charakteriſtiſcher Handſchrift auf; ſo nach der Aufführung von „Antonius und Cleopatra" geſtiftet ein Exemplar mit der Aufſchrift: „Dem treuen Mitarbeiter und Mitdulder Ludwig Gabillon zur Erinnerung an 62 Stunden Dunkelarreſt ohne Waſſer und Brot, Franz Dingelſtedt." Das war im October 1878, als das Stück mit Wolter und Sonnenthal in den Titelrollen wieder neu ins Repertoire eingereiht wurde. Gabillon ſpielte den „Lepidus", der zu ſeinen köſtlichſten Epiſoden gehörte und im Humor der Trinkſeligkeit mit ſeinem „Junker Tobias" rebenblutsverwandt geweſen! Die unermeßlich weite Welt der Shakeſpeare'ſchen Dramen betrat er zuerſt in Roſtock als „Prinz von Mauritanien"; wie er lachend erzählte, an jenem Abend zum erſtenmale ſich ſeiner Stimmmittel voll bewußt werdend, brüllte er ſo ausgiebig, daß alle anweſenden Collegen ſelbſt aus den fernſten Winkeln des Theaters herbeieilten, und Bethmann mit einiger Beſorgniß ſeiner ſtürmiſchen Leiſtung folgte! Wenige Jahre ſpäter meiſterte er bereits alle die Helden, Böſewichter und Liebhaber, wie „Richard III.", „Edmund", „Jago", „Benedict"; „Petruchio" ſtand in Hannover auf ſeinem Repertoire, wo er auch ſchon den „Cäſar" gegeben, während er in Wien den „Mark Anton" mit großem Glücke ſpielte und erſt im Jahre 1875 die Titelrolle wieder aufgenommen. In den Königsdramen hatte er während ſeiner 43jährigen Burgtheater-Laufbahn in jedem Stücke faſt mehrere Rollen inne. Den „Macbeth" ſpielte er im Jahre 1856 wohl noch nicht reif genug, dafür gab er von 1860 an den „Banquo" unübertrefflich und — unvergeßlich wie er blutüberſtrömt als Geiſt an der Feſttafel erſchien, „kein Anſchauen mehr in dieſen Augen, mit denen — er ſo ſtierte", daß es jeden überlief! Wer dachte wohl in jenen tragiſchen Augenblicken daran, mit welchen grotesken Zufällen ſeine Geiſterruhe oft zu kämpfen hatte! Als Mitterwurzer den

„Macbeth" spielte, warf er in der Aufregung und Hast seines erregbaren Temperaments mit Vorliebe die auf dem Tische stehenden Braten aus Pappendeckel nach dem verhaßten Gespenst — das, wenn auch meisterlich in Spiel und Maske, es mit der Geisterhaftigkeit doch nicht so weit treiben konnte, auch wirklich „ein wesenloser Schein" zu sein! Denn jeder an „Banquo" anfliegende Braten hätte — wer weiß wohin zurückprallend — sicher einen vollen Klang gegeben — und dabei ernst und ruhig zu bleiben, war sowohl für „Banquo" als für „Lady Macbeth" ein schweres Stück Arbeit gewesen! Ein anderesmal war der Fall schon ernster, als das Brett, auf dem der Geist hinab in die Tiefe fahren sollte, jäh stecken blieb und sich nur schief nach abwärts neigte, ungefähr einen Stock hoch über dem Versenkungskeller, und er mit dem Oberkörper noch oberhalb des Podiums schon das Schließbrett sich vorschieben sah. So schwebend und tief gebückt auf der schmalen, schiefen Ebene retteten ihn vor dem Fall nur seine Turnerkünste und sein echtes Schwert, das er tief einbohrend in das Holz fest umklammert hielt, bis die Maschinerie wieder functionirte. In Hannover hat er wohl auch den „Romeo" gegeben, doch glauben wir mehr an seinen „Tybalt", den er in Wien mit Wucht und Schneidigkeit gespielt. Er ist überhaupt in so vielen Gestalten der Shakespeare'schen Dramen über die Bretter gegangen, daß — hätte er je alle aufgeführten Stücke des großen Briten auf einmal durchgeblättert — er sich Blatt für Blatt in allen Lebensphasen und mannigfaltigsten Erscheinungen, wie in einem Zauberspiegel wieder hätte schauen können! Und jene Arbeit bot reines Glück und dauernden Gewinn, und entschädigt für so viel Minderwerthiges, dem der Schauspieler so oft Kraft und Mühe zwecklos opfern muß. Seine Pflichttreue widmete sich gleichmäßig jeder Aufgabe, aber sein Geschmack blieb stets unbeeinflußt von der Strömung des Tages und ging eigenwillig, eigenrichtig seines Weges, und daß er meist die rechten Wege wandelte, zeigte die Erfahrung.

So war Gabillon von allem Anfang an ein unbedingter Verehrer Gottfried Keller's gewesen. Das klingt heute so selbstverständlich, war es aber durchaus nicht immer, denn Keller kam erst spät zur Anerkennung, und auch unter literarischen Feinschmeckern hat es sich nicht oft zugetragen, daß der „grüne Heinrich" so hoch gehalten wurde, wie von Gabillon, der ihn sogar über „Die Leute von Seldwyla" stellte, an deren Humor er sich doch unaufhörlich ergötzte. Aber die meisterhafte Schilderung Heinrich Lee's — jener mißleiteten, sich selber unklaren, und in allem Irren und Fehlen feinen und edlen Künstlernatur — räumte er eine Alles überragende Bedeutung ein, der eben nur eine Künstlernatur wieder so ganz nachfühlen konnte.

Das war auch ein Naturalismus, der ihm vollkommen homogen gewesen; mit Hebbel, Otto Ludwig, Kleist, Hans Sachs, Hebel, Reuter, Vischer, ging er gern, später auch mit Anzengruber, dessen „Sternsteinhof" ihm einen vielleicht noch größeren Eindruck machte als die dramatischen Werke, für deren Aufführung im Burgtheater er sich nach Möglichkeit einsetzte. Als aber die neue Strömung von Norden her Bühne und Büchermarkt überfluthete, Ibsen's zersetzende Macht sich entfaltete, und mit ihm all die Großen und Kleinen, die ihm folgten, und die wie Mephisto zum „Herrn" kamen, um „nur immer anzuklagen" — da erklärte er laut und grad heraus, wie stets, diese Richtung verstehe er nicht! Er meinte: anzuklagen gäbe es leider genug auf der Welt, und hat es immer gegeben, aber daß nur dergleichen ganz trostlose und enge menschliche Zustände, wie sie den Gerichtssaal, das Criminal, das Kranken- und Irrenhaus, die Versammlungsorte der Socialisten füllen, just den Kern der modernen Kunst ausmachen sollten, in einer Zeit, in der es weltumwälzende, ganze Reiche erlösende Kriege gegeben, und große Erscheinungen auf allen Gebieten menschlicher That- und Geisteskraft, konnte er nicht fassen, der den Idealen seiner Jugend untrennbar treu geblieben, und in dem schönen Wahne lebte und starb „... und die Sonne Homer's, siehe, sie leuchtet auch uns — — —"

Als Schauspieler freilich hätte er in seinem reichen Naturell alle Stimmungen und Farbentöne für Rollen jener neuen Richtung in vollem Maße gefunden — durch die Verkörperung des Maurers „Mattern" in „Hannele" hatte er das bewiesen, die als eine seiner unvergeßlichsten Leistungen auch von den Führern der Modernen anerkannt wurde. Das sonst so edle Instrument seines Organes wußte er auf die verrohten, rauhen Laute des verkommenen Säufers umzustimmen — ein Stück „Lindenschmidt", und — dem Traumbild angemessen — etwas polyphem-cyklopenhaftes war darin, der schreckliche Märchen-Menschenfresser, dem man nicht entrinnen konnte! Ebenso schauderhaft war auch die Maske, daß, wer ihn selbst in der Nähe sah, wo der Eindruck des Geschminkten, Gemachten unvermeidlich wird, sich des Grauens nicht erwehren konnte! Welch lustiges Gegenstück zum bösartigen Säufer stellte er in der Maske des dümmsten der Bierphilister als Zimmermaler „Seifert" in „College Crampton" auf die Bühne. So klein die Rolle auch ist, er erzielte durch das Groteske seiner Erscheinung, durch das gutmüthige, bornirt-selbstgefällige Behagen, das von ihm ausging, die vollste Wirkung. Diese beiden Trinker verschiedenen Grades waren die einzigen Rollen, die er in Hauptmann'schen Stücken spielte.

Mehrere Jahre vorher, April 1891, war Ibsen in Wien gewesen bei der ersten Aufführung seiner „Kronprätendenten" im Burgtheater. Nach der Vorstellung wurde dem gefeierten Dichter ein großes Bankett gegeben, bei dem besonders die akademische Jugend es sich angelegen sein ließ, ihm zu huldigen. Gabillon saß bei Tisch in seiner nächsten Nähe, voll Interesse den eigenartigen Kopf des Nordländers studirend, in dem die geistfunkelnden Augen recht von oben herab zuschauten: „wie das Völklein der Pygmäen unten dumme Sachen macht!" und um den Mund herum bittere, ironische Falten, so tief eingegraben, daß man sah, er selbst würde so wenig einmal herzhaft lachen können, als irgend ein Mensch in einem seiner Stücke. Aber trinken konnte er! Und zwar mit einem Gleichmuth und einer stillen Ausdauer, daß man dabei an den „Senator Walther" in Hauff's „Bremer Rathskeller" denken mußte, der einen kleinen silbernen Hahn im Kopfe hatte, durch den er den Weindunst wieder hinauslassen konnte, und so ganz gemächlich Becher um Becher zu leeren vermochte. Mit ebenso großer Fassung nahm Ibsen die hochstrebenden Festgedichte seiner jungen Anbeter entgegen, er hatte unter seiner weißen Löwenmähne dafür wahrscheinlich ein anderes Ventil, um auch jenen Dunst schnell los zu werden! Als der Vorrath an Ansprachen, Toasten und Gedichten erschöpft war, und das ungestörte Trinken begann, wurde auch Ibsen, der bis dahin geschwiegen, endlich redseliger, und mit seinem leisen, eigenthümlich schnarrenden Organ hatte er Gabillon dafür gedankt, daß er mit der Uebernahme der winzigen Rolle des Betrunkenen im „Volksfeind" der Scene ein humoristisches Licht aufgesetzt habe, und erinnerte mit Vergnügen daran, daß Gabillon im Sommer 1884 auf seiner Nordcapreise mit Ibsen's Sohn zusammengetroffen war und sie sich so gut gesprochen hatten. Aber trotz aller guten Worte des Dichters legte Gabillon bei dem x-ten Glase unaufhaltsam los: da er Ibsen nun doch einmal als Wahrheitsfanatiker kenne, so müsse er ihm auch wahrheitsgetreu gestehen, daß er bis auf die „Nordische Heerfahrt" und die „Kronprätendenten", mit keinem seiner Stücke einverstanden sei! Und setzte das so klar und umständlich auseinander, als es die schon vorgerückte Stunde gestattete! Doch der große Wahrheitsapostel wurde nun erst recht gemüthlich, so sehr er es nur sein konnte, und die beiden Recken tranken wie die alten Germanen „immer noch Eins" — bis sie endlich mit ganz wenigen Getreuen einsam an der langen, leeren Festtafel saßen, und als der Frühlingsmorgen hell herauf gekommen war, umarmten sie sich Beide warm und fest zum Abschiede! Trotz dieser Umarmung im Zeichen des Champagners, notirte Gabillon in sein Tagebuch an den darauffolgenden Tagen mit großer Genugthuung

die leeren Häuser bei der „Wildente" und dem „Volksfeind". Von welchem Gesichtspunkte aus er aber dennoch von letzterem 8—10 Vorstellungen für durchaus wünschenswerth hielt, geht aus folgenden Zeilen an seine Frau hervor: „... Burckhard hat mir nun doch den ‚Betrunkenen' im ‚Volksfeind' zugetheilt. Ich bin nicht böse, die paar Worte wirken entschieden und bringen ein billiges Spielhonorar, das seine Verwendung für die neue Badehütte haben soll. Wäre das Ding nur zehnmal, ich bin auch mit achtmal zufrieden, ich käme dann auf die Kosten!..." Und er kam auf die Kosten! So zwar, daß er der Badehütte noch allerhand behagliches Beiwerk, wie einen Almhüttenherd, ein Vordach und darunter Tisch und Bänke stiften konnte, aber Ibsen hat er dort beim Plätschern der Grundlseewellen doch nie gelesen!

So sehr die Bücherlectüre für ihn ein Lebensbedürfniß war, so ist er dagegen kein gewissenhafter Zeitungsleser gewesen, und er machte es seiner Frau oft zum Vorwurf, daß sie auf Kritiken zu viel Gewicht lege. Als sie durch eine Notiz im „Fremdenblatt" wieder einmal sehr beunruhigt war, schrieb Gabillon ihr September 1868 nach Reichenhall: „... Ich war heute auf der Redaction des ‚A. Fr.'; Herr X., der die Notiz geschrieben, behauptet, es durchaus nicht böse gemeint zu haben, und fuhr fort: die verfluchte Nothwendigkeit des Tagesschriftstellers, immer pikant sein zu müssen, hätte ohne seinen Willen die Bosheit in die Notiz gebracht. Im Ganzen hat die Geschichte ja gar keine Bedeutung, heute gelesen, morgen vergessen! Wir bleiben doch was wir sind! Du nimmst „Gedrucktes" immer zu schwer!..."

Er las die Tagesblätter seiner Gewohnheit entsprechend Morgens, während er mehrere Tassen Thee trank und dabei seinen Hunden, die gespannt auf ihn blickten, große Brocken Weißbrot in weitem Bogen zuwarf. In vorgerückten Jahren weitsichtig geworden, hielt er das Journal weitab von sich, die Blätter beim Umwenden durch einen kräftigen Schlag mit der Rechten immer wieder in Ordnung bringend; so daß sein Zeitungslesen stets zu einer etwas geräuschvollen Beschäftigung wurde. Für Politik hatte er großes Interesse und er konnte sich, momentan wenigstens, lebhaft ärgern, wenn es in den Staaten der alten und neuen Welt anders herging, als er es für richtig hielt; aber lange machte ihm auch dies keine Sorge. Ueber die Anordnung und Reihenfolge der Zeitungsrubriken wurde er sein Lebtag so wenig klar, als über die Angaben in einem Eisenbahncourier. Complicirte Zugsanschlüsse, Abkürzen der Routen suchte ihm vor jeder Reise Frau Zerline mit großer Gewandtheit aus dem Zahlen- und Namengewirre des „Conducteurs" heraus. Als man ihm einst aus seinen gewohnten Zeitungen eine

Notiz vorenthalten wollte und zwei Seiten aus den betreffenden Nummern entfernte, hatte er es nicht einmal bemerkt, daß die Reihenfolge der Nachrichten bedenklich unterbrochen war. Bei seiner Gleichgiltigkeit gegen Alles, was man „sensationell" und „actuell" nennt, war er auch jeder Reclame, sogar für seine eigene Person, abhold; besonders die nun so modern gewordene Unsitte des Interviews konnte er nicht leiden und hatte immer eine sehr entschiedene Art, dergleichen abzulehnen. Als er im Sommer 1894 als „Gloster" auf der Bühne von einem schweren Kopfschmerz heimgesucht wurde, die Vorstellung dennoch nicht stören wollte und spielte, war seine Erkrankung auch im Publicum bemerkt worden, und ist von den Zeitungen nicht unerwähnt geblieben. Den nächsten Tag war er aber wieder vollkommen wohl, und „um den letzten Rest von Nervosität zu vertreiben" wie er sagte, war er Morgens um 10 Uhr schon im Prater, in der Militärschießstätte gewesen, einen neuen Stutzen einzuschießen. Am selben Nachmittage, es war vor seiner Uebersiedlung nach Grundlsee gewesen, als er eben im Begriffe stand, seine Gewehrkiste für die Reise zu vernageln, kam ein Abgesandter von irgend einer Zeitung, der erklärte, er wolle sich nach dem Befinden des Herrn Gabillon erkundigen. Als er in das Zimmer geführt wurde, wo der Hausherr eben wuchtige Hammerschläge auf den Kistendeckel niedersausen ließ, brachte er etwas unsicher hervor, wer er sei und was er wolle, und wurde auch alsbald von Gabillon mit den Worten unterbrochen: „Sie wollen wohl mal sehen, ob ich noch lebe? — nu, ich kann Ihnen den Gefallen nicht thun, für das Abendblatt zu sterben, aber damit Sie nicht umsonst ins Cottage gekommen sind, will ich Ihnen hier drei Cigarren schenken. Die erste rauchen Sie jetzt gleich auf meine Gesundheit, die zweite, wenn ich im Herbst im Burgtheater wieder auftrete, und die dritte bei meinem Leichenbegängniß, aber bis dahin besuchen Sie mich nicht wieder!" Damit geleitete er den Interviewer sehr höflich zur Thür, er selbst wandte sich aufs neue seiner Thätigkeit als Packer und Kistentischler zu. Denn dergleichen Arbeiten waren ihm stets die beste Erfrischung nach allen Berufsmühen oder physischen Leiden, zumal er eine ungewöhnliche manuelle Fertigkeit hatte für allerhand Leistungen, die in das Gebiet des Handwerks gehörten. Auf seine Künste als Anstreicher war er geradezu stolz! — Sägen, Hämmern, Leimen, Hobeln, Bäume fällen, wer beschreibt seine Wonne dabei. Und was er nicht konnte, bildete er sich wenigstens ein, durch festen Willen dennoch zu bewältigen, er erlebte dabei wohl manche Enttäuschung, aber oft gelang es auch ganz erstaunlich. So erzählte der Graveur und Medailleur Schwerdtner, wie er bei ihm das Graviren probirte: „Eines Tages, im October 1892,

kam Gabillon um die Mittagstunde, wo meine Leute feiern, zu mir ins Atelier. Nach gegenseitig herzlicher Begrüßung übergab er mir ein Hundehalsband mit der Bitte, seinen Namen und Adresse auf das Messingplättchen zu graviren, aber schnell! Ich erklärte mich bereit, es gleich zu machen, setzte mich an meinen Werktisch, lud ihn ein, neben mir Platz zu nehmen, und begann mit gewohnter Fertigkeit mit Blei und Stichel meine Arbeit, die durch die fortgesetzte Conversation nicht unterbrochen wurde. Als ich fertig war, übergab ich ihm das gravirte Halsband, er besichtigte es und sagte: ‚Ich danke Ihnen, ich habe jetzt gesehen, wie man gravirt, das bringe ich auch fertig!' ‚Na,' meinte ich, ‚ohne vorhergegangene längere Uebung in der Stichelführung wird das kaum möglich sein.' Der Widerspruch reizte ihn: ‚Was!' rief er, ‚Sie glauben mir nicht? Lassen Sie mich's einmal probiren und Sie werden sehen, daß ich es kann!' Ich lachte zu dem Scherz, holte eine kleine Messingplatte herbei, kittete dieselbe auf einen Kittstock, überzog sie mit Honigweiß und gab ihm einen feingespitzten Bleistift. Er setzte sich auf meinen Platz, bewaffnete sein Auge und zeichnete L. Gabillon auf das Metall; ich reichte ihm meinen Stichel, er nahm denselben wirklich ganz kunstgerecht in die Hand und machte den ersten Stich, das L.; es gelang wider Erwarten. Er preßte die Zähne zusammen und mit eisernem Willen und richtig angewandter Kraft vollendete er die beiden ersten Buchstaben. Von da ab wurde er unsicher, und die Schrift zeigte schon viele Rutscher über die Linie! Erschöpft — in Schweiß gebadet stand er auf. Ich hatte Aehnliches nicht erlebt, ich habe keinen Anfänger noch gesehen, der mit solcher Geschicklichkeit die ersten Schritte im Graviren gelernt hätte! Er nahm das Plättchen mit, ich hätte es gerne zum Andenken behalten . . ."

Von dem Erlebniß, das Herr Schwerdtner hier mittheilt, hat Gabillon selbst nicht geredet; obwohl man ihm gerne und nicht mit Unrecht nachgesagt, daß er mit Vorliebe just von seinen Kraftproben erzählte. Es interessirte ihn nämlich das, was er wirklich geleistet, bereits in geringerem Maße — aber voll Licht und Glanz schien ihm das Dasein erst „. . wenn Phantasie sich . . . mit kühnem Flug . . . zum Ewigen erweitert! . . ." Und so kam es, daß manche seiner Geschichten, vom realen Boden aus, diesen kühnen Flug unternommen haben. Aber, wie verstand er auch zu erzählen! Besonders wenn er in kleinem Kreise fröhlich angeregt, aus seiner Cigarre große Rauchwolken vor sich hinblasend, der Heimat und der Kindertage gedachte: daß man „dat schülpernde Moor und de wite Heide" ordentlich vor sich sah und allerhand komische oder schaurige Spukgeschichten daraus emportauchten, die von Mecklenburgs Land und Leuten so unzertrennlich

sind, wie das „Platt", das sich auch bei Gabillon um so häufiger immer wieder geltend machte, je älter er wurde. Besonders lebendig stand ein Güstrower Fest vor seiner Seele. Als der Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig im Schützenhause gefeiert wurde, und er Abends, an den Latten der Bretterbude emporklimmend, durchs offene Fenster guckte und mit anhörte, wie die schon schwer bezechten Veteranen ihre Erlebnisse des denkwürdigen Tages furchtbar bramarbasirend zum Besten gaben. Auch besaß er einen schier unerschöpflichen Vorrath an Theatergeschichten, hatte keinen einzigen seiner mehr oder minder berühmten Collegen vergessen, mit denen er von Rostock bis Wien je auf einer Bühne gespielt. Doch am lustigsten gab er sich in seinen Jagderlebnissen, in denen er sich oftmals sogar mit ebensoviel Humor als Selbsterkenntniß parodirte, so daß Goethe's Verse:

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen.
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

wie auf ihn gemünzt erschienen.

Er erzählte z. B. von einer grausen Bärenjagd, wie er nach stundenlangen Strapazen einen Hohlweg erreichte, in dem er endlich den heißersehnten Petz schußgerecht vor sich hatte. Als er jedoch zurückblickte, sah er hinter sich die Bärin und nirgends, nirgends einen Ausweg! „Nun, was geschah?" frug ein Zuhörer ganz entsetzt — — „Sie fraßen mich auf!" war die unerwartete Antwort, durch welche die angstbeklommene Stimmung in helles Lachen aufgelöst wurde. So gerne er beim Bechern auch fabulirte, sich und die ganze Tafelrunde dabei köstlich amüsirend, so durfte man von diesem fröhlichen Zecher- und Jägerbrauch doch nicht auf den ganzen Menschen schließen. Denn galt es den Ernst des Lebens — „la verité vraie" — so gab es keinen zuverlässigeren, wahrheitsgetreueren Charakter als Gabillon; der, trotz seiner Herzensgüte, vorkommendenfalls auch den Muth besaß „Nein" zu sagen, weil er immer nur das versprach, was er auch halten konnte. In Einklang damit hat er selbst in bedrängter Lage, zu Beginn seiner Schauspielerlaufbahn, niemals Schulden gemacht, und war in Geldangelegenheiten überhaupt von einer fast philiströsen Pedanterie. Alles in Allem konnte mit größerem Rechte als er Niemand die Worte von sich sagen, die er seinerzeit an Dingelstedt geschrieben: „ . . . um alle Vortheile will ich nicht aufhören, das zu sein, was ich bin — ein Mann von Ehre und Charakter!"

Und selten hat sich die äußere Erscheinung eines Menschen so ganz mit dessen Naturell gedeckt, wie es bei ihm der Fall gewesen. Sein Freund Schöne schilderte ihn einmal sehr treffend folgendermaßen: „. . . Er war das Prototyp eines Mecklenburgers und der Einschlag französischen Blutes kaum merkbar . . . Was hatte der Mann für einen Schritt am Leib! Und diese Füße und Hände! Für die Rechte brauchte er eine größere Handschuhnummer als für die Linke, und die Finger waren bewehrt mit Nägeln so hart wie Wolfsklauen, und Haare wuchsen auf der Hand wie kurz geschnittener Blumendraht. Wehe, wenn er damit zugriff! . . . Hat man je einen deutschen Kopf gesehen, so war es Gabillon's Kopf, mit einem Beil aus Holz gehauen und mit dem Schnitzer ausgeführt. Alles aus dem Ganzen: die mächtige Nase, die Augen, deren Blick er concentriren konnte, daß sie zu Raubvogelaugen wurden, darüber Brauen, die er in späteren Jahren zuschneiden mußte wie Tannenhecken, das war kraftvoll deutsch — wie sein „Buckel", der das Zeugniß ablegte für körperliche Arbeit und sportliche Anstrengung . . ." Den mächtigen Gliederbau und den bedeutenden Kopf, aus dessen „Raubvogelaugen" aber auch alle Güte und Liebe seines Herzens hervorleuchteten, konnten selbst Alter und Krankheit nicht zerstören, er blieb der Recke — wenn auch zu Tode getroffen — bis ans Ende.

Von seinem Cottageheim aus machte er gerne Spaziergänge auf den nahen Kahlenberg und an die große Donau, aber er schätzte dieses leicht zu erreichende Ziel bei gutem Wetter und hellem Tageslicht allzu gering. Nur wenn Nebel, Sturm, Glatteis oder Regen und Schnee die Wege ungangbar machten oder das Abenddunkel hereingebrochen war, zog es ihn mächtig ins Freie. Dann wählte er mit großem Bedacht ein Paar Stiefel, die ungefähr der Situation gewachsen sein durften, denn ihn beseelte eine wahre Leidenschaft für gediegenes und wohlgebautes Schuhwerk; er hatte bei allen Schuhkünstlern, die er in Stadt und Land erreichen konnte, arbeiten lassen, und besaß somit eine Stiefelcollection, so systematisch, übersichtlich geordnet, wie sich ein Anderer seine Marken- oder Käfersammlung anlegt. Und trotzdem behauptete er bis an sein Lebensende, er habe nicht ein Paar Stiefel, das wirklich seinen Anforderungen entspräche. Aber schließlich fand er unter der großen Schar doch welche, die ihm halbwegs vertrauenswürdig schienen, zog, wenn das Wetter recht wild war, ein kurzes Wams von Seehundsfell an, nahm einen festen Stock, pfiff seinen Hunden, die ihm in großen Sätzen folgten, und ging nun fort mit der stillen Hoffnung im Herzen, große, seltsame Dinge zu erleben. Die Erlebnisse waren meist alltäglich genug und

gipfelten oft nur darin, daß einer der großen Hunde irgend ein Unheil anrichtete, aber auch das that seinem Gemüthe schon wohl. Denn die Hunde, die großen und die kleinen, die guten und die bösen, die edlen Racehunde und die gemeinen Köterhunde, sie sind von Polly bis auf Barry, Witch und Black sein ganzes Leben lang ihm treu zur Seite gelaufen, und er selbst erzählt fast in jedem Brief, in jedem Tagebuche von diesen unentbehrlichen Kameraden. Und so spielte der Zufall merkwürdig charakteristisch, als ein Hund noch nach seinem Tode die letzte Handlung begleitete, die in Sachen Gabillon's erledigt wurde. Als wenige Wochen nach seinem Heimgange die Todfallsaufnahme in seinem ganz leerstehenden Hause aufgenommen werden sollte und zu diesem Zwecke Gabillon's Schwiegersohn, Dr. Bettelheim, der Advocat, ein Notar und ein Kanzlist sich einfinden mußten und diese von verschiedenen Gegenden kommenden Menschen sich vor dem Hause trafen, war auch ein Hund dabei, der, als das verödete Haus aufgesperrt wurde, mit den Herren in das Zimmer lief, und als Alle Platz nahmen, sich auch niederließ, als ob er unbedingt dazu gehöre und der aufmerksam Alles beobachtete. Endlich sagte der Advocat zu Dr. Bettelheim: „Ist das Ihr Hund?" „Nein!" war die Antwort, „ich dachte, er sei der Ihre!" Jeder hatte den Anderen für den Eigenthümer des Thieres gehalten, der wie bestellt zur letzten Protokollaufnahme in Angelegenheiten Gabillon's sich in dessen Wohnung pünktlich eingefunden hatte. Nach einiger Zeit stellte sich heraus, daß dieser ungeladene Gast in Sonnenthal's Haus gehörte, also auch ein Burgtheaterhund war!

Immer seltener wurden Gabillon's Briefe in den letzten Jahren; zum Geburtstag der Schwester seines Schwiegersohnes, Caroline von Gomperz-Bettelheim, floß ihm allerdings der Glückwunsch lustig aus der Feder.

1. Juni 1893.

Geliebte Lini!

Der Himmel ist ja stets den Liebenden neidisch, weil er nicht will, daß irgend etwas Himmlisches auf der Erde sei! — Ja, Geliebte, Du bist viele Kilometer von mir entfernt, weil Du so dumm warst, in einem Bade- und Curmonat auf die Welt zu kommen. Wärst Du hier, so würde ich Dich beim Kopfe nehmen und Dir unter Gratulationsvorwand einen, vielleicht auch einige Küsse auf die sangeskundigen Lippen drücken. Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Also heute nur: Gesundheit, Glück und langes Leben 93¾. Ich bin ungeheuer fidel, den ganzen Tag ein freier Mann, weder Probe noch Vorstellung, daneben ein göttlicher Dauerregen, den ich und meine

Hunde bereits bis auf die Knochen genossen haben. Das war ein wunderbarer Spaziergang. Die Erde dampfte erquickenden Geruch, kein Mensch weit und breit zu sehen, und die braven Hunde, durch Morast und Wasser patschend, mich von oben bis unten bespritzend — göttlich! Es gibt doch manchmal noch schöne Stunden in diesem scheußlichen Leben . . . . . Die nächste Woche wird's mir nicht besonders gut gehen. Da habe ich manche schwere Probe durchzumachen; im „Egmont" viele Neubesetzungen. Schade, daß Ihr neulich nicht den „Zalamea" gesehen, das war eine prächtige Vorstellung, besonders Baumeister war geradezu gewaltig. Und nun sei herzlich gegrüßt und im Geiste geküßt.

Dein nimmer rastender Verehrer

L. Gabillon.

In den Ferien 1893 hat Gabillon nach längerer Pause wieder Tagebuch geführt, dem wir Folgendes entnehmen:

1. Juli. Ich habe in der ganzen Saison nicht einmal abgesagt; pfeife aber auf dem letzten Loch, gehe sehr müde und nervös auf die Reise. Komme wohlbehalten zum Grundlsee. Dort Alles in bester Ordnung. Mein Blockhaus ist das Alte, so heimlich und gemüthlich als früher, aber ich bin nicht mehr der Alte; mir fehlt die alte Freude, die Elasticität und Frische.

6. Juli. Die Tage fließen einförmig hin, aber diese ruhige Abgeschlossenheit thut mir wohl. Die Zeiten sind vorbei, wo für mich ein Berggipfel das Ziel innigster Wünsche war. Vorbei, vorbei — ich werde nicht mehr im Gebirge umherspringen. Es ist wieder ein prachtvoller Morgen. Rings Alles still und feierlich. Im See leise Bewegung, die zu sagen scheint, wir schweigen — aber wir leben!

12. Juli. Ich fahre mit der alten Plätten hinaus und lande bei wohlbekannten lieben Plätzen. Vor zwei Jahren war ich mit Zerlinen auf der hohen Wiese. Wie mühsam stieg sie die kleine Anhöhe hinan; wie glücklich war sie oben. Ich hatte ihr ein weiches Lager in der Plätte zurecht gemacht. Wie behaglich fühlte sie sich da!

19. Juli. Lobmeyr meldete sich an, ich lade ihn für Freitag, er war uns immer ein guter Freund.

30. August. Den Tag habe ich roth angestrichen. Ich fuhr mit Toni und Helene in die Fremde hinaus. Wir wollten den Schafberg besuchen. Nachdem wir bei Draßl schlecht gegessen, fuhren wir per Dampfer zur Schafbergstation. Kein Platz für diesen Zug zu bekommen. Wir warten auf den nächsten; ich treffe den Fürsten Ferdinand von Bulgarien; er ladet uns Alle in seinen Separatzug und ich plaudere lustig mit ihm bis zur Schafberghöhe, und wir schieden unter den herzlichsten Versicherungen gegenseitiger Freundschaft und Verehrung. Die Heimfahrt scheußlich, Localdampfer und Zug überfüllt, ½12 Uhr in Aussee matt, müde und verstimmt angekommen.

9. September. Jetzt wird's still am Grundlsee, vielleicht auch öde. Bei warmem, schönem Wetter scheint es verlockend, auch den Winter am Grundlsee zu verbringen, aber wenn der Herbst mit den kalten Schauern kommt, dann sehnt man sich nach der Stadt.

12. September. Erich Schmidt will morgen kommen. Ich freue mich, das liebe Gesicht wieder zu sehen.

13. September. Ich habe gestern ganz tüchtig getrunken. Zum Trinken gehört nicht nur guter Wein, sondern auch gemüthliche Gesellschaft, und E. Schmidt ist urgemüthlich.

14. September. Der letzte Tag! Wie wird das Jahr? Jetzt die Koffer gepackt und dann — adieu — — und vielleicht auf Wiedersehen!

... Das Theaterjahr, nämlich die Spielsaison, brachte gleich zu Beginn für Gabillon einen großen Tag; am 31. October 1893 waren 40 Jahre um, seit seinem Eintritt in den Kreis der Burgschauspieler.

Zuerst wollte Gabillon von einer Feier zu Ehren seines Jubiläums nichts wissen; der Gedanke an Zerline that ihm dabei zu weh. Aber Freunde und Collegen gaben nicht nach. Und wenn er auch der Aufregung eines Schauspielerfestes nach der Vorstellung sich nicht gewachsen fühlte und dankend ablehnte — den „Hagen" zu spielen versprach er dem Director. Der Kaiser zeichnete den Künstler mit dem Orden der Eisernen Krone aus, der Gemeinderath der Stadt Wien verlieh ihm — einstimmig — die doppelt große goldene Salvator-Medaille. Die Vaterstadt Güstrow erfreute ihn durch ein warmes Glückwunschschreiben, das Gabillon mit folgendem Dankbrief an den Bürgermeister Geheimrath Dahse erwiderte:

„Empfangen Sie den Ausdruck meines tiefstgefühlten Dankes für Ihre so überaus gütige und ehrende Zuschrift, in der Sie mir im eigenen und im Namen des Magistrates von Güstrow zu meinem Jubiläum im Burgtheater freundliche Glückwünsche entbieten. Ihr Heimatsgruß traf gleichzeitig mit der Salvator-Medaille ein, welche mir die Stadt, in welcher ich nun 40 Jahre wohne und wirke, zuerkannt hat. Und Sie dürfen mir glauben, daß ich diese Erinnerung meiner ersten und zweiten Vaterstadt, den Gruß des Güstrower Magistrates und die Salvator-Medaille der Stadt Wien, nicht nur gleicherweise in Ehren halte, sondern auch mit als die höchsten Ehren betrachte, die mir zutheil werden konnten. Vor mehr als einem halben Jahrhundert verließ ich als unfertiger junger Bursche meinen Geburtsort; wie durfte ich damals nur ahnen, daß 50 Jahre später die unauslöschlich in meinem Herzen fortlebende Stadt Güstrow sich meiner mit Achtung und Antheil erinnere und mir durch eine so wohlwollende Auszeichnung eine dauernde Lebensfreude bereiten würde. Was ich heute bin, verdanke ich zum guten Theile der mecklenburgischen Muttererde; sie hat mich mit allen Gaben ausgerüstet, die ich zu meinem schweren Berufe nöthig hatte, sie hat mir auch in Fritz Reuter einen Liebling und Meister geschenkt, der mich gelehrt

hat, mit allen Anfechtungen in Gelassenheit und womöglich in guter Laune sich abzufinden! In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmannschaftliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben, derer Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegendem Zartgefühl gedenken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden. Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. Für alle diese Liebe, Ehre und Auszeichnung wiederhole ich Ihnen, hochgeehrter Herr Geheimer Hofrath, meinen allerwärmsten Dank mit der Bitte, der Dolmetsch dieser meiner Gefühle auch bei dem hochzuverehrenden Magistrat der Stadt Güstrow zu sein. Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ganz ergebener L. Gabillon, k. k. Hofschauspieler und Regisseur. Wien, den 5. November 1893."

Noch andere Liebeszeichen kamen aus der Heimat. Eine in Schwerin lebende ferne Verwandte, Fräulein Josefine Wangel, sandte ihm mit einem lieben Gedichte die Miniaturen seiner Großeltern, die durch Erbgang von einem anderen Zweige der Familie an sie gekommen waren; tiefbewegt sah er die Bildchen wieder, die er als Knabe oftmals neugierig betrachtet. Und von den überlebenden Schulkameraden, wie von den Collegen und Colleginnen der ersten Wander- und Lehrjahre stellten sich Alle zu seinem Ehrentage ein! Professor Grahn (Hannover) übermittelte sorgsam gesammelte Erinnerungen der hannöverischen Zeit. Das Bild der Marstallbrücke, von der Gabillon dereinst in die Leine gesprungen war, sein Rollenverzeichniß aus jenen Tagen, das ganze Denkbüchlein, eingeleitet mit herzlichen Zeilen, deren Schluß lautet: „Ich hoffe, was ich Ihnen gegenüber empfinde, in das eine Dichterwort zu legen, das ich bescheidentlich für mich in Anspruch nehme:

Ich warb um Lust, um Ruhm und Tugend,
Und manches Schöne fiel mir zu,
Doch bleibt das schönste Glück die Jugend,
Und meiner Jugend Glück warst du!"

. . . So sollte er an einem Tage den Ausdruck gleicher Gesinnung aus der alten und neuen Heimat empfangen!

Im Burgtheater insbesondere konnte ihn an dem Festabend die Empfindung überkommen, der Hebbel im Prolog der „Nibelungen" den Vers weihte:

. . . Denn diesen Abend ward mein Jugendtraum lebendig
. . . und Hagen Tronje sprach das erste Wort . . .

Gabillon-„Hagen" sprach das erste Wort unter dem Donner und Brausen des Jubels, der ihn begrüßte; und wer ihn nicht vorher in seiner blumengeschmückten Garderobe weich und ergriffen gesehen, von all der Liebe, die ihn schier erdrückte, der hätte glauben müssen, daß er von allen Huldigungen unberührt geblieben — mit so „gelassener Donnerstimme" rief er: „Nun, keine Jagd?" — den anwesenden Burgonden zu. Doch „Gunther" mußte ihm minutenlang die Antwort schuldig bleiben, das Publicum rief den Künstler immer und immer wieder an die Rampe, bis Gabillon endlich aufs neue der Wormser Halle zuschritt und aufs neue zu „König Gunther" sprach. Dann erst wurde es andächtig still im Hause, und das Vorspiel nahm seinen Verlauf. Nach diesem ersten wie nach jedem weiteren Zwischenacte wurde Gabillon unzähligemale gerufen und ihm Blumen und Lorbeeren vom Orchester auf die Bühne gereicht. Im alten Burgtheater flogen bei solchem Anlasse die Kränze von der Höhe zu Füßen des Gefeierten herab, von den Collegen aus der Schauspielerloge kunstgerecht geschleudert, den Höhepunkt stürmischer Begeisterung bildend. Dieser fröhliche Brauch mußte wie so mancher andere im neuen Hause der ungeheueren Dimensionen wegen erlöschen. Sonst aber war in dem neuen Prachtbau eine Feststimmung, so feurig und familienhaft wie nur je im alten Hause bei einem La Roche- oder Haizinger-Jubiläum. Auch der Kaiser war zugegen und applaudirte Allen voran. Da gedachte Gabillon, als er sich besonders dankend vor dem Monarchen verneigte, eines anderen Abends, der nun auch fast vierzig Jahre hinter ihm lag: damals saß der jugendliche Kaiser im alten Burgtheater in seiner Loge, und der junge Gabillon war auf der Bühne mit der Rolle eines ganz sentimentalen Liebhabers betraut, der ihm absolut nicht taugte. Er mußte sogar einen Kniefall thun, und entledigte sich dieser Aufgabe zur Heiterkeit irgend eines Zuschauers. Kaum flog der erste unheimliche Laut eines beginnenden Lachens auf, so neigte sich Franz Josef vor und applaudirte. Sogleich trat tiefe Stille ein, und als im weiteren Verlaufe des Stückes Gabillon eine Scene hatte, die seiner künstlerischen Individualität besser entsprach, erneuerte sich der Beifall des Monarchen. Von der Stunde an hatte Gabillon für den Kaiser, der sich auf so ritterliche Art seiner angenommen, eine ganz persönliche herzliche Dankbarkeit, die sich im Laufe der Jahre, da er mehr und mehr Oesterreicher wurde, zu einer immer größeren Anhänglichkeit und Verehrung steigerte. Als zum Schlusse der Tragödie der Vorhang gefallen war und das Publicum ihn unaufhörlich herausrief, sprach er tiefbewegt folgende Worte:

„Ich soll sprechen. So sage ich Ihnen Allen den wärmsten Dank für

die großen Ehren, mit denen sie mich überschüttet haben. Ich sage ihnen tausend Dank für ihre liebevolle Nachsicht, die sie mir seit vierzig Jahren entgegengebracht haben. Ich kam als junger Mensch aus dem kalten Norden nach dem sonnigen Wien und bin hier in kurzer Zeit heimisch geworden. Nach langen Kämpfen gelang es mir, mich dem herrlichen Ensemble einzufügen. Was ich bin, verdanke ich meinen unsterblichen Vorbildern: La Roche, Anschütz, Löwe und Fichtner, ich verdanke es aber auch dem echt kunstsinnigen Wiener Publicum, das mich ernst und milde stützte und mit seinen Sympathien emportrug. Endlich konnte ich auf eigenen Füßen stehen. Wien ist längst meine zweite Heimat geworden. Meine Mitbürger sind es, die mich heute auszeichneten. Ich gehöre zu ihnen, ich, der ich ein ganzer Wiener geworden bin. Möge das Burgtheater, dieser Stolz der Stadt, unter den schützenden Fittigen unseres allgeliebten Kaiserhauses weiterhin ein leuchtendes Vorbild edelster Kunstbestrebungen bleiben, wachsen, blühen und gedeihen. Das wünschen Sie gewiß so gut wie ich."

Doch was war all die Blumenpracht, mit der der Künstler auf der Bühne überschüttet wurde, gegen die mit feinem Geschmack durchgeführte Decoration seiner mit Geschenken überfüllten Garderobe. Hinter den lebenden Pflanzen sah man die Wände mit Teppichen und Waffen aus der Schatzkammer von Meister Fux geschmückt. Es war überhaupt charakteristisch für ihn, wie sehr unter den Geschenken die Waffen und Trinkgefäße in allen Formen, aus alter und neuer Zeit stammend, dominirten. Doch traten an demselben Abende nur die Krüge und Pokale in Action; denn nachdem der grimme „Hagen" seinen Speer auf „Siegfried" geschleudert hatte, wurde mit den grausen Thaten für's erste abgeschlossen und es begann ein lustiges Poculiren im Familienkreise mit den nächsten und liebsten Collegen und Director Burckhard. Sonnenthal eröffnete die heiteren Reden, indem er in lustiger Art Gabillon's Jägerlatein nicht verschonte, aber zugleich hervorhob, daß seine überlebensgroßen Darstellungen immer nur seinen Reckenthaten und Abenteuern galten, doch von seinen ernsten Künstlerarbeiten und von dem vielen Guten, das er gethan, habe er selbst niemals ein Wort gesprochen. Zu so manchem Toaste wurde noch ans Glas geklungen und auf Alles wußte Gabillon eine frische, fröhliche, schlagfertige Antwort. Gegen Morgen erst löste sich die Tafelrunde auf, um sich nach wenigen Stunden in Gabillon's Haus wieder zu finden. Schon früh am Morgen erschienen die Theaterarbeiter und brachten noch verhüllt das Geschenk der Collegen: das Erzstandbild des Fernkorn'schen „Hagen", das im Erker von Gabillon's Arbeitszimmer aufgestellt wurde. Dann rückte nach und nach das

ganze Burgtheater an: Director Burckhard, Schauspieler und Schauspielerinnen fast vollzählig, von denen so manche jahrzehntelang mit Gabillon in Reih' und Glied vorwärtsgeschritten waren. Der Chor und die Comparserie, die er als „Rufer im Streit" auf unzähligen heißen Proben befehligt. Die Arbeiter, die in schwindelnder Höhe Wolken geschoben und Domglocken geläutet, die in der Tiefe des Kellers Versenkungen für die Gespenster regulirten und im Wandel der Zeiten die Beleuchtung des Hauses besorgten vom Oel bis zur Elektricität — sie Alle kamen jetzt heran und füllten bald das ausgedehnteste Gelaß seines Hauses. An einer Seite war der Chor aufgestellt und Sonnenthal betrat den Erker, auf dem sich der verhüllte „Hagen" befand. Als der Jubilar eintrat, begrüßten ihn die jeden Protestanten erschütternden Töne des Chorals: „Ein' feste Burg ist unser Gott". Sehr ergriffen sprach er den Sängern seinen Dank aus für den Gruß aus der Heimat und den Kindertagen. Ein zweiter Sang folgte, ein Ständchen, zu dem Betty Paoli den Text gedichtet hatte, die letzte poetische Arbeit der greisen Dichterin.

Darauf sprach Director Burckhard und pries den Jubilar als Muster künstlerischer Pflichttreue, Männlichkeit und Rechtschaffenheit, worauf ihm Gabillon wiederum dankte für alle Förderung der Direction. Als Sprecher der Kameraden begann dann Sonnenthal:

„Mein lieber, verehrter Freund Gabillon! Wir kommen im Namen aller Collegen und bringen dir unseren herzlichsten, aufrichtigsten, collegialsten Wunsch zu deinem Ehren- und Jubeltage. Vierzig Jahre sind es heute, die du dem Burgtheater angehörst. Vierzig schon, eine lange, lange Zeit! Welche Kraft erfordert es, um sie auszufüllen, und du, mein lieber Gabillon, du hast sie ausgefüllt, nicht nur durch physische Kraft, die dir ja ein gütiger Gott verliehen und die dir unbestritten eigen, nein, auch durch jene geistig schöpferische Kraft, mit der du Hunderte und Aberhunderte von Gestalten schufst, die voll Mark und Leben, wie du selbst, in der Erinnerung deiner Kunst- und Zeitgenossen als Muster, als leuchtende Vorbilder unvergeßlich fortleben werden.

Aber unter all diesen herrlichen Gestalten, die du geschaffen, ist es vornehmlich Eine, die riesengroß und mächtig hervorragt, es ist dein „Hagen Tronje", und es war nur selbstverständlich, daß du deine Meisterrolle für deinen Ehrentag gewählt; warst du doch selbst seit 40 Jahren ein köstlicher Schatz in dem künstlerischen Nibelungenhort unseres Hauses, warst du doch seit 40 Jahren ein wackerer Kämpe, ein kühner, muthiger Streiter für die Ehre, für den Ruhm unseres Hauses, und diese unwandelbare Treue,

die du in den verschiedensten Strömungen unseres künstlerischen Lebens unserem Hause, unserem geliebten Burgtheater bewahrtest, sie ist es vor Allem, die wir, deine Collegen, nicht hoch genug zu schätzen und zu preisen wissen; und darum haben wir auch zur Erinnerung an deinen Jubeltag, zur Erinnerung für dich und deine Kindeskinder „Hagen"-Gabillon in Erz verewigt. Hier, nimm ihn hin und möge er dir stets als dein eigenes, markiges Bild vorschweben, möge er aber auch dir zugleich ein Beweis der Liebe, Treue und Anhänglichkeit deiner Collegen sein, die heute ihre Wünsche für dich in den einen Wunsch zusammenfassen: Gott erhalte dich in unserer Mitte, so wie du bist, noch eine lange, ungezählte Reihe von Jahren. Meister Gabillon hoch! hoch! dreimal hoch!"

Während der Hochrufe, die sich an Sonnenthal's Rede anschlossen, wurde die Hülle von dem Erzbilde gezogen und vom Glanze der Herbstsonne umflossen, trat die Reckengestalt des „Hagen Tronje" zu Tage, der in nervigen Armen, auf breitem Schilde den Nibelungenschatz erhoben hielt, bereit, ihn in den Rhein zu schleudern. Ein allgemeiner Ruf der Bewunderung folgte, während Gabillon mit mühsam verhaltener Erregung kämpfte, sich dann aber höher aufrichtete und seine Rührung meisternd sofort zu einer kräftig gefügten und gesprochenen, mit feinem Humor gewürzten Stegreifrede einsetzte. Nun ergriff Hugo Thimig das Wort. Er brachte die Glückwünsche und in silberbeschlagener Mappe das Ehrendiplom der Deutschen Bühnengenossenschaft dar. Schließlich trat zum Tronjer auch „Rüdiger von Bechelaren", Josef Lewinsky, heran und las Wilbrandt's schöne Verse, die dem Landsmanne galten:

Zum Gabillon-Jubiläum.

30. October 1893.

Heimatslüfte zieh'n den Fluß herunter,
Weh'n zu mir herauf, die abendkühlen,
Dunkle, weiche Warnowwellen knetend.
Leise rauscht es; nicht von Ruderschlägen,
Nicht vom scharfen Kiel beschwingter Segler,
Menschenähnlich kommt's herangeschwommen,
Weiße Arme rudern in den Wellen,
Wasseraugen blitzen kühl herüber.
Ei, bist du es? Aus dem Nebenflüßchen
Bist einmal in unsern Fluß gekommen,
Treibst zum Meer hin, lust'ge Nebelnixe?
Doch du Uebermüth'ge trägst noch Eine
Auf dem Rücken; in der Dämm'rung leuchten
Ihre Glieder; deinen Hals umklammernd

Nickt sie, lächelt; — sollt' sie kennen, mein' ich.
Ja, bei Gott, ich kenn' sie, braune Nixe,
Donauweibchen! mit dem Weingewind im
Dunklen Haar, dem Perlenglanz des Nackens
Dem durchsonnten Aug', dem feuchten Lächeln.
Donauweibchen! Welcher Wasserteufel,
Welcher Wunderwind hat dich getrieben,
So durch's breite deutsche Land zu kreuzen,
Hier an meinem Uferdamm zu kichern,
Um der Nebelnixe Hals geklammert?

Wie ihr beide kichert. Ah, nun merk' ich's,
Neckend mahnt ihr mich, den weltvergess'nen
Wasserträumer, der am Ufer wandelnd
Irgendwo sich wieder festgedichtet.
Ja, ich weiß, ich weiß schon! Eures Freundes
Soll ich heut' gedenken; dieses andern
Wassermenschen, dieses Bergseekönigs,
Der, getauft, genährt von euren Fluthen,
Nun am tiefen Haus der Grundlnixe
Als gewalt'ger Fergenfürst gebietet.
Nebelnixe, spielteſt mit dem Knaben;
Wurd'st dem Manne hold, o Donauweibchen!
Drum gefällt's euch, daß der Tag gekommen,
Da die Stadt am Donaustrand ihn feiert;
Da als Hagen, noch mit Asenstärke,
Schleudern wird den Mordspeer der Vergeltung,
Der vor vierzig Jahren als Jung Carlos
Manches Donauweibchen wohl entzückte.

Wohl! Ich dank' euch. Dieses Ehrentages
Hatt' ich Vielvergesser nicht vergessen;
Weiß auch mehr noch. Dort die Warnownixe,
Die am Bollwerk auf dem Waschbrett kauert,
Mit herangeschwemmtem Schilf sich schmückend,
Die erzählte mir von uralten
Zeiten (denn ein Knäblein war ich damals),
Da in Rostocks altem Stadttheater
Hagen-Ludwigs Schritt zum erstenmale
Auf den bang gebog'nen Brettern dröhnte.
Nur sein Fuß sprach; seine Heldenstimme
Schwieg noch; mit dem würdig düst'ren Ernste
Des Statisten trat er auf die Bretter,
„Indianer" in der „Sonnenjungfrau".
Doch die Echos hinter den Coulissen
Gaben seiner Fersen Stimme weiter;

Flüsterten hinüber und herüber:
Wer von unten auf so stark beginnt,
Wird mit Hals und Kopf auch Großes wirken.

Hatten recht, die Echos! die verscholl'nen
Und verrauchten: denn es kam der Abend,
Da das lebensmüde Stadttheater
Rothe Flammen fraßen und verzehrten,
Alle Bretter mit und alle Echos.
Und vom ersten Schritt des jungen Helden
Weiß nur noch die alte Warnownixe
Und ihr Uferdichter zu erzählen.

Doch ich will nun, wie ich geh' und stehe,
Einen Gruß ihm, einen Wunsch ihm schreiben;
Und ich bitt' dich, gutes Donauweibchen,
Leih' mir eines deiner Weinkranzblätter,
Die dein dunkles Haar so schön umgrünen.
Hab' ich drauf geschrieben, was ich meine,
Werd' ich's wieder in den Kranz dir flechten,
Daß als lieblicher Depeschenbote
Du's dem Hagen an der Donau bringest:

„Alter Schwede! Alter ‚Indianer'!
Mög' die Sonnenjungfrau, die den ersten
Deiner großen Schritte einst geleitet,
Noch der Jahre viel in Kraft und Stärke,
Glück des Schaffens, Ehre des Geschaff'nen,
Liebe bei den Nixen und den Menschen,
Vor dem letzten großen Schritt dich hüten!"

Nachdem auch der Führer der Arbeiter seine officielle Ansprache gehalten und unter Glas und Rahmen eine Adresse überreicht, trat einer der Leute hervor und wandte sich an den Regisseur mit den Worten: daß zu ihrem Stolze von allem Glanze, den große Künstler um sich sammeln, doch auch zu ihnen in die Versenkung ein Strahl hinabfalle, und so danke er ihm auch dafür, sowie für alles Gute, das er für sie gethan. Zum Schluß sprach Gabillon dem gesammten Personale seine Freude und seinen Dank aus und forderte sie auf, nun mit ihm zu trinken! Für die Ausführung dieses Vorschlages war reichlich vorgesorgt. Ist schon in gewöhnlichen Zeitläuften in Gabillon's Keller manch bedeutender Tropfen eingelagert gewesen, so hatte das Jubiläum das Auserlesenste dazugetragen; in Körben und Gebinden, lorbeer- und blumengeschmückt lugten die in allen Farben bekapselten Flaschenhälse aus ihrer Hülle. Hier goldfunkelnd Johannisberger und Liebfrauen-

milch, dort dunkelglühender Burgunder; dazwischen mit silbernem Kopf in kecker Festfreude alle überholend Sec, Demi-sec und auch ganz milde: Champagner in allen Sorten. Doch dominirend der seinem Gebieter allzeit getreue Cognac in besternter und unbesternter, mehr oder weniger als „vieux" bezeichneten Ausgabe!

Und ungezählte Gläser wurden nun immer und immer wieder gefüllt und klangen hell tönend aneinander: „Hoch Gabillon!"

Nach der ernsten Erregung, die noch kurz vorher alle Gemüther beherrscht, brach nun ein heller, lauter Jubel aus. Die Alten und die Jungen becherten um die Wette. In der Gartenveranda hatten die Arbeiter ihr Quartier aufgeschlagen, und es ging dort nicht weniger lebhaft zu als drinnen unter der Anführung der k. k. Regisseure!

Es war gegen Mittag schon, als man sich besann, daß Abends „Der Meineidbauer" sei, und daß man Komödie spielen müsse!

Und dann ist es nach und nach im Hause des Jubilars wieder stiller und leerer geworden. Aber ganz still doch nicht, Nachmittags erschien der Intendant Baron Bezecny, um seine Glückwünsche zu bringen, und von den zahlreichen Freunden wollten ihm gar viele an seinem Jubeltage die Hand drücken! — — —

Noch einmal — ein halbes Jahr später — widerhallten dieselben Räume von heller Festesfreude; es war, als Gabillon im allerengsten Familien- und Freundeskreise am Ostermontag 1894 den Gedenktag feierte, daß es 50 Jahre gewesen, seit er als 18jähriger Junge als „Indianer" in der „Sonnenjungfrau" in Rostock zum erstenmale die Bühne betreten. Wehmüthig gedachte er seines guten Directors Bethmann und lachte herzhaft in Erinnerung an seine erste, etwas geräuschvoll zur Darstellung gebrachten declamatorische Leistung: den „Prinzen von Mauritanien"!

In den letzten zwei Jahren, in denen es Gabillon vergönnt gewesen, mit alter Frische und Ausdauer seinen Beruf auszufüllen, hat er noch folgende neue Rollen gespielt: im December 1893 „Maurer Mattern" in „Hannele", im Jahre 1894 „Geheimrath Harden" in „Erfolg", worin er vordem „Baron Fabro" gegeben, „Hippel" in „Examen". Mit ganz ungewöhnlicher Freude arbeitete er den „Räuber Dismas" in Hans Sachsens „Tod im Stock" zu einem wahren Cabinetsstück an urwüchsiger Kraft und groteskem Humor aus — schon seine Maske muthete wie eine Albrecht Dürer'sche Figur an! Die letzte neue Rolle, in der er auftrat, war „Giacomo Neri" in „Erste Lüge" im Jänner 1895. Im Sommer 1894 mußte er den Schmerz erleben, seine alte Freundin Betty Paoli zu

verlieren. Sie ſtarb am 5. Juli in ihrem 80. Lebensjahre. Tief ergriffen ſchrieb er darüber an Hermann Schöne wie folgt:

Grundlſee, 18. Juli 1894.

Lieber, alter Freund!

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, wenn Alles um uns her „ruglich" wird, Einer nach dem Anderen von uns abbröckelt und im Scheiden ſagt: „Auf baldiges Wiederſehen!" Wir glauben wenigſtens, daß er ſich etwas Aehnliches gedacht, wenn er im letzten Augenblicke überhaupt unſer noch gedacht hat! Meine arme Betty! Sie war die treueſte und aufopferndſte Freundin. Ich war lange auf die Kataſtrophe vorbereitet, und doch traf mich die Todesnachricht wie ein Schlag. Ich hätte zum Begräbniß gehen ſollen, eigentlich müſſen, aber ich ſchickte meine Helene nach Wien, aus Feigheit, aus elender Feigheit. Seit dem Tode meiner Frau kann ich in kein offenes Grab ſehen, ohne all die ſchaurigen Träume wieder in meine Nächte zu rufen. Vierzig Jahre haben wir uns gekannt. Der Kreis wird enger und immer enger, und die uns bleibenden Freunde werden theurer und koſtbarer, wie die ſibylliniſchen Bücher, welche im Preiſe ſtiegen, je mehr von ihnen fehlten. Ja, ja, mein lieber Schöne, wir haben miteinander eine gewaltige Zeit durchlebt, die Weltgeſchichte wurde inzwiſchen auf den Kopf geſtellt; der alte conſervative Schloſſer würde ſich heute die Haare raufen, und Stieler, deſſen Atlas ſo und ſo viele Auflagen erlebt, würde jammernd klagen: „Ich habe umſonſt gelebt, ich werde eingeſtampft." Jawohl, Vieles haben wir geſehen kommen und vorübergehen . . . Dein Gabillon.

Charakteriſtiſch für Gabillon's Auffaſſung moderner Bühnenausſtattung ſprechen folgende Zeilen:

29. Mai 1895.

Meine liebe Helene!

. . . Wir haben jetzt den zweiten Theil des „Fauſt" hinter uns. Ein geſundes Jahrmarkts-Hanswurſtſpiel iſt mir lieber als dieſe Pracht und Herrlichkeit, die mit Raffinement den göttlichen „Fauſt" erſchlägt. Wenn der alte Goethe das ſähe, würde er mit Mama ausgerufen haben: „Nein, ſo habe ich mir das nicht gedacht, gar nicht denken können!" Unter Umſtänden, beſonders aber in Bezug auf die Saga, wirkt ein Holzſchnitt ſtärker als farbenprächtigſte Oelgemälde. . . . . .

Und noch einmal ſollte er ſich auf die Ferien freuen dürfen, die er im Sommer 1895 mit einer Cur in Marienbad begann, hernach auf dem Wege zum Grundlſee bei den Freunden Thimig und Schöne in Wildalpen fröhliche Raſt haltend. Ihre liebe Gaſtfreundſchaft in dem ſchönen Gebirgsthale genoß er mit tiefem Behagen. Von dort aus ſchrieb er an den Grundlſee:

Wildalpen, am 10. Juli.

Ich geneſe hier in dieſem wunderbaren Thal von meiner Cur. Wir ſcherzen und lachen miteinander und Jeder weiß im Stillen, daß noch der ganze Winterſtaub, der Winterärger, mit einem Worte das Burgtheater in ſeinen Knochen ſteckt. Ueber

meine Abreise habe ich noch nichts bestimmt. Du weißt, ich will meinen Geburtstag ganz insgeheim mit mir allein feiern, am liebsten würde ich diese Feier sogar verschlafen.

Abgespannt von der Fahrt, kam Gabillon am Nachmittage seines 70. Geburtstages, den er wirklich auf der Eisenbahn ganz unfeierlich begangen hatte, am Grundlsee an. Bald aber hatte er sich von den Reisestrapazen erholt und begann Blockhaus, Wald und See gründlich zu genießen. Das Wetter war meist günstig und er machte wie sonst manche schöne Wasserfahrt bei Tag und Nacht. Eines Tages, es war Mitte August, ruderte er zur „Kaffeehütte", der See war ziemlich hoch, die Felsplatte glatt, und er fand schwer eine gute Landungsstelle. Er sprang aus dem Boot, schlug mit dem Schienbein an einen spitzen Stein und empfand einen heftigen Schmerz. Trotzdem aber ruhte er nicht, begnügte sich damit, ein kräftiges „Donnerwetter!" auszustoßen, und kletterte sofort an den Felsblöcken hinter der Hütte empor bis zu einem Fußsteig, den er dann weiter verfolgte. Daheim machte er nicht viel Wesens aus der Sache, erst am Abend als die Schmerzen unerträglich wurden, ließ er sich den Fuß verbinden, und schonte sich nur wenige Tage. Kaum begann die Wunde sich zu schließen, so war seine Geduld auch schon zu Ende, er machte — noch dazu bei argem Regen und Sturm — wieder eine Fußtour, beschädigte sich aufs neue, und nun nahm die Verletzung einen bösartigen Charakter an. In seiner freien Bewegung gehemmt, die ihm Lebenselement war, wurde auch seine Stimmung gedrückt. Ein paarmal war er noch von alter Lustigkeit, wenn willkommene Gäste eintrafen, wie z. B. sein alter Freund Ludwig Lobmeyr, oder Director Burckhard, mit denen er dann auf das behaglichste beim Weine saß.

Als er zum Schlusse der Ferien an einem der letzten Augusttage nach Wien abreiste, ahnungslos, daß er Grundlsee und Blockhaus nimmer wieder sehen sollte, hatte er noch ein trauriges Erlebniß. Bei Schramml Halt machend, um dem alten Albin, mit dem er schon seit 40 Jahren auf Du und Du war, Lebewohl zu sagen, fragte ihn dieser: „Weißt's scho', vom Krieg Steffel?" „Was ist's mit ihm?" antwortete Gabillon." „G'sturb'n is er heut' in da Fruah." Ueber Gabillon's Gesicht ging ein jähes Zucken, eine Blutwelle schoß ihm bis in die Haarwurzeln, dann wurde er blaß. Der Steffel war sein erster Führer in den Aussee und Grundlseer Bergen gewesen, sein Kamerad geworden, auf unzähligen genußreichen, mühevollen, gottvergnügten Touren, mit dem er so manches Strohlager auf der Alm, so manchen Schnaps getheilt hatte, mit dem er bei Sturm und Regen beim Feuer gesessen und manchem Sonnenaufgange auf lichter Bergeshöhe entgegengewandert war. „Der auch todt," murmelte er; und Schrammel's:

„No, alsdann, adje, und aufs Wiederſehn übers Jahr," fand kein Echo bei ihm; mit einem wehmüthigen Lächeln reichte er ihm nur die Hand.

An der „Klauſe", die den See abſchließt, wo eine breite Holzbrücke die abfließende Traun überſpannt, dort winkte er ſeinem Grundlſee das letzte Lebewohl zu.

Zwei Tage darauf, am 1. September, hatte er als „Alba" in „Egmont" aufzutreten. Vor Beginn ſeiner Scene ſtand er Abends hinter den Couliſſen, imponirend und düſter ausſehend, ſo recht der Mann, der einem eiſernen Thurm ohne Pforte verglichen wird. Einſtweilen aber plauderte er behaglich mit den Collegen. Doch kaum war er auf die Bühne gekommen, ſo wurde er unſicher in Sprache und Haltung, auch ſeine Wunde am Schienbein ſchmerzte ihn, er ſpielte mit ſichtlicher Anſtrengung zu Ende. Aber ſchon nach der Vorſtellung war er wieder ganz friſch und meinte nur: „Heute hab' ich ſchlecht geſpielt!" Am nächſten Morgen leitete er, wie ſonſt, die Probe vom „Richter von Zalamea", Niemand merkte ihm eine Ermüdung an. Er hatte für die nächſten Tage große Rollen auf dem Repertoire: „Selbitz", „Don Lope" ꝛc. Auf Bitten der Seinigen nur ſagte er ab und trat erſt am 5. September wieder als „Erdgeiſt" auf. Es war das letztemal. Niemals aber hatte er die Goethe'ſchen Verſe ſchöner geſprochen: „Wer ruft mir?" klang es machtvoll und gebietend durch den Raum, mit einer Stimme, die wie eine Glocke im Dome fern hintönend wirkte, und die nicht ahnen ließ, daß am „ſauſenden Webſtuhl der Zeit" ſein Lebensfaden ſo bald werde abgelaufen ſein! Es war in „Fauſt", worin er ſeine erſten und ſeine letzten Worte auf der Bühne geſprochen hatte. Nach ſeiner Scene begrüßten ihn heiter die Collegen; hilfreich wie ſtets, trat er an dem Abend noch an die Spitze einer Collecte für einen armen Schauſpieler, und dann verließ er mit weit ausgreifenden Schritten, vergnügt, wie ſonſt, eine Melodie ſingend, daß es durch die Gänge hallte, und von ſeinem Pudel gefolgt das Theater. Die nächſte Zeit verbrachte Gabillon meiſt daheim im Cottage, wo er viel in ſeinem Garten war, Abends bei Spielpartien mit Freunden und Collegen; ging er ſpazieren, ſo weit es ſein Fuß erlaubte, war das luſtige Treiben der Hunde ſeine Hauptfreude. Eines Tages ſaß an der Gartenthür eine beſonders vornehme, ſtolz und unzufrieden ausſehende Dogge — ein wirklicher k. k. Regiſſeurshund. Er gehörte Bernhard Baumeiſter, der drin im Hauſe bei ſeinem Collegen „Gabel" war. Trotzdem ſie beide älteſte Jugendfreunde und Landsleute waren, hatten ſie doch lange ſchon die Gewohnheit aufgegeben, ſich gegenſeitig zu beſuchen — nun aber ſaßen ſie beiſammen und ſprachen von vergangenen ſchönen Tagen in Schwerin und Oldenburg, und ſahen

wieder ordentlich jung aus. Gabillon vergaß darüber ein Weniges seine Leiden! Dazu kam als treuer Freund und Nachbar auch Sonnenthal ebenfalls mit einem Vollblutjagdhund. Natürlich sprach man eifrig vom Theater, und alle anwesenden Theaterhunde wurden ins Zimmer gelassen — dann war's gemüthlich! Auch Director Burckhard war bei Gabillon gewesen und frug ihn, in welcher Rolle er später — wenn sein Fuß geheilt sei — wieder auftreten wolle; was ein rechter Schauspieler ist, mag doch immer nur vom Theater hören! Gabillon meinte: einmal im Leben möchte er noch den „Don Lope" spielen, das sei sein einziger Wunsch. Wenn aber, so wurde eingewendet, für das erstemal die Rolle zu anstrengend sei, was dann? Dann, den „Lindenschmidt". Aber nach und nach, als er merkte, daß das Ausruhen ihm keine neue Kraft, sondern die Zeit immer neue Leiden zu den alten brachte, er, der Redegewandteste, Redefroheste, mit Sprechschwierigkeiten zu kämpfen begann, da wurde er trüber und stiller! Mitte October machte ihm der Besuch seines obersten Chefs, des Obersthofmeisters Fürst Hohenlohe, der mit seinem Sohne kam, noch große Freude. Der Fürst, der Gabillon auf die herzlichste Art über seinen Zustand tröstete, klagte selbst auch über seine schwankende Gesundheit. „Aber Durchlaucht, sind ja noch ein Kind gegen mich," meinte Gabillon. Der Fürst, der ungewöhnlich jugendlich aussah, nannte sein Alter, er war nur um wenige Jahre jünger und starb wenige Monate darauf mit Gabillon an einem Tage.

Immer mehr zog sich Gabillon von seinem Bekanntenkreise zurück, nur etliche Collegen, unter ihnen am häufigsten seine Freunde Schöne und Thimig, ließ er noch zu sich. Einmal auch seine von ihm so hochgehaltene Collegin Charlotte Wolter, und es war ein wehmüthiges Bild, wie diese beiden großen Künstler, die einst so blühend schöne Menschen waren, nun einander gegenübertraten, durch Alter und Leiden unerbittlich gebrochen. Wenige Wochen nach ihrem Besuch bei Gabillon war die Wolter nach längerer Krankheit wieder aufgetreten; das war ein Hoffnungsstrahl für ihn, vielleicht könne auch er noch einmal gesunden. — Ein kurzer Traum! — In Wirklichkeit ging's rasch bergab. Eine Entbehrung nach der andern mußte er tragen, er konnte selbst nicht mehr lesen, und es war ihm erwünscht geworden, wenn man ihm vorlas, was er sonst niemals leiden konnte. Das letzte Buch, das ihn erfreute und lebhaft anregte, war „Rittmeister Brand" von Marie Ebner, die er ja auch persönlich gekannt und unendlich verehrt hatte. Aber auch langes Vorlesen ertrug er bald nicht mehr; so dehnten sich für den an rastlose Thätigkeit gewöhnten Mann die Tage und die langen Herbstabende qualvoll in ihrem Einerlei; doch war er stets geduldig und

gelassen, nur hie und da deuteten einige spärliche Worte auf das Ringen seiner Seele. Eines Abends war er besonders bewegt, betrachtete lang das Erzstandbild des Hagens und sprach dann langsam vor sich hin: „Du — du stirbst auch!“ In der zweiten Hälfte November hatte ein Anfall von Herzschwäche sein Leben ernstlich bedroht. Aber seine kräftige Natur arbeitete sich wieder heraus, er erholte sich scheinbar — zu neuen Leiden. Worte des Trostes, die man ihm sagen wollte, lehnte er mit einer furchtbar entschiedenen, traurigen Handbewegung ab; und welchen Ausdruck hatten dabei seine immer noch leuchtenden, stahlgrauen Augen — wie ihn nur die vollkommene Hoffnungslosigkeit gibt! Doch immer noch konnte das Wort „Burgtheater“ und Namen von Collegen ihn aufrütteln aus seinem traurigen Hindämmern. Er lächelte sogar manchmal, wenn Thimig, den Kummer über des Freundes Elend niederzwingend, ihm eine drollige Couliſſengeschichte um die andere erzählte. Und auch in den letzten Wochen seines Lebens war ein Hund ihm zur Seite, sein treuer Black, der, wenn er zum Herrn hineingerufen wurde, sich zu dessen Füßen setzte, mit der Pfote sanft und zärtlich, fast vorsichtig an der Decke des Kranken kratzte, welcher mit der Linken, die ihm allein beweglich geblieben war, das lockige Fell des alten Hundes kraute; dann winselte das Thier vor Freude, und der Herr beantwortete diese Liebesbezeugung mit einem wehmüthigen Lächeln und Winken mit der Hand.

Kurze Zeit vor seinem Tode, als Gabillon in seinem Arbeitszimmer saß und gleichgiltig umhersah, wurde sein Blick plötzlich durch eine Wahrnehmung gefesselt: es war das Wochenrepertoire des Burgtheaters, das wie sonst im Rahmen an seinem bestimmten Platze hing. Wie ein elektrischer Schlag hat ihn plötzlich das Erinnern durchzuckt, er verlangte nach dem Blatt; als es ihm gereicht wurde, wollte er es fassen und halten — es gelang nicht. Es war ein letztes Aufleuchten des Erkennens, das ihn daran mahnte, was einst den Inhalt seines Lebens ausgemacht! Von Schmerz überwältigt, stützte er das Haupt in die Hand und stöhnte laut auf.

Drei Tage darauf umhüllte das Fieber einer Lungenentzündung auch den Rest seines Bewußtseins. Am 13. Februar 1896 that Ludwig Gabillon den letzten Athemzug.

Der Verewigte wurde im größten Raume seines Hauses aufgebahrt. Die Liebe und die Verehrung, die dem Lebenden in so reichem Maße zugefallen waren, sollten nun auch den Geschiedenen auf dem letzten Wege ge-

leiten. Mehr als vierhundert Kränze wurden an seinem Sarge niedergelegt. Der Leichenzug ging am Burgtheater vorüber, von dem die schwarze Trauerfahne niederwehte; dort schlossen sich alle Burgschauspieler, ihnen voran Director Burckhard, dem Trauergefolge an. Zu Fuß gaben sie dem todten Kameraden das Geleite bis an die protestantische Kirche in der Dorotheergasse, wo Pfarrer Johanny die Einsegnung vornahm. Dann ging die Fahrt auf den Matzleinsdorfer Friedhof, wo Gabillon in derselben Gruft mit seiner Zerline bestattet wurde. Am offenen Grabe sprach zuerst Max Burckhard. Gabillon, dem der Director im Laufe der Jahre persönlich werth geworden, hatte ihm schon längst in scherzhaft vorgebrachter, aber ernstgemeinter Weise gesagt, daß er seine Grabrede bestimmt von ihm gehalten wissen möchte. Burckhard's Nachruf lautete:

„Unauslöschlich ist es in uns eingegraben, was der Künstler Ludwig Gabillon uns gewesen ist, und ich brauche, um es Ihnen zu sagen, nicht erst an Ihren Augen den stattlichen Zug der herrlichen Gestalten neuerlich vorüberziehen zu lassen, die er, künstlerische Formvollendung mit innerster Lebenswahrheit verbindend, ein Realist, nicht im Sinne vergänglicher Schlagworte des Tages, sondern im Sinne einer stetigen Kunstentwicklung geschaffen, belebt hat. Das überschäumende Kunstgefühl, das in dieser nordischen Hünengestalt sich regte und aus einer tiefen, innigen Liebe zur freien unbeengten Natur stets neue Nahrung in sich sog, der breite, volle Humor, der aus diesen hellen Augen strahlen konnte, sie waren sein eigenstes, innerstes Wesen, das er in die Schöpfungen seiner Kunst ergoß.

Aber Ludwig Gabillon hat uns — und das zeigt so recht, was für ein großer Künstler er gewesen — noch viel mehr gegeben, als er selbst war. Das treue, freundliche Auge konnte sich auf der Bühne zum stechenden, finsteren Blicke des Hasses und Mordes zusammenziehen, der das Blut in den Adern fast gerinnen machte, und sein ganzes Wesen sich zur Höhe jenes wilden, düsteren Humors emporschwingen, der die Seele zugleich mit allen Schauern der Vernichtung und dem vorahnenden Gefühle erlösender Befreiung zu erfüllen vermag.

Das konnte der Mann mit dem offenen arglosen Kinderherzen, mit der sonnigen Lebensfreude in seiner ganzen Art, der Mann, der denen, die er liebte, ein ehrlicher Freund war, von einer Treue, so rein wie lauterstes Gold, der Mann, an dem selbst kleine Fehler und Schwächen, von welchen ja kein Sterblicher frei ist, nur als liebenswürdige Seiten seines Wesens erscheinen, so daß sie ihn uns nur noch theurer machten und wir keinen, nicht den kleinsten Zug an ihm hätten je missen mögen.

Und nun müssen wir Alles an ihm missen, ihn selbst, den ganzen Künstler wie den ganzen Menschen.

Wie ein Bild eines durch ein Wunder in unsere Zeit und Länder verschlagenen alten Wikingfahrers mag der reckenhafte Mann, der mit sicherem und doch kaum merklichem Schlage sein Schiff durch die Fluthen des Lebens trieb, Manchen angemuthet haben: nun ruht er im engen Schiffe des Todes, gerüstet zur letzten Fahrt, die Hünenglieder gestreckt, die hellen Augen geschlossen. Aber in Walhall klingen schon die Schilder und Schwerter der versammelten Vorzeitrecken, die seiner harren, ihn zu begrüßen und ihn zu geleiten auf die lachenden Jagdgründe der Ewigkeit; er ist glücklich am Ziele nach der stürmischen Fahrt des Lebens. Nur wir stehen schmerzerschüttert am Strande und können es nicht fassen, daß er uns verließ, und rufen ihm klagend als letzten Scheidegruß nach: Ludwig Gabillon, wir werden dich nie vergessen — nie — nie!"

Dann trat als Sprecher der Collegen Hartmann an das Grab. Ursprünglich hätte Sonnenthal das Wort ergreifen sollen, aber eine plötzliche Abänderung nöthigte ihn, am Abend des Begräbnisses den „Nathan" zu spielen, und so mußte Hartmann von einer Stunde zur anderen für ihn eintreten. Sein improvisirter Nachruf war der folgende:

„Du liegst zu unseren Füßen, als wärst du ein Stück von uns. Ein Stück von sich begräbt auch Jeder von uns heute mit dir, und wir Alle mit dir ein Stück Burgtheater! Traurig steht die Muse der Schauspielkunst an deiner Gruft. Du warst ihr ein starker Kämpfer für das Wahre, ein edler Priester. Aber die Kunst ist unvergänglich wie die Natur, aus Zerstörtem erblüht ihr das Neue. Auch aus deinem Grabe wächst ihr ein starker mächtiger Stamm zum Haine „Tradition", der schützend gegen Sturm und Ströme eines vorüberrauschenden Zeitalters dem Burgtheater seine echte Kunst bewahrt! Wer diesen Hain nicht durchschreitet, gelangt nicht ins Heiligste. Du hast es erreicht, dir erschlossen sich die Pforten. Tief in dir hat der schönste Grundsatz der Burgtheater-Tradition Wurzel geschlagen: sei nur ein Theil! Du warst es ehrlich! Kein Virtuose, der mit seiner Reclame lebt und stirbt! Dein Ehrgeiz tauchte unter in die Ehre des Ganzen. Kein Star — ach, wie hättest du über so ein Wort gelächelt, alter Freund, aber ein heller Stern am hellen Sternenhimmel! Fahr' wohl! Aller Trauer, Liebe, Verehrung haben dich geleitet auf deinem letzten Wege, Liebe und Verehrung leben für dich in uns weiter. Du bist unsterblich deiner Kunst!"

Nicht minder herzbewegend klangen die Nachrufe der Kritiker: „Man steht wie ein Knabe, der einem geliebten Romanhelden nachweint," schrieb

Heveſi, „jenem harmloſen Kraftmenſchen Porthos etwa, dem ſtarken Mann unter den drei Musketieren, den nur ein ſtürzender Felſen niederſchlagen konnte. Mit übermenſchlicher Anſtrengung ſtemmten die Genoſſen den Felsblock noch einmal in die Höhe, einen Augenblick nur, um Luft zu machen für den letzten Athemzug ihres geliebten Rieſen. Es iſt thöricht, an ſolchen untergeordneten Helden zu denken. Aber man iſt ja nicht klug in gewiſſen Augenblicken, wo man ſelbſt mitſtemmen möchte aus Leibeskräften an dem ungeheueren Stein, der den armen Porthos begraben."

In Berlin widmete Paul Schlenther Gabillon folgende, aus voller Kenntniß des Menſchen und Künſtlers ſtammende Würdigung:

„Ein Mann, der nicht geht, ſondern ſchreitet. Eine Stimme, die nicht ſpricht, ſondern ſchallt. Ein Auge, das nicht blickt, ſondern blitzt. Eine Lippe, die nicht ſchlürft, ſondern leert. Ein Herz, das nicht fühlt, ſondern glüht. Eine Hand, die nicht faßt, ſondern feſſelt. Ein Arm, der den Spieß ſchwingt, ein Spieß, der trifft. Ein Schauſpieler im Großen, ein Menſch im Frescoſtyl: das war Louis Gabillon. Er war kein Franzoſe, ſondern wie Speidel ſcherzhaft behauptet hat, ſtammte er aus der deutſchen Sage, von jenem Unthier Gabilûn, deſſen Blut übermenſchliche Kraft verleiht und das der Hagen des Gudrunliedes erſchlägt.

Ein halbes Jahrhundert lang ſuchte er auf den deutſchen Bühnen das Leben. Wie ſein älterer Schwiegerſohn, ſein lieber Toni, unſer feiner, herzhafter Freund Bettelheim in einem zierlichen und doch ſo inhaltswuchtigen Jubiläumsbüchlein ſtatiſtiſch nachgewieſen hat, ſah ihn das Wiener Burgtheater allein in mehr als dreihundert verſchiedenen Geſtalten über die weltbedeutenden und weltberühmten Bretter ſchreiten. Allerdings vertheilen ſich dieſe dreihundert Mordskerle, von denen faſt jeder übermenſchliche Kraft bewährte, auf demſelben Spielraum über einen Zeitraum von vier Decennien.

In demſelben Glücksjahr 1853 hatten ſich die beiden wunderſchönſten Kinder Güſtrows, Zerline Würzburg und Louis Gabillon, im Wiener Hoftheater zuſammengefunden.

Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutſchthum, das ihnen Segen brachte. Sie fand es in Adolf Wilbrandt, dem ſelbſt ſo weichen Roſtocker, dem einzigen Burgtheaterdirector, durch den ſie ſich nicht gekränkt und zurückgeſetzt fühlte, der ſie mit ſanftem Arm aus dem intereſſanten Alter ins Fach der Mütter lockte. Ludwig verlangte ſich ein ſchrofferes Begegnen. Ihm war der Dithmarſche Friedrich Hebbel gerade rauh genug; es ging ihm das Herz am weiteſten auf, als aus der Hebbel'ſchen Dichtung

seine übermenschlichste Heldengestalt entstand: Hagen Tronje. Wer ihn nicht kannte und nie etwas Anderes von ihm gesehen hatte als diesen Hagen, den Speerwerfer und Kinderschreck, mußte ihn ohneweiters für einen jener Vorzeitrecken halten, von denen es neulich in Director Burckhard's schöner Grabrede hieß: in Walhall klingen schon die Schilder und Schwerter derer, die seiner harren, ihn zu begrüßen und ihn zu geleiten auf die lachenden Jagdgründe der Ewigkeit.

Wie aber kommt, wird ein Unkundiger fragen, der finsterste Mann, wie kommt Hagen Tronje auf lachende Gründe? Daß Hagen ein Jägerherz im Busen trug, beweist schon seine erste Frage, mit der Hebbel's Drama beginnt: „Nun, keine Jagd?" Aber auch wenn er das Waidwerk pflegt, wird es ein düsteres Geschäft. Ihm lacht nichts auf der Welt; sogar bei Volkers Fiedel, die er liebt, bleibt er mürrisch. Gabillon, sein größter Darsteller, war reicher als das Urbild. Wenn der Speer im Winkel stand, der Schuppenpanzer abgeworfen war, dann gab es ein fröhliches Ansehen. Der Heldenthaten gab es auch dann noch genug. Gewettert und gestritten wurde nach Herzenslust, aber immer grüner, immer üppiger erblühte rings umher die Welt. Hagens schwarzer Geist wich von hinnen; aus Auerbach's Keller stiegen die Gesellen empor mit dem Blick auf das schöne Land. „Weinberge! Seh' ich recht? Und Trauben gleich zur Hand." Dann glaubte man dem übermenschlichen Durst des Junkers Tobias Rülps in Oliviens Garten, dann begriff man, wie Grillparzer's Troglodytengraf Kattwald so ungeheuer gut bei Appetit sein konnte. Ich habe den großen Nimrod Gabillon auf seinen mythischen Jagdfahrten niemals begleitet, ich habe nie seine starke Faust auf wildbewegtem See das Ruder führen sehen, aber ich habe oft mit ihm gezecht. Das letzte Porträt, das er mir noch voriges Jahr schickte, trägt die uns Beide compromittirende Unterschrift: „Seinem lieben Bruder — nicht nur in Apoll, sondern auch im Alkohol." Der Wein ward nie Meister über ihn; aber er wirkte mächtig auf seine Phantasie; Münchhausen selbst schien dann am Tische zu sitzen, und Wunder über Wunder geschahen. Gabillon rudert über seinen geliebten Grundlsee, wo ihm das selbstgezimmerte Blockhaus steht; er sieht in der Luft eine Lerche; je weiter er rudert und je weiter er erzählt, desto grimmiger verwandelt sich dieser Vogel; die Lerche wird zur Krähe, die Krähe zum Falken, und schließlich ist es ein Lämmergeier, dessen sich nur ein Gabillon zu erwehren vermag. Er schmückte grausam aus, und immer war er selbst der Ruhmesheld furchtbarster Begebenheiten. Völlig beglaubigt ist von seinen Heldenthaten nur eine einzige: er besaß die Hannover'sche Rettungsmedaille, weil er als junger Schauspieler

einen Menschen mit eigener Lebensgefahr aus dem Wasser geholt hatte; und just von dieser Heldenthat sprach er fast niemals. Die historische Wirklichkeit verlohnte nicht des Renommirens. Sie war ihm nicht beträchtlich genug, oder dieser Hüne empfand zu menschlich zart. Erst wo die Phantasie frei schalten konnte, war er im Elemente. „So lag' ich, und so führt' ich meine Klinge!" Alles hatte ihn vorausbestimmt für Sir John Falstaff; jede andere deutsche Bühne wäre überglücklich gewesen, ihn dafür zu haben. Der Naturenreichthum des Burgtheaters, das einen Baumeister besitzt, konnte sich's gönnen, einen Gabillon mit Bardolph abzufinden; keiner hat Baumeister ehrlicher bewundert, als sein alter Kneip- und Piquet-Bruder Gabillon, der sich wohl damit tröstete, daß Falstaff feige sei und ein Gabillon für Memmen keine Begabung habe.

Auf Baumeister und Gabillon war jener Spott Dingelstedt's gemünzt, der auf der Bühne einige junge Anfänger aus der Nähe des Souffleurs vertrieb, weil dieser wichtige Platz für die wirklichen Hofschauspieler frei bleiben müsse. Gabillon's Gedächtnißschwäche spielte ihm manchen Possen. Er lernte schwer und vergaß leicht. Auch davon, glaub' ich, war die Ursache nichts anderes als seine ungeheuerliche Einbildungskraft. In diesem Meere der Phantasie ertranken, wie die realen Thatsachen, so auch die Texte der Dichter. Aber wie Gabillon im Leben mit dem feuchten Elemente vertraut war, wie er, der Sohn der Ostsee, bis ans Nordcap den Wellen vertraut hatte und die Mitternachtsonne über dem Meere stehen sah, so war er ein Meister in der Kunst des „Schwimmens" auch auf der Bühne; wenn er mit Baumeister um die Wette „schwamm", so gab es ein Sportvergnügen. Dennoch hat ihn nie der heiligste künstlerische Ernst verlassen. Mit Leib und Seele war er bei der Sache, und immer gab er sich ganz und immer sein Bestes. Er war nicht neidisch. Er fühlte sich reich und gönnte auch Anderen was Gutes. Eines Tages wurde ihm der „Derwisch" im „Nathan" genommen. Er sprach ganz ruhig darüber; bloß mit der Wahl des Nachfolgers war er unzufrieden.

Er hat weidlich im Leben geschimpft. Zuletzt war für ihn das rothe Tuch, auf das er sich allerdings etwas stiermäßig zu stürzen liebte, die moderne Seelendramatik, deren feine Nerven nicht einmal seine Frau, die kluge Dame, verstanden hatte. Gabillon schrie Mordio, als Max Burckhard, der vorurtheilsloseste aller Burgtheaterdirectoren, Ibsen und Hauptmann in das geweihte Haus am Franzensring einführte. Sonnenthal und Lewinsky übernahmen mit größtem Abscheu den „Volksfeind" und seinen Widerpart. Baumeister schüttelte brummig den Kopf, als er den

alten „Vockerat" geben sollte. Frau Hohenfels drohte mit Contractbruch, so oft man ihr die Studentin „Anna Mahr" zumuthete, und als sie sich endlich doch dazu entschloß, ließ sie sich wenigstens das naturalistische Loch im Aermel stopfen. Alle diese ästhetischen Seelen glaubten durch den neuen Sturm Shakespeare und Schiller in Gefahr und vergaßen, wie seit Jahrzehnten allein durch ihre eigene schöne Kunst die elendesten bretternen Schmöcker, „Fromont und Risler" u. s. w., das Burgtheater entweihen konnten. Moderne Menschen im Burgtheater redeten vergebens zum Guten, streckten sehnsüchtig die Hand aus nach den erfrischenden Aufgaben der Menschendarstellung, wie sie in Ibsen's „Wildente" oder in Hauptmann's „Webern" oder in Wolzogen's „Lumpengesindel" blühen. Die alte Garde aber saß fest in ihren Vorurtheilen, in ihrem Haß und Hohn, schwor weiter bei Bauernfeld und Scribe und deren öden Epigonen. Am lautesten von Allen zankte und zeterte Freund Gabillon. So oft ich nach Wien kam, eh er mich wieder mit offenen Armen aufnahm, empfing er mich wie einen Brunnenvergifter. Aber das hinderte ihn nicht, mir in seiner Cottagevilla, im Waffensaal, vor dem ehernen Standbilde „Hagens", den „Maurer Mattern" aus Hauptmann's „Hannele", mit allen Schauern des jüngsten Gerichtes und mit einer solchen Freude am Gelingen vorzuspielen, daß mich zuerst die Schauer des jüngsten Gerichtes tief ergriffen und dann seine Lust am verpönten Werke höchlich vergnügte. Wir schieden wie immer als innig befreundete Todfeinde.

Und so, glaub' ich, hat Gabillon keinen Feind gehabt, der ihm nicht im Innersten doch zugethan und ergeben war. Vor 40 Jahren, in seiner ersten Burgtheaterzeit, mag er den eigenmächtigen Director Heinrich Laube für seinen Feind gehalten haben, nicht weil dieser ihn selbst, und zwar mit Recht, aus dem Liebhaberfach ins Recken- und Tyrannenthum hinüberbugsirte, sondern weil Laube seine Zerline, und zwar auch mit Recht, neben der Wolter nicht als Tragödin gelten ließ und ihr schon damals Salondamen interessanten Alters auferlegte. Es gab heiße Kämpfe daheim und draußen. Zerline schrieb an ihren Peiniger bald herzzerreißende, bald malitiöse Briefe, von denen nach ihrem Tode einige in Ludwig Hevesi's allerliebstem, humorvollem Gedenkbüchlein über die „scharfe Dame" abgedruckt sind. Zuweilen mögen Zerlinens spitze Nadelstiche auch dem guten Gatten, der viel Mitleid und etwas Furcht dabei empfand, das Fell geritzt haben. Aber Blut ist nie geflossen, und Ludwig Gabillon war in der vollen Harmonie seines Wesens, in der gleichen Lust zur Arbeit und Genuß einer der glücklichsten Menschen.

Diesem Glücksgefühl, dieser Weltlust, dieser Kraft zu schaffen und zu genießen, konnte er auch auf der Bühne ein hinreißender Dolmetsch werden. Man mußte seinen „Derwisch" hören, wenn er an den Ganges dachte; das klang wie Siegesglocken. Man mußte seinen glorioſen „Don Lope" sehen, wenn ihm am Tische des „Richters von Zalamea" das alte Herz warm ward und die gichtischen Glieder wohlig sich lösten; das labte den Blick wie Abendröthe. So sehr sich ein Schauspieler auch verstellen kann, so reine Freude bringt nur ein guter und glücklicher Mensch zum Mitgenuß.

Aus dem Kern dieses glücklichen und frohen, kindlichen Gemüthes wuchsen nun aber die fabelhaftesten Böſewichter, Spitzbuben, Gauner, Verbrecher hervor. Und sie traten in der Größe ihrer Niedertracht leibhaftig vor uns hin, wir glaubten an sie, wie das Kind an sein Märchen glaubt. Gabillon's Realismus war der Realismus des Märchens. Märchen noch so wunderbar, seine Künste machten's wahr! Und diese Kräfte ruhten aber auf einer ins Riesige gesteigerten Menschlichkeit. Das gigantische Uebermaß war seine Natur geworden.

Er war eine Löwennatur, großmüthig und den Neckereien der Maus geneigt. Im Leben ist es kaum einmal vorgekommen, daß in diesem Löwen die Bestie aufstand. Für seine Kunst aber vermochte er jederzeit das Raubthier in sich zu entkerkern. An den Abenden, wo er einen rechten Wütherich zu verkörpern hatte, und draußen dem Publicum es eiskalt über den Rücken lief, war er hinter den Coulissen zu allermeist den Eulenspiegeleien seiner minder löwenhaften, wenn auch nicht durchaus mausmäßigen Collegen (Mäuse gibt es im Burgtheater nicht) ausgesetzt. Am ärgsten trieb es der kleine Thimig aus Sachsen, der geniale Charakterkomiker des Burgtheaters. Gabillon steht im kahlen Schädel irgend eines großen Gauners hinter den Coulissen und erzählt eine unendlich lange Geschichte. Es drückt ihn die Glatze, er kratzt sich; der Druck wird stärker, er schüttelt den Kopf. Allmählich gibt es mit irgend etwas Klatschendem leise Schläge, die kräftiger und zuletzt sehr kräftig werden. Der Gefolterte ist rathlos. Er sieht um sich her nur ernste Männer und Frauen, die begierig auf das Ende seiner Erzählung harren, aber kaum nimmt er den Faden wieder auf, so trifft ihn von unsichtbarer Geisterhand ein neuer Schlag. Gabillon beginnt an Spiritismus zu glauben und sucht ihn (denn er wußte Alles) sofort den andern begreiflich zu machen. Da plötzlich kommt vom Schnürboden her ein Jubelgeschrei. Gabillon sieht hinauf und erblickt den Spukmacher Thimig, wie er hohnlachend in der Flugmaschine auf- und niederschwebt. Solcher Unfug wiederholte sich täglich, und wenn Gabillon Nachts seinen Stamm-

tisch im „Löwenbräu" verließ, so konnte er sicher sein, daß der Maulkorb seines Pudels ihm an den Rockschößen hing, oder sonst irgend was nicht mit rechten Dingen zuging. Dann hob er seinen Stock und versetzte dem Missethäter einen freundlichen Hieb über den Rücken. — —

Nun ist das Spiel vorbei. Thimig wird nach Gabillon Keinen mehr seiner Schelmenstreiche würdig finden. Draußen unter dem Schnee sind sie wieder beisammen, die Dame und der Held. Im Waffensaale Hagens, am Löwenstammtisch, unter dem Schnürboden ist es stiller geworden. Das Blockhaus am Grundlsee wird diesen Sommer einsam stehen. Es ist Zeit zum Trauern. Bald aber wird es im Gedächtniß von Hunderten und Tausenden wieder lebendig werden. Gabillon wird wieder aufleben in hundert Gestalten und tausend Geschichten." — —

Und nach Jahresfrist ergründete Minor Gabillon's Art und Kunst in einer liebevollen, Großes und Kleines mit gleicher Sorgfalt umfassenden Studie, deren Schlußwort lautet:

„In Gabillon haben wir eine der festesten Stützen des alten Burgtheaters begraben. Es ist leider nicht bloß ein Fach am Burgtheater verwaist, sondern eine starke Individualität dahingegangen. Einen tüchtigen Fachspieler findet man immer wieder, eine Individualität kehrt nie zurück. Bei der Leichenfeier für Gabillon konnte man es von vielen Lippen hören: wir werden die Mehrzahl seiner Rollen nicht mehr so gespielt sehen wie von ihm. Ein Stück von dem, was die Freude in unserem Leben ausmachte, ist mit ihm dahingegangen."

Das Blockhaus am Grundlsee.

Das alte Burgtheater in Wien.

Cottagehaus Gabillon's in Döbling-Wien.

Einbanddecke zum Jubiläums-Album Ludwig Gabillon's.

Rollen-Verzeichniß.

1844—1895.

Rostock. 1844—1846. Direction Bethmann. Ostermontag 1843. „Indianer," „Sonnenjungfrau." — „Diener," „Der beste Arzt." — „Freund des Prinzen," „Nachtlager zu Granada." — „Diener," „Cabale und Liebe." — „Prinz von Mauritanien," „Kaufmann von Venedig." — „Don Urias," „Herr und Sclave." — „Rudenz," „Wilhelm Tell." — „Samiel," „Freischütz." — „Der Fürst," „Freischütz" ꝛc.

Oldenburg. 1846—1847. 1. November. „Melchthal," „Tell." — „Junker von Sonnenberg," „Pfefferröschen." — „Franz," „Götz." — „Adolf v. Emmering," „Ein toller Tag" (Börnstein). — „Rudolf," „Der Landwirth." — „Buyk," „Egmont." — „Ernst," „Vetter." — „Wilhelm," „Leonore." — „Fernando," „Minister und Seidenhändler." — „Davison," „Maria Stuart." — „Anton," „Die Jäger." — „Ruben," „Uriel Acosta." — „Ingomar," „Sohn der Wildniß." — „Moriz Flieder," „Kunst und Natur." — „Anton," „Die weibliche Schildwache." — „Ben Jochai," „Uriel Acosta." — „Alexander Farnese," „Don Carlos." — „Arthur," „Nacht und Morgen."

1847. Gastspiel in **Schwerin.** „Wilhelm v. Starkow," „Leonore." (Holtei.) — „Rudolf," „Landwirth." — „Max Piccolomini," „Wallenstein's Tod." Im **Schweriner Ensemble (1848—1849)**, das zur Sommers- und Herbstzeit in Doberan und Wismar spielte, trat er in folgenden Rollen auf: „Mortimer," „Maria Stuart." — „Friedrich v. Bury," „Christinens Liebe und Entsagung." — „Don Alonzo," „Preciosa." — „Friedrich Wahl," „Der gerade Weg der beste." — „Pierrot," „Die neue Fanchon." — „Edgar," „Die Vorleserin." — „Rittmeister v. Selten," „Die Braut aus der Residenz." — „Friedrich Wetter Graf v. Strahl," „Käthchen von Heilbronn." — „Rudolf," „Der Landwirth." — „Bassanio," „Kaufmann von Venedig." — „Don Ramiro," „Schule des Lebens." — „Moriz Günther," „Die Schwestern." — „Wilhelm v. Starkow," „Leonore." — „Uriel Acosta." — „Assessor Tellring," „Liebe im Eckhause." — „Carl VII.," „Jungfrau von Orleans." — „Arthur v. Belgern," „Dorf und Stadt." — „Ferdinand v. Eppstein," „Die Banditen." — „Friedrich der Schöne," „Ludwig der Baier." — „Ludwig Born," „Ferien nach Vorschrift." — „Graf Tristan v. Vandemont," „König Renées Tochter." — „Dr. Lenz," „Die Sündenböcke." — „Edmund," „Lear." — „Guido," „Corona v. Saluzzo." — „Fritz Maifeld," „Hutmacher und Strumpfwirker." — „Ingomar," „Sohn der Wildniß." — „Romeo," „Romeo und Julie." — „Don Cesar," „Donna Diana." — „Advocat Loder," „Der leichtsinnige Lügner." — „Al-

manſor," „Oberon." — „Auguſt Dorn," „Alpenkönig und Menſchenfeind." — „Phaon," „Sappho." — „Joſef," „Deborah." — „Berger," „Ein höflicher Mann." — „Raphael Sanzio." — „Wilhelm Deſiré," „Der Salzdirector."

Caſſel. 1849—1851. 21. October. „Lionel," „Jungfrau von Orleans."—„Triſtan," „König Renées Tochter." — „Bernard," „Michel Perrin." — „Albert Roſe," „Zauberſchleier." — „Don Enrique," „Don Gutierre." — „Thomas," „Glück und Talent." — „Fritz Förſter," „Sonntagsräuſchchen." — „v. Sonnenberg," „Pfefferröſel." — „D'Artagnan," „Anna von Oeſterreich." — „Kenneth vom Leoparden," „Der Löwe von Curdiſtan." — „Rittmeiſter," „Trau, ſchau, wem?" — „Robert," „Die beiden Sergeanten." — „Laertes," „Hamlet." — „Maſham," „Das Glas Waſſer." —„v. Born," „Der Strohmann." — „Jean," „Die ſchöne Müllerin." — „Philipp v. Strehlau," „Der beſte Ton." — „Friedrich v. Bury." „Königin von 16 Jahren." — „Richard Wanderer," „Richards Wanderleben." — „Guſtav," „Roſenmüller und Finke." — „Carl," „Endlich hat er es doch gut gemacht!" — „Ernſt v. Sedages," „Die Mönche." — „Flittner," „Der Unſchuldige muß viel leiden." — „Fürſt," „Dorf und Stadt." — „Holkiſcher Reiter," „Wallenſtein's Lager." — „Buchheim," „Der Vetter." — „Valentin," „Fauſt." — „Guſtav," „Der Enkel." — „Reinhold," „Badecuren." — „Caſſio," „Othello." — „Born," „Das Herz vergeſſen." — „Bruno," „Mutter und Sohn." — „Guſtav v. Hofſteinbach," „Das Duell-Mandat." — „Eduard," „Die junge Pathe." — „Tempelherr," „Nathan der Weiſe." — „Kaiſer Friedrich," „Cäcilie v. Albano." — „Don Carlos." — „Der Fürſt," „Die Valentine." — „Wilhelm Junius," „Der Brockenſtrauß." — „Gaſton v. Tervay," „Die Roſe von Avignon." — „Rolla," „Dornen und Lorbeer." — „Otto Salmann," „Gaſthaus-Abenteuer." — „Moriz Günther," „Die Schweſtern." — „Max Piccolomini," „Wallenſtein's Tod." — „Rudolf," „Der Landwirth." — „Don Ceſar," „Donna Diana." — „Mortimer," „Maria Stuart." — „Joſef," „Deborah." — „Franz," „Götz." — „Thomas," „Glück und Talent." — „Don Alonzo," „Preciosa."

Hannover. 1851—1853. 3. October. „Don Ceſar," „Donna Diana." — „Edmund v. Mayllly," „Buch III, Capitel I." — „Henri v. Flavigneul," „Damenkrieg." — „Claudio," „Viel Lärm um nichts." — „Bernhard," „Zu Hauſe." — „Graf Heinrich," „Erzählungen der Königin von Navarra." — „v. Fink," „Gänschen von Buchenau." — „Schiller," „Carlsſchüler." — „Eugen v. Felſen," „Magnetiſche Curen." — „Ludwig XV.," „Ein Ring." — „Cleanth," „Schule der Frommen." — „Jacob Wehringer," „Braut aus der Reſidenz." — „Ruben," „Deborah." — „Wilhelm von Oranien," „Egmont." — „Alfred," „Eigenſinn." — „Hettore Gonzaga," „Emilia Galotti." — „Heinrich v. Guldenthal," „Fächer und Handſchuh." — „Ein König," „Hamlet." — „Wilhelm," „Das Haus der Barneveldt." — „Carl v. Fulden," „Des Herrn Magiſters Perrücke." — „Julius Cäſar." — „Pylades," „Iphigenie auf Tauris." — „Ferdinand," „Cabale und Liebe." — „Berthold Arnau," „Mathilde." — „Apollo," „Natur und Kunſt." — „Hippolyt," „Phädra." — „Auguſt," „Eine ſchöne Schweſter." — „Ernſt Hellwald," „Von Sieben die Häßlichſte." — „Alphons," „Torquato Taſſo." — „Schwediſcher Hauptmann," „Wallenſtein's Tod." — „Don Manuel," „Braut von Meſſina." — „Clavigo," — „Robert," „Gebrüder Foſter." — „Ludwig XIII.," „Der Mann mit der eiſernen Maske." — „Ludwig XIV.," „Mazarin." — „Carl Moor," „Die Räuber." — „Reginald Armſtrong." — „Richard," „Richards Wander-

leben." — „Damis," Tartuffe." — „Eugen v. Ringen," „Treue Liebe." — „Julius v. Flottwell," „Der Verschwender." — „Gustav Theodor," „Rosenmüller und Finke." — „Don Carlos," — „Rolla," „Dornen und Lorbeer." — „Masham," „Glas Wasser." — „Bassanio," „Kaufmann von Venedig." — „Cassio," „Othello." — „Buchheim," „Der Vetter." — „Edmund," „Lear." — „Mortimer," „Maria Stuart." — „Ernst v. Sedages," „Die Mönche." — „Philipp," „Nacht und Morgen." — „Romeo," „Romeo und Julie." — „Don Enrique," „Don Gutierre." — „Der Fürst," „Dorf und Stadt." — „Franz," „Götz von Berlichingen." — „Laertes," „Hamlet." — „Oswald Born," „Das Herz vergessen." — „Moriz Günther," „Die Schwestern." — „Ludwig XIV.," „Urbild des Tartuffe." — „Der Fürst," „Die Valentine." — „Holkischer Reiter," „Wallenstein's Lager." — „Max Piccolomini," „Wallenstein's Tod."

Wien.*) 1853. „Darius," „Alexander und Darius." — „Cesar," „Donna Diana." — „Don Carlos," — „Franz," „Götz von Berlichingen." — „Oswald Born," „Das Herz vergessen." — „Schiller," „Carlsschüler." — „Ferdinand," „Cabale und Liebe." — „Bassanio," „Kaufmann von Venedig." — „Friedrich," „Königin von 16 Jahren." — „Saint Alme," „Taubstummer." — „Ludwig XIV.," „Urbild des Tartuffe."

1854. *„Octavius," „Antonius und Cleopatra." — „Carlos" „Clavigo," — „Enrique," „Don Gutierre." — „Eduard Gibbon," „Englisch." — *„Caligula," „Fechter von Ravenna." — „Gianettino," „Fiesco." — „Mark Anton," „Julius Cäsar." — „Edmund," „König Lear." — „König Richard III.," — „Carl V.," „Königin von Navarra." — „Dr. Maithal," „Liebe im Eckhaus." — *„Ein Maler," „Magellone." — „Berthold Arnau," „Mathilde." — *„Rafael de Lavales," „Michel Colomb." — *„Tiburtius Lannois," „Stiefvater." — *„Theseus," „Sommernachtstraum." — „Benedict," „Viel Lärm um nichts." — „Geßler," „Wilhelm Tell."

1855. *„Rosenthal," „Auf dem Lande." — *„Max v. Syburg," „Charlotte Ackermann." — „Alba," „Don Carlos." — *„Oberst," „Fata Morgana." — „Mephistopheles," „Faust." — „Bolingbroke," „Ein Glas Wasser." — „Bernardet," „Gönnerschaften." — „Tourbières," „Lady Tartuffe." — „Leicester," „Maria Stuart." — „Jago," „Othello." — *„Clifford," „Prätendent." — *„Sancho," „Stern von Sevilla." — „v. Köller," „Struensee." — *„Lord Silburne," „Trauschein." — „Herzog Otto," „Treuer Diener seines Herrn."

1856. *„John Kemble," „Ella Rose." — „Marinelli," „Emilia Galotti." — „d'Arlincourt," „Eine Familie." — *„Fürst," „Ich speise bei meiner Mutter." — „Zawisch," „König Ottokars Glück und Ende." — *„Aegisthos," „Klytämnestra." — „Althof," „Königslieutenant." — *„Carl Stuart," „Lady von Worsleyhall." — „Macbeth." — *„Graf Hugo," „Otfried." — „Antonio," „Torquato Tasso." — *„Richelieu," „Unter der Regentschaft."

1857. „Jacob Wehringer," „Braut aus der Residenz." — *„Lecardonel," „Biedermänner." — *„Tiberius," „Brutus und sein Haus." — „v. Külen," „Elise v. Valberg." — „Schauspieler," „Hamlet." — „Raoul," „Jungfrau von Orleans." — „Kalb," „Cabale und Liebe." — *„Weller," „Dr. Brunner," „Der letzte Trumpf." — „Jacob v. Dehnholm," „Lästerschule." — *„Wendner," „Der reiche Mann." — „Nelling," — Verirrungen.

---

*) In den mit einem Sternchen bezeichneten Rollen hat Gabillon keinen Vorgänger in Wien gehabt.

1858. „Don Manuel," „Der Adept." — „Valentino," „Corregio." — *„Wilhelm v. Kornberg," „Drei Candidaten." — Graf St. Geran," „Fesseln." — *„Henry Morfield," „Fräulein Höckerchen." — „Weislingen," „Götz von Berlichingen." — *„Kaiser Friedrich," „Heinrich der Löwe." — „Lionel," „Jungfrau von Orleans. — „Doctor," „Krisen." — „Antiochus," „Makkabäer." — „Monbrun," „Der Reise-Commis. — „Mann vom Felsen," „Traum ein Leben."

1859. *„Odowalsky," „Demetrius." — *„Christian," „Düweke." — *„Vicomte von Penn-Marr," „Feenhände." — *„Fürst Udaschkin," „Graf Waldemar." — „Spangenberg," „Helene." — *„Sir Johnston," „Montrose." — *„Roland," „Meine Frau ist in Franzensbad." — *„Telessius," „Sabinerinnen." — *„Bevallan," „Verarmter Edelmann." — *„Fürst," „Welt und Theater."

1860. *„Tettenbach," „Crescentia." — *„Herr v. Illoy," „Feuer in der Mädchenschule." — „König Artus," „Griseldis." — *„Ritter Urach," „Heinrich von der Aue." — „Banquo," „Macbeth." — „Santinelli," „Monaldeschi." — *„Benko," „Nicht schön." — *„Heyston," „Der letzte Ravenswood." — *„Lord Warwik," „Unsere Freunde." — *„Tournas," „Vater und Sohn." — *„Valette," „Graf Hiob."

1861. *„Dorn," „Am Freitag." — *„Lehuchoir," „Cäsars Testament." — *„Raynaud," „Capitän Bitterlin." — *„v. Waldow," „Eine Frau, die in Paris war." — „Herzog von Richelieu," „Fräulein von Belle-Isle. — *„Numerius," „Die Fabier." — *„Michel Angelo," — „Terzky," „Piccolomini." — *„v. Werben," „Wenn man nicht tanzt." — *„Hotham," „Zopf u. Schwert." — „Alba," „Egmont," — „Terzky," „Wallensteins Tod."

1862. *„Friedrich v. Rosen," „Deutsche Komödianten." — „Friedrich Hahn," „Ein deutsches Dichterleben." — *„Oberst," „Der Freiwillige." — *„Bolingbroke," „König Richard II." — *„Vernouillet," „Oeffentliche Meinung." — *„Dr. Tellus," „Opfer der Wissenschaft." — *„Posthumus," „Perseus von Macedonien." — *„Prinz Heinrich," „Gottsched und Gellert." — *„Polyxenes," „Wintermärchen."

1863. *„Frondeville," „Attaché." — *„La Coste," „Andreas Hofer." — *„von Rohden," „Eglantine." — *„Abdallah," „Gute Freunde." — *„Hagen," „Nibelungen." — *„Windolf," „Opfer der Patienten." — „Ben Jochai," „Uriel Acosta." — *„Waldern," „Verlorener Sohn."

1864. „Prinz von Bouillon," „Adrienne Lecouvreur." — „Tullus Aufidius," „Coriolan." — *„Jan," „Edda." — *„Freiherr v. Drawitz," „Forsthaus." — *„Prinz Conti," „Kinder des Königs." — *„Choiseul." „Narciß."

1865. „Graf Dohna." „Deutscher Krieger." — *„Graf Donnersberg," „Excellenz." — *„v. Riverolles," „Flattersucht." — „Nottingham," „Graf Essex." — „Talbot," „Jungfrau von Orleans." — *„Heinrich VIII.," „Katharina Howard." — „Titus Vanhove," „Der letzte Brief." — *„Prinz Conti," „Prinzessin Montpensier." — *„Alberich," „Pietra." — „Georg III.," „Pitt und Fox." — „Tybalt," „Romeo und Julie." — *„Torcy," „Tag von Oudenarde."

1866. *„Mortimer," „Alte Junggesellen." — „Sapieha," „Demetrius." — *„Parcival Glyde," „Frau in Weiß." — „Hauptmann," „Hauptmann von der Scharwache." — „Prinz von Arragon," „Kaufmann von Venedig. — „Schauspieler Wehl," „Liebesprotokoll." — „v. Thalheim," „Preislustspiel." — „Spiegelberg," „Die Räuber." — *„Graf v. Provence," „Revanche." — „Graf Simon," „Treuer Diener seines Herrn." „Junker Tobias," „Was ihr wollt."

1867. *„Dyce," „Begum Somru." — *„Tuman," „Drahomira." — *„Ludwig XI.," „Gringoire." — *„Grafton," „Statthalter von Bengalen." — „Rivonnières," „Verlorener Sohn."

1868. *„Graf Törring," „Agnes Bernauer." — *„Graf Gyllensterna," „Gustav Wasa." — *„Pandulpho," „König Johann." — „Glendower," „König Heinrich IV." — *„Oberst Tavernier," „Miß Susanne." — „Oberst Torelly," „Sohn." — *„Oberst," „Sophonisbe." — *„Montgommery," „Schach dem König." — *„George Lingworth," „Testament eines Sonderlings." — „Laroquette," „Urbild des Tartuffe."

1869. „Lindenschmied," „Erbförster." — *„Giordano," „Isabella Orsini." — *„John Bright," „Lady Gloster." — *„Herzog von Orleans," „Liselotte." — „Saladin," „Nathan der Weise." — *„v. Fresinau," „Narr des Glückes." — *„Kelph," „Rosamunde." — *„Graf Schütz," „1683." — *„Baron Zitzewitz," „Ueber den Parteien." — *„Graf Augerolles," „Umkehr."

1870. *„Herzog von Orleans," „Graf Horn." — „Krokow," „Hans Lange." — *„Boffesen," „Landfrieden." — *„Schachowskoi," „Maryna." — „Wallenstein," „Picolomini und Wallenstein's Tod." — *„General Frondeville," „Zwei Väter."

1871. *„Herzog v. Villamare," „Fräulein v. Laury." — *„Gerd zur Heide," „Gräfin." — *„Hagen," „Kriemhilds Rache." — *„de Abuquede." „Probe des Don Juan." — *„Darnley," „Maria Stuart in Schottland."

1872. *„Khesel," „Bruderzwist im Hause Habsburg." — *„Opimius," „Gracchus." — *„Baron Retzinger," „Wunder Fleck."

1873. *„Herzog von York," „Heinrich VI.," erster Theil. — *„Baron Bodenstein," „Onkel Don Juan." — *„Reichthal," „Suchet, so werdet ihr finden."

1874. *„Narcissus," „Arria und Messalina." — *„Aben Fara," „Dolores." — *„Baron Fabro," „Erfolg." — *„York," „Heinrich VI.," zweiter Theil. — „Biwoy," „Libussa." — *„Löwenberg," „Die Realisten." — *„Saftgrün," „Sirene."

1875. *„Der Minister," „Geschichte aus Kentucky." — „Julius Cäsar." — „Mowbray," „König Richard II." — „Douglas," „König Heinrich IV.," erster Theil. — *„Oberrichter," König Heinrich IV.," zweiter Theil. — *„Groß-Connetable," „König Heinrich V." — „Oberst," „Leichtsinn aus Liebe." — „Derwisch," „Nathan der Weise." — *„Anicetus," „Nero." — *„Fra Girolamo," „Parisina." — *„Fürst Grönburg," „Trauerspiel des Kindes." — „Baron Lieven," „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten."

1876 *„Stefanie der Aeltere," Aus dem Stegreif." — *„Richard Steele," „Die beste Reise." — „Mardochai," „Esther. — *„Delobelle," „Fromont und Risler." — „Milota," „König Ottokars Glück und Ende." — „Burleigh," „Maria Stuart." — „Fouché," „Michel Perrin." — *„General," „Veilchenfresser." — *„Waldstein," „Wege des Glücks."

1877. „Erdgeist," „Faust." — „Berengar," „Braut von Messina." — „Abraham," „Deborah." — „Montrichard," „Damenkrieg." — „Graf Steinhausen," „Der geheime Agent." — „Daniel," „Judith." — „Werner," „Die Maler." — „Kreon," „Medea." — „Rocheferrier," „Partie Piquet." — *„Lecoincheur," „Raubmörder." — *„König Alonso," „Sturm." — „Manasse Vanderstraten." „Uriel Acosta."

1878. „Lepidus," „Antonius und Cleopatra." — *„Friedrich III.," „Andreas Paumkircher." — „Soldat," „Ahnfrau." — *„Friedrich von Nassau," „Die beiden de Witt." — „Andreas Doria," „Fiesco." — *„Edmund," „Johannistrieb." — *„Gaston,"

„Blinder Lärm." — *„Fürst Liebenstein," „Rosenkranz und Güldenstern." — „Marquis," „Vornehme Ehe." — *„Louvois," „Witwe Scarron."

1879. *„Harvey," „Amy Robsart." — „Selbitz," „Götz." — *„Marquis," „In meine Arme, Folleville!" — *„Desaubières," „Spätsommer." — *„Kattwald," „Weh' dem, der lügt!"

1880. *„Don Hannibal," „Abenteurerin." — *„General," „Krieg im Frieden." — *„Starhemberg," „Prinz Eugen." — *„Capitän Torring," „Rolf Berndt." — — *„Eulenstein," „Tochter des Herrn Fabricius."

1881. *„Tiresias," „Antigone." — „Graf Monrepos," „Brautfahrt." — „Don Pedro," „Preciosa." — „Graf Feldern," „Aus der Gesellschaft."

1882. *„König von Italien," „Karolinger." — *„Esteban Churchillo," „Mädchenrache." — *„Polyphem," „Cyklop." — *„Don Lope," „Richter von Zalamea." — „Wachtmeister," „Wallenstein's Lager." — *„Mathias Roll," „Zauberin am Stein."

1883. *„Emil v. Buchau," „Assunta Leoni." — *„Graf Westerwitz," „Der arme Hugo." — *„Wanderer," „Faust," zweiter Theil. — „König Claudius," „Hamlet." — *„Baron Saligneux," „Nachbar."

1884. *„Herzog," „Am Herzogshof." — *„Schiffer Albrecht," „Johann Ohlerich." — *„Schpigelsky," „Natalie." — „Buttler," „Picolomini," „Wallenstein's Tod." — *„Ruy Lopez," „Partie Schach."

1885. „Marquis v. Seiglière," „Fräulein v. Seiglière. — *„Hagen," „Kriemhild" (Wilbrandt).

1886. „Vaucourtois," „Alte Junggesellen." — *„Oberst Sperling," „Griechisches Feuer." — *„Graf v. d. Egge," „Maria und Magdalena." — *„Parcival," „Rose vom Schlachtfeld." — *„Baron Brendel," „Tropfen Gift."

1887. *„Marquis v. Roncibello," „Alltägliche Geschichte." — *„George Crosby," „Gräfin Lambach." — *„Rastiboulois," „Haus Fourchambault." — *„Gotmar," „Das kritische Alter." — *„Fürst Dartschikoff," „Nixe."

1888. *„Graf Pärnwald," „Cornelius Voß." — *„Marquis v. Vardes," „Gräfin Moret."

1889. *„Schramm," „Bruder Hans." — „Thoas," „Iphigenie." — „Oberst Berg," „Journalisten." — „Brömser," „Ein Lustspiel." — *„Baron Paumann," „Wilddiebe."

1890. „Northumberland," „König Heinrich IV.," zweiter Theil. — „Kaiser," „Käthchen von Heilbronn." — *„Barsac," „Schwiegermama." — *„Oberst v. Felsing," „Unterstaatssecretär." — „Laroque," „Berarmter Edelmann." — *„Betrunkener," „Volksfeind." — „Thompson," „Schach dem König."

1891. *„Tobb," „Dame in Schwarz." — *„Prinz von Chagres," „Juliette." — „Gloster," „Lear." — „Northumberland," „Richard II." — *„Reagoi," „Meister Manole."

1892. „Bardolph," „Heinrich IV." — „Bardolph," „Heinrich V. — *„Publius Saturninus," „Meister von Palmyra." — *„Heine," „Neue Zeit. — *„Zimmermaler Seifert," „College Crampton."

1893. *„Saweljew," „Kriemhild" (Meyer). — *„Reisender," „Spinnerin am Kreuz." — „Maurer Mattern," „Hannele."

1894. „Geheimrath Harden," „Erfolg." — „Hippel," „Examen." — „Dismas," „Tod im Stock."

1895. „Giacomo Neri", „Die erste Lüge."

Quellen und Anmerkungen.

Erstes Buch. Zweites Capitel. Der Vater. Zu Seite 21. Nach gütigen, eingehenden brieflichen Mittheilungen vom 14. März 1898 des Herausgebers der „Revue critique", Professor Arthur Chuquet in Paris. — Zu Seite 22. Friedrich v. Flotow's Leben von seiner Witwe. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892, Seite 48—57. — Zu Seite 22. „Der Güstrower Gesangverein von 1819—1894. Fest- und Gedenkschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens des Vereines." Verlag von Opitz & Cie., Güstrow. Seite 2. „Dirigent war Gabillon von 1819—1839." Seite 4. „Der Ordner und Leiter des Ganzen, Herr Kanzellist Gabillon, bewährt je länger, je mehr seinen Beruf zur Sache, wie ihn hier vielleicht Keiner so glücklich gepaart im Kopf und im Herzen tragen dürfte." — Zu Seite 26. Hofbuchhändler Emil Opitz in Güstrow schreibt mir: „Es ist mir persönlich ein Bonmot des Herrn Steuerrathes Gabillon bekannt, der ein äußerst humoristisch beanlagter, geistreicher Mann war. Eines schönen Abends brachte er dem Erbauer unseres Theaters, seinem Freund und Quartettgenossen Herrn Senator Lönnies zu dessen großem Aerger fein säuberlich geschrieben ein Epigramm:

Auf Senator Lönnies' Grab.

Hier ruht mein Freund von seinen Leiden aus,
Er baute Straßen und ein Schauspielhaus,
Zur Ehre seiner Stadt war er Senator,
Zu seines Leibes Nahrung Seifenfabrikator.

Natürlich nahm Senator Lönnies den Scherz sehr übel auf und vier Wochen hindurch fand kein Quartettabend statt. Das neue Schauspielhaus fand nämlich eine sehr abfällige Kritik in der Bürgerschaft und Senator Lönnies behauptete immer, der viele Aerger darüber sei noch sein Tod."

Drittes Capitel. Vom Gymnasium zur Wandertruppe. Zu Seite 30. Freundliche briefliche Mittheilungen von Frl. Josefine Wangel (Schwerin), Oberlehrer Friedrich Latendorf (dazu dessen Aufsatz „Amtliche Mecklenburgische Anzeigen", Schwerin, 5. August 1896), Postdirector A. Buchholtz in Schwerin, Professor Carl Lemcke in Stuttgart, Rechnungsrath und Notar Wilhelm Thede in Neu-Strelitz. — Zu Seite 32. Ueber Bethmann schreibt uns Frau Friederike Boye, geb. Müller: „Friedrich Bethmann war der Sohn eines reichen Bäckermeisters, der Gütschow hieß,

aber nicht wollte, daß sein Name auf den Theaterzettel käme; in Folge dessen nannte sich der Sohn nach seiner Mutter Bethmann. Er war in der damaligen Theaterwelt sehr beliebt und geehrt als Künstler, aus seiner Gesellschaft sind sehr namhafte Sänger und Schauspieler hervorgegangen, außer Gabillon noch Düffke (Hannover), Vollmer, Hassel u. A. m. An seiner Bühne gastirte Kunst in seiner besten Zeit, Baumeister, Unzelmann u. s. f."

Viertes Capitel. Hofschauspieler und Ehemann. Zu Seite 40. Freundliche Mittheilungen vom Oldenburger Oberbibliothekar Dr. Reinhold Mosen (dem Sohne Julius Mosen's), der sich Gabillon's noch aus seiner Knabenzeit erinnert, Baron G. v. Friesen und Professor C. Stiehl (Lübeck). — R. Freiherr v. Dalwigk, „Chronik des Oldenburger Hoftheaters." Oldenburg, Schulze, 1881. — Zu Seite 41. R. Cabano's Zuschrift in Nr. 196 der „Mecklenburger Nachrichten", 1897. — Zu Seite 43. Ueber das Schweriner Gastspiel schreibt uns eine Verwandte Gabillon's, Frl. Josefine Wangel in Schwerin, der ich für mannigfache Förderung dieser Arbeit besonders dankbar bin: „Wie war ich erregt über den jähen Tod des guten Herrn Gabillon (des Steuerrathes), dessen ganzes Glück der Sohn war, der nichts sehnlicher wünschte, als ihn als Künstler in Schwerin auftreten zu sehen. Es war mir ein tiefbewegter Abend — dabei das schöne Bild und Spiel des ‚Wilhelm'". — Zu Seite 43. Mosen's Gedicht „Das sterbende Kind". Sämmtliche Werke, Band VI, S. 304, Leipzig, 1880.

Fünftes Capitel. Cassel und Hannover. Zu Seite 49 ff. „Decamerone vom Burgtheater." Wien, 1880. Seite 53—75. — Zu Seite 59 ff. Otto Braun, „Aus allerlei Tonarten." Zweite Auflage. 1898, Cotta. Festprolog des Prinzen Carneval. Seite 89, Note. — Zu Seite 62 ff. Eingehende Mittheilung von Professor Friedrich Grahn in Hannover. — Zu Seite 62—63. Mündliche Mittheilung von Bernhard Baumeister. — Zu Seite 63. „Zeitung für Norddeutschland," 29. Februar 1852. — Zu Seite 65 ff. „Zeitung für Norddeutschland" und „Hannover'sches Tageblatt", 28. April 1853. — Zu Seite 66. „Fremdenblatt," Wien, 9. Februar 1887. — Zu Seite 67. „Geschichte der deutschen Schauspielkunst," V., Seite 68, 75, 82, 84. Von Eduard Devrient. — Zu Seite 69. Gütige briefliche Mittheilung Julius Rodenberg's vom 28. Februar 1898.

Zweites Buch. Erstes Capitel. Bei der jungen Garde Laube's. Das Burgtheater. Von Heinrich Laube. Zweite Auflage. Leipzig 1891. Eduard Wlassack. Chronik des Burgtheaters. Wien, 1876, passim. — Zu Seite 76. Sigmund Schlesinger „Wiener Tagblatt" vom 28. October 1893. — Zu Seite 77. Vgl. Rudolf Baldek, „Ostdeutsche Post," October 1854. — Zu Seite 79. Laube's Briefe über das deutsche Theater („Augsburger Allgemeine Zeitung," 1846, April-Mai, Nr. 120 ff.); vgl. Zur Berufung Laube's an das Wiener Burgtheater (Acta diurna von Anton Bettelheim. Wien, Hartleben, 1899): „Die in Wien vorhandene Tradition, das Burgtheater müsse das beste deutsche Theater sein, sei unverkennbar politischen Ursprungs" (Seite 203 ff.). — Zu Seite 84. Nach freundlichen Mittheilungen von Emilie Roberwein. — Zu Seite 85. Paul Schlenther: Ludwig Gabillon. „Die Nation." Februar 1896. — Zu Seite 85. Zerline Gabillon. Ein Künstlerleben. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Bonz, 1894. — Zu Seite 89. Ludwig Gabillon. Von J. Minor in Band I:

„Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog," herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer, 1897, Seite 432—440.

Zweites Capitel. Der Hagen des Burgtheaters. Zu Seite 104. Vgl. über Bernhard Scholz, Hans Hopfen: Streitfragen und Erinnerungen. Stuttgart, Cotta, 1876. S. 100 ff. — Zu Seite 105. Gabillon's Charakterrollen würdigt Professor Friedrich Haßlwander („Allgemeine Künstler- und Schriftsteller-Zeitung," 3. November 1893) u. A. folgendermaßen: „... Noch sehe ich ihn als ‚Edmund' vor mir, voll strotzender Jugendkraft, das lockige Haupt mit dem keck sitzenden Barette geschmückt, mit kleidsamem, grünem Sammtwams angethan, wie er siegreich seine kühnen Doctrinen kund gab. Ebenso prächtig in der männlichen Erscheinung wie vortrefflich in der Durchführung, stellte er den schwankenden ‚Leicester', den treulosen ‚Weislingen', den ränkevollen ‚Jawisch', den wilden ‚Gianettino' dar. Eine Meisterleistung dieser Art war auch sein ‚Otto von Meran'. Nie habe ich einen Schauspieler leidenschaftlicher spielen sehen, als Gabillon in der Scene mit der Königin, wo er sich das Barett vom Kopfe riß und auf die Erde schleuderte und dann sich selbst zu Boden warf in sinnloser Aufregung. ‚Richard III.' gab der Künstler voll Farbe und Leben, kraftvoll bis zum Schlusse. Es stehen keinem Schauspieler seit Dawison die hohen schneidigen Töne teuflischen Hohnes so zur Verfügung wie Gabillon. Auch als ‚Antiochus' hatte Gabillon das eigenthümlich unheimliche, tigerhafte Wesen, das seinen ‚Caligula' und ‚Richard' charakterisirte. Ebenso fanden ‚Geßler', ‚Jago' und der ‚Mann vom Felsen' in Gabillon den wirksamsten Darsteller. Als ‚Mark Anton' bewährte er sich als vorzüglicher, hinreißender Sprecher. Fast in jeder Rolle scheint er ein Anderer zu sein und oft war er beim Auftreten selbst für seine Freunde unkenntlich (‚Udaschkin')." — Zu Seite 120. Minor loc. cit. 437. Ludwig Speidel, „Neue Freie Presse", 31. October 1893. — Zu Seite 121. Emil Kuh, Biographie Friedrich Hebbel's. Wien, 1877. Band I, Seite 114, 556. — Zu Seite 124. Ludwig Hevesi, Wiener Todtentanz. Stuttgart, Bonz, 1899. Ludwig Gabillon. Seite 18—44. — Zu Seite 136. „Waidmanns Heil!" Eine Jagdhütten-Erinnerung. (Nur als „Manuscript für Freunde" gedruckt.) Wien 1873.

Drittes Capitel. Zu Seite 159, 160. Die Briefe an den Rechtsanwalt des „Schröder" danke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Hofrathes Dr. v. Nava. — Zu Seite 182. Vgl. Paul Schlenther, „Vossische Zeitung" vom 25. Jänner 1895.

Fünftes Capitel. Jubiläum und Ende. Zu Seite 276. Von den zahlreichen Festartikeln zum Jubiläum seien außer den schon oben erwähnten noch angeführt: Max Kalbeck, „Neues Wiener Tagblatt," 29. October; „Extrablatt" vom 29. und 31. October; Ludwig Hevesi, „Pester Lloyd" vom 29. October und „Fremdenblatt" vom 29. und 31. October; „Wiener Abendpost" (Friedrich Uhl), 31. October; „Neue Freie Presse," 31. October; „Das Vaterland," Ende October; „Presse," Aus dem Leben Ludwig Gabillon's, Ende October; „Frankfurter Zeitung," 27. October; „Steirische Alpenpost," 5. November 1893 ꝛc. — Unter den zahlreichen Kränzen, die Gabillon zum Jubiläum gewidmet wurden, machte ihm keiner mehr Spaß, als ein winziges Geflecht aus Tannenzweigen, auf dessen Schleifen die Inschrift stand: „Sei gesegnet von Hunden und Hundes-Hunden. Canes familiares Gabilloniei."

Zum Rollen-Verzeichniß. Roſtock. Die leider ziemlich lückenhaften Angaben verdanke ich Frau Friederike Boye-Müller nach dem Rollenbuche ihrer 1858 verſtorbenen Schwägerin Frau Brüning. — Oldenburg. Dalwigk, „Chronik des Oldenburger Hoftheaters", 1881, ergänzt durch freundliche Mittheilungen des Herrn Oberbibliothekars Dr. Reinhold Moſen. — Schwerin. Gefällige, durch Vermittlung von Frl. Joſefine Wangel zuſammengeſtellte Daten der Intendanz des Hoftheaters. — Caſſel. Nach gütigen eigenhändigen Aufzeichnungen des Intendanten Freiherrn von und zu Gilſa. — Hannover. Nach eingehenden freundlichen Nachrichten von Herrn Profeſſor Friedrich Grahn. — Wien. Verzeichniß der Rollen, die Ludwig Gabillon 1853—1893 im Burgtheater geſpielt hat. Als Manuſcript für Freunde gedruckt, 1893; ſeither ergänzt durch gefällige Angaben von Herrn Chriſtian Lorey.

Namen-Verzeichniß.

Aigner 89.
Aleris 255.
Ander 143, 144.
Anzengruber 218, 267.
Anschütz Emilie 129.
Anschütz Heinrich 75, 79, 80, 81, 84, 109, 119, 129, 155, 279.
Anschütz Roderich 123.
Arnsburg 81, 250.
Artôt 104.
Auersperg, Fürst 119, 145.

Bäuerle 99 ff.
Bagréef-Speranski 83.
Bamberg 121.
Barnay 247.
Barsescu 220, 230, 241, 243.
Bartelmann 119.
Baudius (-Wilbrandt) 132, 170, 172.
Bauer 253.
Bauernfeld 79, 184, 241.
Baumeister 31 ff., 62, 63, 77, 82, 102, 124, 125, 145, 156, 177, 196 198, 224, 230, 235, 237, 254, 257, 287, 294, 306.
Bayer-Bürck 91.
Beckmann 82, 125, 126, 132, 134, 135, 163.
Bennigsen 64.
Berger 101, 187, 217, 227, 233, 238, 239, 240.
Bernhardt Sarah 227.
Bethmann 31 ff., 33, 34 ff., 59, 265, 284, 305.
Bettelheim Anton 198, 215, 218, 256, 258, 259, 274, 292, 306, 307.
Bettelheim Caroline (v. Gomperz-) 189, 274.
Bettelheim Helene (Gabillon-) 198 ff., 219, 259, 285.
Bettelheim Ludwig 219.
Bezecny 189, 227, 238, 240, 284.
Bierwirth 25.
Billroth 219.
Binder 59, 82.
Blaas 187.
Böckmann v. 22.
Bodenstedt 49 ff., 69, 102, 106, 114.
Bonn 247, 248, 255.
Boßler 115.
Boye Christian 33 ff.
Boye Friederike (Müller-) 34 ff., 305, 307.
Braun Otto 59, 306.
Braun (Staatsrath) 233, 234.
Bretzenheim, Fürstin v. 116.
Brüning 307.
Buchholtz 305.
Büchner 30.
Bukovics 236.
Bülow v. 22.
Bülow v. (Minister) 234.
Burckhard 120, 239, 240, 241, 243, 244, 247, 248, 251, 269, 279, 280, 286, 288, 290 ff., 294.

Cabano 41, 306.
Carl Ludwig, Erzherzog 190.
Carol, König von Rumänien 248.
Chlumecky 189.
Chrobak 189.
Chuquet 21, 305.

Dahse 276.
Dalwigk 40, 306, 307.
Dawison 76, 80, 90.
Deinhardstein 80.
Deman 252, 253.
Demuth 104, 139, 224, 240.
Dessauer 88.

Dessoff 131, 133.
Dessoir Ferdinand 235.
Dessoir Ludwig 67.
Devrient Carl 68.
Devrient Eduard 67, 306.
Devrient Emil 67.
Devrient Ludwig 118.
Devrient Max 187, 230, 239, 252.
Dickens 262.
Dingelstedt 32, 69, 123, 146, 148, 164, 168, 169, 171, 172, 173, 174, 176, 180, 181, 182, 191, 195, 234, 265, 272.
Doczi 187.
Drarler 135.
Droste 176.
Dumas fils 162.
Dumba 189.
Dustmann 104.

Ebner Marie v. 161, 288.
Elßler 187.
Eiserle 100.
Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich 83.
Ellmenreich 41, 42 ff.
Ernst August, König von Hannover 62.
Esser 131.
Everardi 104.

Faull 204.
Ferdinand, Fürst von Bulgarien 275.
Fernkorn 279.
Fichtner 80, 81, 90, 109, 119, 279.
Fischer 256.
Flaubert 249.
Fleischl Ida v. 117.
Flotow Friedrich v. 22 ff., 305.
Förster 117, 118, 149, 153, 155, 157, 169, 170, 176, 177, 227, 228, 231, 233, 234, 238.
Fournier August 179, 202, 203, 205, 206, 209, 211.
Fournier Dora (Gabillon-) 229.
Franz 102, 109, 117, 119, 122, 131.
Franz Josef, Kaiser von Oesterreich 83, 231, 278.
Friedländer 189.
Friedrich Franz I., Großherzog von Mecklenburg 27.
Friedrich Wilhelm I., Kurfürst von Hessen-Cassel 48 ff.
Friesen v. 306.
Fröhlich 83.
Fuhr 67.
Fulda 236.
Fux 187, 279.

Gabillon Christoph 21.
Gabillon Dora (-Fournier) 104 ff., 178, 192, 203, 229, 261.
Gabillon (Mutter) Dorothea 5 ff.
Gabillon Helene (-Bettelheim) 104 ff., 179.
Gabillon Jean 21.
Gabillon Jeannette 22 ff.
Gabillon (Vater) Johann Otto Ludwig 8 ff., 22 ff.
Gabillon Zerline (Würzburg-) 141, 145 ff., 165, 183 ff., 191, 256 ff., 258 ff., 277, 292.
Geibel 49, 108.
Georg V., König von Hannover 65, 68, 134.
Gerold 189.
Giäver 208, 209, 211.
Gilsa 308.
Gjems 207 ff.
Goethe 81, 264.
Gomperz 189, 203.
Goßmann 104, 133, 142.
Grahn 277, 306, 308.
Grillparzer 79, 83, 92, 171, 182.

Häringen 48 ff.
Hagemann 210.
Haizinger Amalie 81, 85, 104, 131, 216, 231.
Haizinger Anton 131.
Hallenstein 188, 200, 202, 230, 233, 235, 236.
Halm (Münch) 84, 145, 146, 155.
Harbig 135.
Hasenauer 230.
Hartmann 80, 132, 136, 141, 149, 187, 188, 226, 230, 231, 240, 255, 291.
Haßlwander 307.
Hauptmann 253, 267.
Hebbel 84, 104, 106, 120, 121, 150, 277, 292.
Heine 91.
Hellmesberger 189.
Herbeck 189.
Hevesi 85, 94, 96, 103, 105, 124, 292, 295, 306.
Heyse 83, 114.
Hillebrand 174.
Hinstorff 263.
Hofmann 191, 196.
Hohenfels (-Berger) 233, 240, 295.
Hohenlohe 169, 178, 191, 235, 288.
Hohenlohe, Fürstin 189.
Holbein 80.
Hopfen 104, 166, 307.
Hruby 251, 254.
Hübner 230.

Ibsen 207, 229, 232, 242, 243, 246, 247, 267, 268.
Janisch 181.
Jenke 43.
Johann, Erzherzog 245.
Johanny 290.
John 23.
Juell 207, 212.
Jünke 5 ff.
Jürgan 82, 86, 240.

Kahler 189.
Kalbeck 253.
Kallina 252.
Kanitz 254.
Katzenstein 59.
Kaulbach 114.
Keller 24, 128, 266.
Kiel 33.
Kirschner 118.
Kläger 59.
Köberl 199.
Koberwein 81, 84, 131, 306.
Kompert 219.
Kraftel 80, 125, 223, 254.
Kratz 125.
Krieg 286.
Kuh 121, 307.
Kunst 59.

Lamezan 187.
Landvogt 82, 93.
La Roche 79, 80, 81, 89, 91, 93, 100, 116, 155, 158, 163, 172, 184, 223, 224, 279.
L'Arronge 187.
Latendorf 22, 305.
Laube Heinrich 32, 66 ff., 68, 75 ff., 89, 90, 94, 104, 109, 115, 117, 118, 123, 135, 145, 146, 151, 153, 156, 162, 163, 164, 171, 215, 228, 237, 241, 264, 295, 306.
Laube Iduna 78, 100, 153, 154, 161.
Leitenberger 189, 202, 205 ff., 209, 213.
Lewinsky 80, 105, 115, 155, 172, 173, 181, 184, 187, 242, 281.
Lewinsky, Frau 232, 255.
Lobmeyr 189, 242, 275, 286.
Lorey 233, 308.
Löwe 79, 80, 81, 155, 176, 279.
Ludwig 154 ff., 242.

Makart 167 ff., 175, 187 ff., 190, 261, 262.
Malsburg, Baron 49 ff., 82.
Mannaghetta 141.
Marie, Herzogin von Mecklenburg 190, 249.
Marschner 51, 64, 69.
Maurice 85.
Mautner 161.
Meixner 80, 82, 154, 220 ff., 221, 222, 224, 235.
Meran, Graf von 245, 250.
Michely 123, 234.
Minor 78, 89, 106, 120, 297, 306, 307.
Mitterwurzer 146, 224, 247, 265.
Mosen J. 32, 39, 40, 42, 47, 264.
Mosen R. 306, 307.
Mosenthal 88, 98, 152, 153, 155.
Müller Friederike 34.
Müller Leopold 141.
Müller (Ur-) 51 ff.
Münch (Halm) 145 ff., 148 ff., 153, 161, 163, 191.
Muzarelli (Beckmann-) 125.

Nava 125, 126, 131, 133, 143, 157, 159, 160.
Nestroy 82.
Neumann (Kirchenrath) 23.
Neumann Louise (Gräfin Schönfeld-) 216.
Nötel 67.

Obermüllner 132, 133, 143, 145.
Opitz 305.
O'Sullivan 221, 228.
Otto, Erzherzog 190.

Pachler 83, 100, 154.
Paoli Betty 76, 77, 83, 86, 89, 104, 106, 134, 145, 149, 161, 165, 170, 178 ff., 187, 280, 284, 285.
Pasqualati 122.
Paul, Herzog von Mecklenburg 190, 248.
Pauli 60.
Pecht 114.
Pepper 65.
Perglaß 64.
Pierstorpp 19.
Pospischil 241.
Possart 247.
Pretis 189.

Ranftl 143.
Raspe 203.
Raymond 104 ff., 119.
Reimers 187, 227, 235, 243, 244.
Rekowsky (Linden-) 63 ff.
Rettich 77, 82, 84, 91, 102, 104, 117, 118, 129, 143, 153, 170, 176, 183.
Reuter 218, 249, 263 ff., 276.
Rodenberg 69, 306.
Rubinstein 104.
Rudolf, Kronprinz von Oesterreich 230, 231.

Saar 187, 229.
Sandrock 236.
Schacht 45.
Schauffert 148, 149, 152.
Scheffel 259, 262.
Schelle 139.
Schickh 104, 136, 141.
Schiller 264.
Schindler 95.
Schlenther 85, 101, 182, 231, 248, 292, 306.
Schlesinger 99, 157, 306.
Schmal 31.
Schmerling 189.
Schmidt Erich 219, 276.
Schneeberger (=Hartmann) 135.
Schöne 80, 125, 130, 131, 133, 136, 139, 141, 175, 185, 187, 198, 202 ff., 213, 225, 230, 233, 255, 259, 273, 285, 288.
Scholz Bernhard 104, 110 ff., 113 ff., 151, 165, 166, 167, 307.
Scholz Wenzel 82, 117.
Schramml 131, 286.
Schratt 187, 235, 236.
Schreyvogel 79, 147.
Schröder Sophie 84, 153.
Schrötter 175, 189.
Schwarzenberg, Fürst 83, 189.
Schwerdtner 122 ff., 270 ff.
Schubert 222.
Schulz 189.
Scott 68, 251, 255, 262.
Seebach 91.
Seibert 143.
Shakespeare 265 ff.
Singer, Dr. Jakob 237.
Sonnenthal 80, 104, 157, 160, 161, 162, 170, 172, 173, 187, 189, 191, 197, 221, 223, 226, 227, 238, 242, 244, 248, 252, 253, 274, 279, 280, 288, 291.
Speidel 104, 120, 124, 139, 146, 152, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 227, 232, 239, 292, 307.
Spohr 59.
Stahr 39, 50.
Standthartner 143, 189.
Steub 218.
Stiehl 306.
Storm 218, 219.
Strindberg 253.
Sulkowsky 122.
Sylva, Carmen 247.
Tempelten 237.
Teschenberg 187, 205.
Thede 30, 203, 305.
Thimig 160, 175, 187, 188, 203, 212. 255, 259, 281, 285, 289, 296, 297.
Thorsch 239.
Tilgner 187.
Trachtmann 22.

Uhl 307.
Uhland 262.
Urbantschitsch 252.

Valdek 77, 121, 306.
Vestvali 152.
Veth 175.
Vischer 125, 126, 129, 267.
Volger 20.
Voltz 135.
Vollmer 34, 38, 203.
Voß 255.

Wagner Carl 231.
Wagner Josef 80, 82 89, 107, 117, 118, 119, 132, 153.
Wagner Richard 189.
Walter 189.
Wangel 277, 306, 308.
Weilen 152, 174.
Wertheimstein 189, 233, 249.
Wessely 219.
Wer 30.
Wilbrandt Adolf 32, 174, 184, 187, 190, 191, 192, 197, 198, 216, 217, 218, 249, 281, 292.
Wilbrandt Auguste 236, 249.
Wilczek 141, 235, 245.
Wildenbruch 244.
Wilhelmi 226.
Wlassack 227, 306.
Wöhler 204.
Wolff 146, 148, 150, 151, 161, 163, 164, 191.
Wolter 124, 161, 162, 168, 175, 187, 203, 221, 222, 223, 228, 233, 235, 237, 242, 243, 252, 255, 265, 288.
Wrbna 164, 173.
Würzburg Zerline (=Gabillon) 77, 78, 85, 99, 215.

Zahlhas Johanna (=Gabillon) 40 ff.
Zahlhas v., Johann Baptist 41.
Zimmermann, Pfarrer 238.
Zschokke 249.

PN 2618 .G2. A3 C.1
Tagebuchblatter, Briefe, Erinn
Stanford University Libraries
3 6105 038 864 331

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305